



Fred Vargas

Der vierzehnte Stein

Kommissar Adamsberg, der Schweiger, Träumer, Einzelgänger - in diesem neuen Roman ist er ein Mensch auf der Flucht. Im Wettlauf mit der Zeit muß er, scheinbar schuldig geworden, seine Unschuld beweisen und einen Mörder finden, den es für die anderen gar nicht gibt. Eine Geschichte von dramatischer Spannung, furiosem Tempo und - reiner Poesie!

ISBN: 3-351-03030-4

Original: Sous les vents de Neptune

Aus dem Französischen von Julia Schoch

Verlag: Aufbau-Verlag GmbH

Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2005

Umschlaggestaltung: Andreas Heilmann, Hamburg

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Eine Vision auf einem nächtlichen Boulevard, ein Bild, eine Zeitungsnotiz - sie lösen eine dreißig Jahre zurückliegende heftige Erinnerung in Kommissar Adamsberg aus. Sein Bruder Raphaël wurde damals des Mordes an seinem geliebten Mädchen verdächtigt, getötet durch drei gräßliche Stiche in die Brust, wie von einer dreizinkigen Waffe. An diesem Verdacht ist Raphaël zerbrochen und seitdem verschollen - ein nie verheilter Schmerz für den Älteren. Jetzt aber liegt in einem Dorf bei Straßburg ein totes Mädchen mit den gleichen drei roten Malen im Leib. Adamsberg weiß, wer seinerzeit der Mörder war, aber er war zu jung damals und zu machtlos gegen Fulgence, den Mächtigen, der nie gefaßt wurde.

Seitdem sind drei Jahrzehnte vergangen, und Fulgence ist tot. Wer also mordet weiter mit einer gleichen Waffe? Der Gedanke verfolgt Adamsberg noch in den kanadischen Winter, wohin er mit seinem Stab zu einem Workshop reist. Oder war es uneingestanden der neue Aufenthaltsort von Camille, der ihn zu dieser Reise bewog? Camille, die wundervolle Geliebte, die er so oft verletzt hat? Dort aber, an einem vereisten See, über dem die Wildgänse kreisen, geschieht etwas Ungeheuerliches, das ihn in einer Nacht vom Jäger zum Gejagten macht.

Autor



FRED VARGAS, geb. 1957 und hauptberuflich als Archäologin in einem Forschungsinstitut tätig, lebt mit ihrem Sohn in Paris. Ihre Romane stehen seit Jahren auf den französischen Bestsellerlisten und erscheinen inzwischen in 24 Sprachen.

Für Jo Vargas, meine Zwillingschwester

An die schwarze Kellerwand gelehnt, betrachtete Jean-Baptiste Adamsberg den gewaltigen Heizkessel, der zwei Tage zuvor jede Tätigkeit eingestellt hatte. An einem Samstag, 4. Oktober, während die Außentemperatur auf ungefähr ein Grad gesunken war und ein steifer Wind von der Arktis her wehte. Laienhaft begutachtete der Kommissar den Brenner und die nun stillen Rohrleitungen, in der Hoffnung, sein freundlicher Blick könnte der Anlage neue Kraft einflößen oder aber den Fachmann auftauchen lassen, der kommen sollte und nicht kam.

Dabei war er weder besonders kälteempfindlich, noch war ihm die Situation unangenehm. Im Gegenteil, die Vorstellung, der Nordwind käme ohne Aufenthalt oder Umweg vom Packeis geradewegs in die Straßen des Pariser 13. Arrondissements, gab ihm das Gefühl, er könnte mit einem einzigen Schritt in jene eisigen Weiten gelangen, dort umherstapfen und sich ein Loch für die Robbenjagd aufhacken. Er hatte sich noch eine Strickweste unter seine schwarze Jacke gezogen, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er hier in aller Ruhe die Ankunft des Monteurs abgewartet und auf das Auftauchen der Robbenschnauze gelauert.

Aber die mächtige Maschine im Kellergeschoß trug nun einmal auf ihre Weise zur Aufklärung der Fälle bei, die zu jeder Tageszeit auf die Brigade criminelle zukamen, indem sie die Körper der vierunddreißig Radiatoren und der achtundzwanzig Bullen im Gebäude wärmte. Kältestarre Körper, die derzeit in Anoraks verschwunden waren, sich um den Kaffeeautomaten drängten und ihre behandschuhten Finger an die weißen Becher drückten. Oder sich gleich davonmachten in die umliegenden Bars. Damit aber erstarrten auch die Akten. Hochwichtige Akten, blutige Verbrechen. Die den gewaltigen Heizkessel indes

nicht interessierten. Wie ein fürstlicher Tyrann wartete er darauf, daß ein Mann der Zunft sich aufmachen und ihm zu Füßen legen möge. Als Zeichen seines guten Willens war Adamsberg schließlich hinuntergegangen, um ihm seine kurze und überflüssige Aufwartung zu machen, aber vor allem auch, um dem Lamentieren seiner Männer zu entfliehen und ein wenig Dunkel und Stille zu finden.

Dieses Gejammer, während sich in den Räumen doch immerhin noch eine Temperatur von zehn Grad hielt, war ein schlechtes Vorzeichen für den DNA-Lehrgang in Quebec, wo sich ein rauher Herbst ankündigte - minus vier Grad gestern in Ottawa und hier und da bereits Schnee. Zwei Wochen, in denen es um genetische Fingerabdrücke gehen würde, um Speichel, Blut, Schweiß, Tränen, Urin und andere Absonderungen, die heutzutage elektronisch erfaßt, geordnet und analysiert werden konnten, alle menschlichen Säfte, die zum regelrechten Kriegsgerät der Kriminalwissenschaft geworden waren. Eine Woche vor der Abreise hatten Adamsbergs Gedanken bereits abgehoben in Richtung kanadische Wälder, jene unermeßlich weiten, wie es hieß, die durchlöchert waren von Tausenden von Seen. Sein Stellvertreter Danglard hatte ihn grollend daran erinnert, daß sie wohl eher auf Bildschirme starren würden und in gar keinem Fall auf die Oberfläche von Seen. Seit einem Jahr grollte Capitaine Danglard nun schon. Adamsberg wußte, warum, und wartete geduldig darauf, daß dieses Knurren sich legte.

Danglard dachte nicht über Seen nach, sondern betete jeden Tag, daß ein heißer Fall die gesamte Brigade hier festnageln möge. Seit einem Monat quälte ihn der Gedanke an sein baldiges Ableben bei einer Explosion der Maschine über dem Atlantik. Seitdem allerdings der Fachmann, der kommen sollte, nicht kam, wurde seine Stimmung merklich besser. Er setzte auf diesen unerwarteten Ausfall des Heizkessels und hoffte, der

Kälteeinbruch würde die absurden Phantasien entkräften, die die eisigen Weiten Kanadas in den Köpfen seiner Kollegen erzeugten.

Adamsberg legte seine Hand auf die Brennerklappe der Anlage und lächelte. Wäre Danglard imstande, den Heizkessel zu manipulieren, weil er die demobilisierende Wirkung einer solchen Aktion voraussah? Und die Ankunft des Monteurs zu verzögern? Ja, zu so etwas war Danglard imstande. Seine bewegliche Intelligenz glitt in jedes noch so feine Räderwerk des menschlichen Geistes: vorausgesetzt natürlich, daß es auf Vernunft und Logik beruhte. Und genau hier, auf dem schmalen Grat zwischen Vernunft und Instinkt, waren Adamsberg und sein Stellvertreter mit den Jahren zu absoluten Gegensätzen geworden.

Der Kommissar stieg die Wendeltreppe wieder hinauf und durchquerte den großen Saal im Erdgeschoß, wo sich seine Männer schwerfällig, weil angedickt mit der Last ihrer Schals und Pullover, wie in Zeitlupe hin und her bewegten. Ohne jeden erkennbaren Grund nannte man diesen Raum den Konzilsaal, sicherlich, dachte Adamsberg, weil hier die gemeinsamen Versammlungen stattfanden, Schlichtungsgespräche oder auch Verschwörungssitzungen, je nachdem. Ebenso nannte man den angrenzenden Raum den Kapitelsaal, er war viel kleiner, und hier versammelte sich der engere Kreis der Mitarbeiter. Wer sich diesen Namen ausgedacht hatte, wußte Adamsberg nicht. Wahrscheinlich Danglard, dessen Bildung ihm mitunter grenzenlos, ja beinahe toxisch erschien. Der Capitaine wurde von heftigen Wissensausbrüchen heimgesucht, die so häufig wie unkontrollierbar über ihn kamen, etwa wie ein Pferd, das sich in schnaubender Erregung schüttelt. Ein schwacher Anreiz genügte - ein selten verwendetes Wort, ein verschwommener Begriff -, und schon rastete bei ihm ein gelehrter Mechanismus ein, der

nicht unbedingt immer sehr angebracht war, sich jedoch mit einer Handbewegung unterbrechen ließ.

Mit einer verneinenden Geste bedeutete Adamsberg den Gesichtern, die sich ihm auf seinem Weg zuwandten, daß der Heizkessel noch immer kein Lebenszeichen von sich gab. Er erreichte das Büro von Danglard, der mit düsterer Miene die dringendsten Berichte zu Ende schrieb, für den verheerenden Fall, daß er mit nach Labrador mußte. Allerdings würde er dort ja ohnehin nie ankommen wegen dieser Explosion über dem Atlantik infolge eines Brandes im linken Triebwerk, ausgelöst durch einen Schwarm Stare, der in die Turbine geraten war. Und das war eine Aussicht, die ihn seiner Meinung nach vollauf berechtigte, eine Flasche Weißwein schon vor sechs Uhr abends zu öffnen.

Adamsberg setzte sich auf eine Ecke des Tisches.

»Wie weit, Danglard, sind wir mit dem Fall Hernoncourt?«

»So gut wie abgeschlossen. Der alte Baron hat ein Geständnis abgelegt. Vollständig und klar.«

»Zu klar«, sagte Adamsberg, indem er den Bericht zurückschob und sich die Zeitung griff, die sauber gefaltet auf dem Tisch lag. »Da haben wir ein Abendessen im Kreise der Familie, das in einem Gemetzel endet, und wir haben einen zögerlichen alten Mann, der sich in seinen Worten verstrickt. Plötzlich aber entschließt er sich zur Klarheit, ohne jeden Übergang, ohne Helldunkel. Nein, Danglard, das unterschreiben wir nicht.«

Adamsberg schlug geräuschvoll eine Seite der Zeitung um.

»Und das soll heißen?« fragte Danglard.

»Daß wir noch mal von vorn beginnen. Der Baron führt uns doch an der Nase herum. Er deckt jemanden, und sehr wahrscheinlich seine Tochter.«

»Und die Tochter würde ihren Vater ans Messer liefern?«

Adamsberg blätterte eine nächste Seite der Zeitung um. Danglard mochte es nicht, wenn der Kommissar seine Zeitung las. Er gab sie ihm stets zerknittert und in Einzelteilen zurück, man brauchte dann gar nicht erst zu versuchen, das Papier wieder in seine gefaltete Form zu bringen »Hat man schon erlebt«, antwortete Adamsberg. »Aristokratische Traditionen und vor allem ein mildes Urteil für einen schwachen alten Mann. Ich sage Ihnen nochmals, da gibt's nichts Zwielfichtiges, und so was ist nicht vorstellbar. Dieser Sinneswandel kommt viel zu plötzlich, das Leben kennt keine so sauberen Brüche. Also ist irgend etwas faul daran.«

Danglard war müde, er verspürte plötzlich eine heftige Lust, sich den Bericht zu schnappen und alles hinzuschmeißen. Auch die Zeitung an sich zu reißen, die Adamsberg in seinen Händen achtlos auseinandernahm. Ob wahr oder falsch, er würde in jedem Fall gezwungen sein, das verdammte Geständnis des Barons noch einmal zu überprüfen, nur weil der Kommissar irgendeine schwammige Eingebung hatte. In den Augen Danglards glichen diese Eingebungen einer primitiven Rasse wurmartiger Weichtiere ohne Füße noch Flossen, ohne Unter- noch Oberseite, deren durchsichtige Körper unter der Wasseroberfläche trieben, und sie reizten den präzisen, scharfen Verstand des Capitaine, ja sie widerten ihn regelrecht an. Er wäre auch deshalb gezwungen, noch einmal alles zu überprüfen, weil diese weichtierartigen Eingebungen sich nur allzu häufig als richtig erwiesen, dank wer weiß welchem Adamsbergschen Vorherwissen, das der raffiniertesten Logik trotzte. Ein Vorherwissen, das den Kommissar von Erfolg zu Erfolg schließlich bis auf diese Tischkante geführt hatte, auf diesen Posten als ungebürlicher, versonnener Chef der Mordbrigade des 13. Arrondissements. Ein Vorherwissen, das Adamsberg selbst indes leugnete und ganz einfach die Leute, das Leben nannte.

»Hätten Sie das nicht früher sagen können?« meinte Danglard.
»Bevor ich den ganzen Bericht hier geschrieben habe?«

»Ich bin erst heute nacht daraufgekommen«, entgegnete Adamsberg und schlug plötzlich die Zeitung zu. »Beim Gedanken an Rembrandt.«

Er faltete die Zeitung hastig zusammen, aus der Fassung gebracht von einem heftigen Unwohlsein, das ihn mit einer Wucht befiel, als würde ihm eine Katze mit ausgefahrenen Krallen in den Rücken springen. Ein Schlag, ein Gefühl der Beklemmung, Schweiß im Nacken, trotz der Kälte im Büro. Sicher war es gleich vorbei, ganz bestimmt, es ging ja schon wieder.

»In dem Fall«, fuhr Danglard fort und sammelte seinen Bericht ein, »werden wir wohl hierbleiben müssen, um uns damit zu befassen. Oder sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

»Mordent wird den Fall übernehmen, wenn wir weg sind, er wird das sehr gut machen. Wie weit sind wir denn mit Quebec?«

»Der Präfekt erwartet morgen um vierzehn Uhr unsere Antwort«, entgegnete Danglard und runzelte besorgt die Stirn.

»Sehr gut. Setzen sie eine Versammlung der acht Mitglieder des Lehrgangs an, um halb elf im Kapitelsaal. Danglard«, fuhr er nach einer Pause fort, »Sie müssen nicht unbedingt mitkommen.«

»Ach nein? Der Präfekt höchstpersönlich hat die Teilnehmerliste aufgestellt. Und ich steh ganz obenauf.«

In diesem Augenblick wirkte Danglard nicht gerade wie eines der herausragendsten Mitglieder der Brigade. Angst und Kälte hatten ihm seine gewohnte Würde genommen. Häßlich und von der Natur wenig begünstigt - wie er meinte -, setzte Danglard auf makellose Eleganz, die seine unbestimmten Züge und die hängenden Schultern ausgleichen und seinem langen, weichen

Körper ein wenig englischen Charme verleihen sollte. Heute aber, mit seinem verdrossenen Gesicht, der Felljacke, in die er sich gezwängt hatte, und einer Matrosenmütze auf dem Schädel, konnte er jegliches Bemühen um Stil als gescheitert ansehen. Um so mehr, als die Mütze, die wohl einem seiner fünf Kinder gehörte, auch noch von einer Bommel gekrönt war, die Danglard zwar, so gut es ging, abgeschnitten hatte, deren roter Stummelansatz aber lächerlicherweise sichtbar geblieben war.

»Wir könnten immer noch eine Grippe vorschieben, wegen des defekten Heizkessels«, schlug Adamsberg vor.

Danglard hauchte in seine Handschuhe.

»Ich soll in weniger als zwei Monaten zum Commandant aufsteigen«, brummte er, »und ich kann's mir nicht leisten, diese Beförderung zu verpassen. Ich habe fünf Kinder zu ernähren.«

»Zeigen Sie mir mal die Karte von Quebec. Zeigen Sie mir, wohin wir fahren.«

»Habe ich Ihnen doch schon erzählt«, antwortete Danglard und faltete eine Karte auseinander. »Hier«, sagte er, indem er auf einen Fleck zwei Meilen vor Ottawa tippte.

»In ein Kaff am Arsch der Welt namens Hull-Gatineau, wo die GRC einen Teil der Nationalen Gen-Datenbank untergebracht hat.«

»Die GRC?«

»Habe ich Ihnen doch schon erzählt«, wiederholte Danglard. »Die Gendarmerie Royale du Canada. Polizei in roten Stiefeln und roter Uniform wie zu der guten alten Zeit, als die Irokesen noch die Gesetze machten an den Ufern des Sankt-Lorenz-Stroms.«

»In roter Uniform? Laufen die immer noch so rum?«

»Nur für die Touristen. Wenn Sie's nicht erwarten können, dahin zu reisen, wäre es vielleicht ganz gut zu wissen, wohin Sie Ihren Fuß setzen.«

Adamsberg lächelte übers ganze Gesicht, und Danglard senkte den Kopf. Er mochte es nicht, daß Adamsberg so lächelte, wenn er selbst sich entschieden hatte zu grollen. Weil, so sagte man im Gerüchtezimmer, das heißt in dem Winkel, wo die Imbiß- und Getränkeautomaten standen, Adamsbergs Lächeln Widerstände weich werden und Polareis schmelzen ließ. Und auch Danglard reagierte darauf wie ein junges Mädchen, was ihm mit seinen über fünfzig Jahren ziemlich gegen den Strich ging.

»Immerhin weiß ich, daß diese GRC am Ottawa-Strom liegt«, stellte Adamsberg fest. »Und daß es dort Wildgänse gibt.«

Danglard trank einen Schluck Weißwein und lächelte dünn.

»Ringelgänse«, präzisierte er. »Und der Ottawa River ist kein Strom, sondern ein Fluß. Er ist zwar zwölfmal länger als die Seine, aber trotzdem ein Fluß. Der in den Sankt-Lorenz-Strom mündet.«

»Gut, ein Fluß also, wenn Sie darauf bestehen. Sie wissen zuviel darüber, um noch auszusteigen, Danglard. Sie hängen doch längst mit drin und werden mitfahren. Nur zu meiner Beruhigung: Sagen Sie mir, daß nicht Sie es waren, der in der Nacht den Heizkessel niedergemacht und den Monteur, der kommen sollte und nicht kommt, auf seinem Weg hierher umgebracht hat.«

Danglard sah beleidigt auf.

»Warum sollte ich?«

»Um unsere Kräfte lahmzulegen und unsere Lust auf Abenteuer einzufrieren.«

»Sabotage? Wissen Sie, was Sie da sagen?«

»Eine kleine, harmlose Sabotage. Besser ein defekter Heizkessel als eine explodierende Boeing. Denn das ist doch der wahre Grund Ihrer Verweigerung? Nicht wahr, Capitaine?«

Da schlug Danglard plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß

Wein auf die Berichte spritzte. Adamsberg schreckte hoch. Danglard konnte grollen, brummen oder still vor sich hin schmollen, alles maßvolle Formen, um, wenn nötig, sein Mißfallen auszudrücken, aber in erster Linie war er ein kultivierter, höflicher Mensch mit einer ebenso unerschöpflichen wie taktvollen Güte. Außer, wenn es um ein bestimmtes Thema ging, und Adamsberg machte sich steif.

»Mein ›wahrer Grund‹?« sagte Danglard kühl, die geballte Faust noch immer auf dem Tisch. »Was schert Sie mein ›wahrer Grund‹? Ich leite doch diese Brigade nicht, und ich schick uns auch nicht los, um die Blödmänner zu spielen im Schnee. Scheiße.«

Adamsberg schüttelte den Kopf. In den vielen Jahren war es das erste Mal, daß Danglard ihm direkt ins Gesicht Scheiße sagte. Na schön. So etwas traf ihn nicht, aufgrund seiner einzigartigen Fähigkeit zur Gelassenheit und Sanftmut, die von einigen Gleichgültigkeit und Desinteresse genannt wurde und all jene zum Wahnsinn trieb, die versuchten, listig in diesen Nebel einzudringen.

»Ich erinnere Sie daran, Danglard, daß es sich um ein ganz seltenes Angebot zur Zusammenarbeit handelt und um eines der leistungsfähigsten Systeme, die es zur Zeit gibt. Die Kanadier sind auf diesem Gebiet absolut Spitze. Wenn wir absagen würden, stünden wir wie die Blödmänner da.«

»Quatsch! Erzählen Sie mir doch nicht, Ihr Berufsethos würde Ihnen vorschreiben, uns in dieser Arschkälte anöden zu lassen.«

»Doch, ganz genau.«

Danglard leerte sein Glas in einem Zug und sah Adamsberg mit vorgestrecktem Kinn ins Gesicht.

»Was sonst, Danglard?« fragte Adamsberg ruhig.

»Ihr Grund«, knurrte er. »Ihr wahrer Grund. Wenn Sie mal davon reden würden, anstatt mir Sabotage zu unterstellen. Wenn Sie mal von Ihrer eigenen Sabotage reden würden?«

Na endlich, dachte Adamsberg. Da hätten wir's.

Danglard stand ruckartig auf, öffnete seine Schublade, holte die Flasche Weißwein heraus und goß sein Glas voll. Dann lief er durchs Zimmer. Adamsberg verschränkte die Arme und wartete, daß das Gewitter losbrach. Wenn er in dieser Wut- und Weinphase war, war es nicht angebracht, irgend etwas zu entgegnen. Eine Wut, die sich mit einem Jahr Verspätung schließlich entlud.

»Nur zu, Danglard, wenn Sie darauf bestehen.«

»Camille. Camille ist in Montreal, und Sie wissen es. Darum und aus keinem anderen Grund stecken Sie uns in diese verdammte Höllenboeing.«

»Das also ist es.«

»Ja, genau.«

»Und eben das geht Sie nichts an, Capitaine.«

»Nein?« schrie Danglard. »Vor einem Jahr hat Camille sich davongemacht, ist aus Ihrem Leben verschwunden durch eins dieser vertrackten Abtauchmanöver, deren Geheimnis nur Sie kennen. Und wer wollte sie unbedingt wiedersehen? Wer? Sie? Oder ich?«

»Ich.«

»Und wer hat ihre Spur verfolgt? Sie wiedergefunden, ausfindig gemacht? Wer hat Ihnen ihre Adresse in Lissabon beschafft? Sie? Oder ich?«

Adamsberg stand auf und schloß die Tür des Büros. Danglard hatte Camille immer verehrt, ihr geholfen und sie behütet wie einen Kunstgegenstand. Daran war nicht zu rütteln. Und dieser Beschützereifer vertrug sich sehr schlecht mit Adamsbergs chaotischem Leben.

»Sie«, antwortete er gelassen.

»Richtig. Also geht es mich etwas an.«

»Leiser, Danglard. Ich höre Sie sehr gut, Sie müssen nicht schreien.«

Diesmal schien der besondere Klang von Adamsbergs Stimme seine Wirkung zu tun. Wie ein Heilmittel wanden sich die Schwingungen der Kommissarsstimme um den Gegner und lösten eine Ruhe oder auch ein Gefühl des inneren Friedens, der Heiterkeit und Freude oder auch völlige Unempfindlichkeit in ihm aus. Lieutenant Voisenet, von Beruf Chemiker, war im Gerüchtezimmer oft auf dieses Rätsel zu sprechen gekommen, aber niemand hatte je herausgefunden, welches lindernde Mittel denn nun wirklich Adamsbergs Stimme beigemischt worden war. Thymian? Gelée royale? Wachs? Eine Mischung von alledem? Danglard senkte den Ton.

»Und wer«, fuhr er leiser fort, »ist nach Lissabon gerannt, sie zu sehen, und hat die ganze Geschichte in weniger als drei Tagen wieder kaputtgekriegt?«

»Ich.«

»Sie. Eine einzige Sinnlosigkeit, nicht mehr und nicht weniger.«

»Die Sie nichts angeht.«

Adamsberg stand auf, spreizte die Finger und ließ den Becher senkrecht in den Papierkorb fallen, genau in die Mitte. So wie einer schießt, wie er zielt. Er verließ das Zimmer mit gleichmäßigen Schritten, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Danglard preßte die Lippen aufeinander. Er wußte, daß er die Grenze überschritten und auf verbotenem Terrain angegriffen hatte. Aber unter dem Druck des Unmuts, den er nun seit Monaten mit sich herumtrug, und gereizt durch die Sache mit Quebec, hatte er sich nicht mehr beherrschen können. Er rieb sich mit seinen rauen Wollhandschuhen über die Wangen und dachte unschlüssig nach über diese Monate lastenden Schweigens, der Lüge, vielleicht sogar des Verrats. Es war gut so, oder auch schlecht. Durch seine Finger hindurch fiel sein

Blick auf die auf dem Tisch ausgebreitete Karte von Quebec. Wozu sich überhaupt das Leben schwer machen? In einer Woche wäre er tot, und Adamsberg auch. Stare, von der Turbine geschluckt, linkes Triebwerk in Brand, Explosion überm Atlantik. Er hob die Flasche und trank einen großen Schluck. Dann nahm er den Telefonhörer ab und wählte die Nummer des Monteurs.

2

Beim Kaffeeautomaten traf Adamsberg Violette Retancourt. Er hielt ein wenig Abstand und wartete, daß der kräftigste seiner Lieutenants sein Glas von den Zitzen der Maschine zog - denn in der Vorstellungswelt des Kommissars erinnerte der Getränkeapparat an eine Nährkuh, die sich in den Büros der Mordbrigade niedergelassen hatte, eine stille Mutter, die über sie wachte, und dafür liebte er ihn. Aber Retancourt verschwand, sobald sie ihn sah. Ganz offensichtlich, dachte Adamsberg, während er einen Becher unter das Euter des Automaten stellte, war dies nicht sein Tag.

Ob nun sein Tag oder nicht, Lieutenant Retancourt war ein seltener Fall. Adamsberg hatte dieser beeindruckenden Frau, fünfunddreißig Jahre alt, ein Meter neunundsiebzig groß und hundertzehn Kilo schwer, nichts vorzuwerfen, sie war ebenso intelligent wie stark und besaß die Fähigkeit, wie sie bereits demonstriert hatte, ihre Kraft nach Belieben umzuwandeln. Und in der Tat hatte die Vielfalt der Mittel, die Retancourt mit einer geradezu erstaunlichen Schlagkraft innerhalb eines Jahres unter Beweis gestellt hatte, den Lieutenant zu einem Grundpfeiler des Gebäudes werden lassen, zur vielseitigen Kriegsmaschine der Brigade, einsetzbar auf jedem Gebiet, geistig, taktisch, behördlich, im Kampf wie beim Präzisionsschießen. Aber Violette Retancourt mochte ihn nicht. Ohne alle Feindseligkeit, sie ging ihm einfach aus dem Weg.

Adamsberg nahm seinen Kaffeebecher an sich, tätschelte die Maschine zum Zeichen kindlicher Dankbarkeit und ging in sein Büro zurück, in seinen Gedanken kaum beeindruckt von Danglards Ausbruch. Er hatte nicht vor, in stundenlanger Arbeit die Ängste des Capitaine zu beruhigen, ob es sich nun um die Boeing handelte oder um Camille. Allerdings wäre es ihm lieber

gewesen, er hätte ihm nicht erzählt, daß Camille in Montreal war, ein Umstand, von dem er nichts wußte und der seinem Ausflug nach Quebec ein wenig in die Quere kam. Es wäre ihm lieber gewesen, daß die Bilder nicht wieder zum Leben erweckt würden, die er an den Randzonen seiner Augen, im süßlichen Schlick des Vergessens, vergraben hatte, eines Vergessens, in dem das kantige Kinn versank, der kindliche Mund unscharf wurde und die weiße Haut dieses Mädchens aus dem Norden sich mit waberndem Grau überzog. Daß diese Liebe nicht aufs neue belebt würde, die sich doch unmerklich auflöste in den vielfältigen Landschaften, die ihm die anderen Frauen boten. Sein unbestreitbarer Zwang zum Plündern, zum Stehlen junger Früchte, der Camille verständlicherweise verletzte. Wie oft hatte er gesehen, daß sie sich nach einem seiner Streifzüge die Hände auf die Ohren preßte, als hätte ihr melodioser Liebhaber mit seinen Nägeln über eine Tafel gekratzt und eine Dissonanz in ihre zarte Partitur gebracht. Camille war Musikerin, das erklärte vieles.

Er setzte sich schräg in seinen Bürosessel, blies in seinen Kaffee und richtete den Blick auf die Pinnwand, an der Berichte, dringliche Vorhaben und, in der Mitte, eine Notiz mit den Zielen der Quebec-Mission angeheftet waren. Drei Blätter, mit drei roten Reißzwecken ordentlich nebeneinander festgesteckt. Genetische Fingerabdrücke, Schweiß, Pisse und Computer, Ahornblätter, Wälder, Seen, Karibus. Morgen würde er den Dienstreiseauftrag unterschreiben, und in einer Woche würde er abheben. Er lächelte und nahm einen Schluck Kaffee, in Gedanken ruhig und sogar glücklich.

Plötzlich spürte er, wie ihm erneut kalter Schweiß in den Nacken trat, wie dieselbe Beklemmung ihn wieder umschloß und die Krallenkatze ihm auf die Schultern sprang. Er krümmte sich unter dem Schock und stellte vorsichtig seinen Becher auf den Tisch. Zweites Unwohlsein in nur einer Stunde, unbekannte Störung, wie ein Fremder, der unerwartet eintritt und ein

heftiges Erschrecken auslöst, einen Alarm. Er zwang sich aufzustehen, ein paar Schritte zu tun. Abgesehen von diesem Schock, diesem Schweißausbruch, reagierte sein Körper ganz normal. Er legte die Hände aufs Gesicht, dehnte die Haut, massierte sich den Nacken. Ein Unwohlsein, eine Art Abwehrkrise. Ein Anfall von großer Not, die Ahnung von etwas Bedrohlichem, unter dem der Körper sich spannt. Und zurück blieb, nun, da er sich wieder problemlos bewegen konnte, ein unsagbares Gefühl von Trauer, wie ein trüber Bodensatz, den die wegströmende Welle hinterläßt.

Er trank seinen Kaffee aus und stützte das Kinn in die Hand. Es war schon bei manchen Gelegenheiten vorgekommen, daß er sich selbst nicht verstand, aber dies war das erste Mal, daß er sich entglitt. Das erste Mal, daß er ein paar Sekunden lang taumelte, so als habe ein blinder Passagier sich an Bord seines Wesens geschlichen und das Ruder übernommen. Denn dessen war er sich sicher: Es gab einen blinden Passagier an Bord. Ein vernünftiger Mensch hätte ihm die Absurdität einer solchen Vorstellung vor Augen geführt und seine plötzliche Benommenheit mit einem Anflug von Grippe erklärt. Doch Adamsberg erkannte etwas ganz anderes darin, er spürte, daß ein gefährlicher Unbekannter, der es nicht gut mit ihm meinte, für einen Augenblick in ihn eingedrungen war.

Er öffnete seinen Schrank und holte ein altes Paar Turnschuhe heraus. Spaziergehen oder träumen, das allein würde diesmal nicht reichen. Er würde rennen müssen, stundenlang, wenn nötig, zur Seine hinunter und dann immer weiter. Vielleicht würde er bei diesem Lauf seinen Verfolger abhängen, ihn auf dem Fluß aussetzen oder, warum nicht, auch auf jemand anderem.

3

Gelöst, erschöpft und geduscht, beschloß Adamsberg, sein Abendessen in den *Schwarzen Wassern von Dublin* einzunehmen, einer dunklen Bar mit geräuschvoller Atmosphäre und erfüllt von säuerlichem Geruch, wo er schon manchen seiner Spaziergänge beschlossen hatte. Dieser Ort, der ausschließlich von Iren bevölkert war, und er verstand kein Wort Irisch, besaß den einzigartigen Vorteil, menschliche Wärme und Geschwätz in Fülle und doch gleichzeitig absolute Einsamkeit zu bieten. Er fand dort seinen von Bier verklebten Tisch vor, die guinnessgeschwängerte Luft und die Kellnerin Enid, bei der er Schweinebraten mit Kartoffeln bestellte. Enid servierte das Essen mit einer langen alten Zinngabel, die Adamsberg sehr mochte mit ihrem abgeriebenen Holzgriff und den drei unregelmäßigen Zinken. In dem Moment, wo sie das Fleisch auf den Teller legte, tauchte der Eindringling mit der Brutalität eines Vergewaltigers von neuem auf. Diesmal meinte Adamsberg seinen Überfall den Bruchteil einer Sekunde zuvor erkannt zu haben. Die Fäuste auf dem Tisch verkrampft, versuchte er ihm Widerstand zu leisten, er spannte seinen Körper, rief andere Gedanken in sich wach, stellte sich rote Ahornblätter vor. Doch umsonst, das Unheil fuhr durch ihn hindurch, wie ein Tornado ein Feld verwüstet, schnell, unaufhaltsam und mit großer Gewalt. Um gleich darauf von seiner Beute abzulassen und sein Werk woanders fortzusetzen.

Als er seine Hände wieder strecken konnte, griff er nach dem Besteck, war aber unfähig, sein Essen anzurühren.

Die Trauer, die der Tornado zurückgelassen hatte, nahm ihm den Appetit. Er entschuldigte sich bei Enid und ging auf die Straßen hinaus, wo er ziellos und unschlüssig umherlief. Sein Großonkel fiel ihm ein, der sich, wenn er krank war, in einer

Felsenkuhle der Pyrenäen zusammenkauerte, bis es vorüber war. Danach streckte der Ahn sich und kehrte ins Leben zurück, sein Fieber war verschwunden, der Fels hatte es geschluckt. Adamsberg lächelte. In dieser großen Stadt würde er keine Höhle finden, um sich darin einzurollen wie ein Bär, keine einzige Felsspalte, die sein Fieber aufnehmen und seinen Eindringling in einem Stück verschlingen könnte. Aber vielleicht war er in diesem Augenblick auch schon auf den Nacken eines irischen Tischnachbarn übergesprungen.

Sein Freund Ferez, der Psychiater, hätte zweifellos versucht herauszufinden, was diese Attacken auslöste. Den verborgenen Konflikt, das uneingestandene Leid zu ergründen, das wie ein Gefangener plötzlich an seinen eisernen Ketten rüttelte. Ein Rasseln, das ebendiese Schweißausbrüche, diese Krämpfe hervorrief, und ein Geheul, unter dem sich ihm der Rücken krümmte. Das hätte Ferez zu ihm gesagt, mit jener gefräßigen Sorge, die er an ihm kannte, wenn es um außergewöhnliche Fälle ging. Er hätte gefragt, wovon er gerade gesprochen habe, als die erste von den Krallenkatzen ihm ins Kreuz gefahren sei. Von Camille vielleicht? Oder von Quebec?

Er hielt im Gehen inne und kramte in seinem Gedächtnis, überlegte, was er zu Danglard gesagt haben mochte, als der erste Ausbruch ihm den Hals zugeschnürt hatte. Rembrandt, genau. Er hatte von Rembrandt gesprochen, von dem fehlenden Helldunkel im Fall Hernoncourt. In dem Moment war's geschehen, also längst vor dem Streit über Camille oder Kanada. Und vor allem hätte er Ferez erklären müssen, daß noch nie zuvor irgendein Problem ihm eine boshafte Katze auf die Schultern gejagt hatte. Daß dies was völlig Unbekanntes war, etwas noch nie Dagewesenes, eine Neuheit. Und daß sich die Attacken in unterschiedlichen Situationen und an verschiedenen Orten ereignet hatten, ohne daß die geringste Verbindung zwischen ihnen bestand. Welchen Zusammenhang gab es

zwischen der braven Enid und seinem Stellvertreter Danglard, zwischen dem Tisch in den *Schwarzen Wassern* und der Pinnwand? Zwischen dem Gedränge in der Bar und der Einsamkeit im Büro? Keinen. Selbst ein so cleverer Typ wie Ferez würde sich die Zähne daran ausbeißen. Und sich weigern zu glauben, daß ein Eindringling an Bord gekommen war. Er fuhr sich durchs Haar, rieb seine Arme und Schenkel, brachte seinen Körper wieder in Gang. Dann lief er weiter und versuchte sich auf seine gewohnten Kraftreserven zu besinnen: Spaziergehen, Passanten aus der Ferne beobachten, die Gedanken beweglich wie Treibholz.

Die vierte Böe erfaßte ihn eine Stunde später, als er den Boulevard Saint-Paul hinauflief, nur wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt. Er krümmte sich unter dem Anfall und stützte sich an einer Laterne ab, wie gelähmt durch das Fauchen der Gefahr. Er schloß die Augen, wartete. Keine Minute später hob er langsam den Kopf, ließ die Schultern sinken, bewegte die Finger in den Taschen, wieder der gleichen Verwirrung ausgeliefert, die der Sturm bei seinem Durchzug nun zum viertenmal zurückließ. Eine Not, ein namenloser Schmerz, der ihm die Tränen in die Augen trieb.

Einen Namen aber hätte er gebraucht. Einen Namen für diese Heimsuchung, diesen Schrecken. Denn der vergangene Tag, der mit seinem täglichen Weg in die Büros der Mordbrigade so harmlos begonnen hatte, ließ ihn verändert zurück, er war verwandelt und unfähig, die Routine am nächsten Tag wiederaufzunehmen. Am Morgen noch ein ganz gewöhnlicher Mensch, war er nun, am Abend, in seinem Wesen erschüttert, blockiert, ein Vulkan hatte sich vor seinen Füßen aufgetan, ein Feuerschlund, in dessen Tiefe ein unerklärliches Rätsel lauerte.

Er löste sich von der Laterne und studierte seine Umgebung wie den Schauplatz eines Verbrechens, dessen Opfer er geworden war, er suchte nach einem Zeichen, das ihm den Namen des Mörders offenbaren konnte, der da auf ihn einschlug. Er trat einen Meter zurück und wieder genau an die Stelle, an der er den Hieb empfangen hatte. Sein Blick wanderte über den leeren Bürgersteig, über das dunkle Schaufenster eines Geschäftes zu seiner Rechten, ein Werbeplakat zu seiner Linken. Nichts sonst. Nur dieses beleuchtete Plakat in seinem gläsernen Kasten war klar sichtbar in der Nacht. Das also war das letzte, was er erblickt hatte, bevor die Böe auf ihn niederfuhr. Er besah es sich genauer. Es war die Reproduktion eines klassischen Gemäldes, darunter die Ankündigung: *Die Prunkmalerei des 19. Jahrhunderts. Ausstellung im Grand Palais. 18. Oktober - 17. Dezember.*

Das Gemälde stellte einen muskulösen Kerl dar, hellhäutig und mit schwarzem Bart, der, umgeben von Nymphen, in einer breiten Muschel auf dem Ozean thronte. Adamsberg konzentrierte sich einen Augenblick auf dieses Bild, ohne zu begreifen, wodurch es die Attacke ausgelöst haben könnte, wie er ebensowenig verstand, in welcher Weise sein Gespräch mit Danglard, sein Bürossessel oder der verräucherte Schankraum vom *Dublin* dies vermocht haben sollten. Dennoch geriet ein Mensch ja nicht durch ein Fingerschnipsen von der Normalität ins Chaos. Dazu brauchte es einen Übergang, eine Verbindung. Hier wie anderswo und auch im Fall Hernoncourt fehlte ihm das Helldunkel, die Brücke vom Ufer des Schattens hinüber zum Licht. Er seufzte vor Ohnmacht, biß sich auf die Lippen und sah forschend in die Nacht hinaus, wo ein paar Taxis leer umherschweiften. Er hob einen Arm, stieg in den Wagen und nannte dem Fahrer die Adresse von Adrien Danglard.

Er mußte dreimal klingeln, bevor ihm Danglard schlaftrunken die Tür öffnete. Der Capitaine zog sich innerlich zusammen, als er Adamsberg sah, seine Züge schienen noch schärfer geworden, die Nase noch gebogener, und ein düsteres Flackern lag unter den hohen Wangenknochen. Also hatte der Kommissar sich nicht, wie sonst, genauso schnell entspannt, wie er sich erregt hatte. Danglard hatte die Grenze überschritten, das wußte er. Seitdem hatte er sich unaufhörlich mit dem Gedanken an eine mögliche Auseinandersetzung gemartert, eine Verwarnung vielleicht. Oder eine Strafmaßnahme? Oder noch Schlimmeres? Unfähig, die Sturzflut seines Pessimismus aufzuhalten, war er während des ganzen Abendessens die in ihm aufsteigenden Befürchtungen wieder und wieder durchgegangen, gleichzeitig bemüht, die Kinder nichts davon merken zu lassen, wie er natürlich auch das Problem mit dem linken Triebwerk mit keiner Silbe erwähnt hatte. Die beste Ablenkung war da immer noch, ihnen eine neue Story von Lieutenant Retancourt zu erzählen, was sie auf jeden Fall amüsierte, vor allem die Tatsache, daß diese kräftige Frau - von der man meinen konnte, sie sei von Michelangelo gemalt, der bei all seinem Genie in der Darstellung der geschmeidigen Ungewißheit des weiblichen Körpers nicht eben der Gewandteste war -, daß also diese Frau den Namen einer zarten Wildblume trug, des Veilchens. An diesem Tag also hatte sich Violette leise mit Hélène Froissy unterhalten, die gerade großen Kummer hatte. Violette hatte einen ihrer Sätze mit einem Schlag der flachen Hand auf den Kopierer bekräftigt, worauf das Gerät, dessen Papiereinzug seit fünf Tagen hoffnungslos blockiert war, augenblicklich wieder funktionierte. Einer von Danglards Zwillingen hatte gefragt, was wohl passiert wäre, wenn Retancourt auf den Kopf von Hélène

Froissy geschlagen hätte statt auf den Kopierer. Wäre es möglich gewesen, auf diese Weise die Gedanken des traurigen Lieutenant wieder in fröhlichere Bahnen zu lenken? Konnte Violette Menschen und Dinge beeinflussen, wenn sie sich darauf abstützte? Jeder von ihnen hatte anschließend gegen den maroden Fernseher geklopft, um seine eigene Macht zu testen - Danglard hatte nur einmal Klopfen pro Kind erlaubt -, aber das Bild war nicht auf den Schirm zurückgekehrt, und der Kleinste hatte sich den Finger dabei verstaucht. Als die Kinder endlich schliefen, holten ihn die düsteren Vorahnungen aufs neue ein.

Nun stand er vor ihm, sein Vorgesetzter, und Danglard kratzte sich in einer trügerischen Geste der Selbstverteidigung die Brust.

»Machen Sie schnell, Danglard«, keuchte Adamsberg, »ich brauche Sie. Unten wartet das Taxi.«

Ernüchtert durch diese unvermittelte Rückkehr zur Ruhe, zog der Capitaine eilig Jacke und Hose an. Adamsberg nahm ihm seinen Wutausbruch also gar nicht übel, er war bereits vergessen und verschwunden im Dunstkreis seiner Langmut oder seiner gewohnten Unbekümmertheit. Wenn der Kommissar ihn mitten in der Nacht holte, mußte ein Mordfall über die Brigade gekommen sein.

»Wo ist es?« fragte er, als er wieder bei Adamsberg war.

»Saint-Paul.«

Die beiden Männer liefen die Treppe hinunter, wobei Danglard versuchte, sich gleichzeitig seinen Schlips und einen dicken Schal umzubinden.

»Gibt's Opfer?«

»Beeilen Sie sich, mein Lieber, es ist dringend.«

Das Taxi setzte sie bei dem Werbeplakat ab. Adamsberg bezahlte, während Danglard überrascht auf die verlassene Straße

sah. Kein Blaulicht, niemand von der Spurensicherung, ein leerer Bürgersteig und verschlafene Häuser. Adamsberg griff ihn beim Arm und zog ihn hastig zu dem Aufsteller. Ohne ihn loszulassen, wies er auf das Gemälde.

»Was ist das, Danglard?«

»Wie bitte?« sagte Danglard irritiert.

»Das Gemälde, zum Donnerwetter noch mal. Ich frage Sie, was das ist. Was es darstellt.«

»Und das Opfer?« sagte Danglard und sah sich um. »Wo ist das Opfer?«

»Hier«, sagte Adamsberg und tippte sich auf die Brust.

»Antworten Sie mir. Was ist das?«

Danglard schüttelte halb verwirrt, halb beleidigt den Kopf. Dann aber kam ihm die traumhafte Absurdität dieser Situation mit einemmal so amüsant vor, daß reine Heiterkeit seine Wut hinwegfegte. Er empfand tiefe Dankbarkeit für Adamsberg, der nicht nur seine Beleidigungen ignoriert hatte, sondern ihm an diesem Abend ganz unfreiwillig auch noch einen Moment außergewöhnlicher Verrücktheit schenkte. Denn allein Adamsberg war imstande, das gewöhnliche Leben so zu verdrehen, daß sich solche Extravaganzen, solche Augenblicke bizarrer Schönheit daraus gewinnen ließen. Was spielte es da für eine Rolle, wenn er ihn aus dem Schlaf riß, um ihn bei eisiger Kälte und weit nach Mitternacht zu Neptun zu schleppen?

»Wer ist dieser Kerl?« wiederholte Adamsberg, ohne seinen Arm loszulassen.

»Neptun, wie er gerade aus den Fluten steigt«, antwortete Danglard lächelnd.

»Sind Sie sicher?«

»Neptun oder auch Poseidon, wie Sie wollen.«

»Ist das der Gott des Meeres oder der Hölle?«

»Sie sind Brüder«, erklärte Danglard und freute sich, mitten in

der Nacht einen Vortrag über Mythologie halten zu können. »Drei Brüder: Hades, Zeus und Poseidon. Poseidon herrscht über das Meer, über seine blauen Weiten und seine Stürme, aber auch über seine abgründigen Tiefen und ihre Gefahren.«

Adamsberg hatte seinen Arm jetzt losgelassen und hörte ihm zu, die Hände im Rücken verschränkt.

»Hier«, fuhr Danglard fort und ließ seinen Finger über das Plakat wandern, »sieht man ihn umgeben von seinem Hofstaat und seinen Dämonen. Hier sind Neptuns Wohltaten dargestellt und hier seine Macht zu strafen, veranschaulicht durch seinen Dreizack und die unheilbringende Schlange, die in die Untiefen lockt. Es ist eine sehr akademische Darstellung, der Stil ist unausgereift und sentimental. Den Namen des Malers kann ich nicht erkennen. Vermutlich irgendein Unbekannter, der für die bürgerlichen Salons der Zeit tätig war, und wahrscheinlich ...«

»Neptun«, unterbrach ihn Adamsberg nachdenklich.

»Gut, Danglard, tausend Dank. Gehen Sie jetzt nach Hause, schlafen Sie. Und verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe.«

Bevor Danglard noch eine Erklärung verlangen konnte, hatte Adamsberg schon ein Taxi angehalten und seinen Stellvertreter hineingeschoben. Durch die Scheibe sah Danglard, wie der Kommissar langsam davonging, eine schmale schwarze Silhouette, leicht gebeugt und ein wenig schwankend in der Nacht. Er lächelte, strich sich unwillkürlich über den Kopf und traf auf die abgeschnittene Bommel seiner Mütze. Von einer plötzlichen Unruhe erfaßt, berührte er diesen Bommelknirps dreimal, auf daß er ihm Glück bringen möge.

5

Als Adamsberg zu Hause war, überflog er seine zusammengewürfelte Bibliothek auf der Suche nach irgendeinem Buch, das ihm über Neptun-Poseidon Auskunft geben konnte. Er fand ein altes Geschichtslehrbuch, in dem ihm auf Seite siebenundsechzig der Gott des Meeres in seiner ganzen Herrlichkeit erschien, in der Hand seine göttliche Waffe. Er betrachtete es einen Moment und las die kurze Erläuterung unter dem Basrelief, dann, das Buch noch in der Hand, warf er sich angezogen aufs Bett, von Müdigkeit und Kummer wie ausgelaugt.

Das Gekreisch einer Katze, die auf den Dächern raufte, weckte ihn gegen vier Uhr früh. Er öffnete die Augen in der Dunkelheit, starrte auf das etwas hellere Viereck des Fensters gegenüber dem Bett. Seine am Fensterknäuf aufgehängte Jacke bildete eine große, unbewegliche Gestalt, wie ein ungebetener Gast, der in seinem Zimmer erschienen war und ihm beim Schlafen zusah. Da war er, der Eindringling, der sich in seine Höhle geschlichen hatte und ihn nicht mehr losließ. Adamsberg schloß kurz die Augen und öffnete sie wieder. Neptun mit seinem Dreizack.

Diesmal begannen seine Arme zu zittern, diesmal raste sein Herz. Kein Vergleich mit den vier Stürmen, die über ihn hinweggegangen waren, wohl aber Bestürzung und Entsetzen.

Er trank lange aus dem Wasserhahn in der Küche, spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und über die Haare. Dann öffnete er alle Schränke auf der Suche nach Alkohol, ob hart, prickelnd, würzig, egal. Es mußte doch irgendwo etwas in der Art geben, wenigstens einen Rest, den Danglard eines Abends zurückgelassen hatte. Endlich fand er eine ihm unbekannte Flasche aus gebranntem Ton, die er rasch entkorkte. Er drückte seine Nase an den Flaschenhals, prüfte das Etikett.

Vierundvierzigprozentiger Wacholderschnaps. In seinen Händen zitterte die dickbauchige Flasche. Er füllte ein Glas und trank es in einem Zug leer. Zweimal hintereinander. Adamsberg spürte, wie sein Körper in seine Einzelteile zerfiel, und sackte in einen alten Sessel. Nur eine kleine Lampe ließ er brennen.

Nun, da der Alkohol seine Muskeln betäubt hatte, konnte er anfangen nachzudenken, konnte er sich vorwagen. Und versuchen, dem Ungeheuer ins Gesicht zu sehen, das Neptuns Erscheinung endlich aus seinen eigenen Tiefen hatte auftauchen lassen. Den Eindringling, den schrecklichen Gast. Den unbesiegbaren, hochmütigen Mörder, den er den »Dreizack« nannte. Den unbezwingbaren Schlächter, der vor dreißig Jahren sein Leben ins Wanken gebracht hatte. Vierzehn Jahre lang hatte er ihn beharrlich verfolgt, gejagt, jedesmal in der Hoffnung, ihn zu fassen, und hatte seine bewegliche Beute doch immer wieder verloren. Er war gerannt, gestürzt, weitergerannt.

Und wieder gestürzt. Viele Hoffnungen hatte er dabei aufgegeben, vor allem aber hatte er seinen Bruder verloren. Der Dreizack war ihm immer wieder entwischt. Ein Titan, ein Teufel, ein Poseidon der Hölle. Der seine dreizinkige Waffe hob und mit einem einzigen Stoß in den Bauch tötete. Der seine Opfer aufgespießt zurückließ, gezeichnet mit drei roten Malen auf einer geraden Linie.

Adamsberg richtete sich in seinem Sessel auf. Die drei roten Reißzwecken an der Wand seines Büros - drei blutige Löcher. Enids lange, dreizinkige Gabel - das Abbild des Dreizacks. Und Neptun mit erhobenem Zepter. Das waren sie, die Bilder, die ihm so weh getan hatten, die den Sturm auslösten, den Schmerz in ihn strömen ließen und seine zurückgekehrten Ängste in einer Flut von Schlamm freisetzen.

Er hätte es wissen müssen, dachte er jetzt. Hätte die Heftigkeit dieser Anfälle mit dem schmerzhaft langen Weg in Verbindung

bringen müssen, den er mit dem Dreizack gegangen war. Denn nichts hatte ihm mehr Leid und Grauen, mehr Verzweiflung und Wut bereitet als dieser Mann. Er hatte das klaffende Loch, das der Mörder in sein Leben gerissen hatte, damals, vor sechzehn Jahren, verstopfen müssen, er hatte es zumauern und dann vergessen müssen. Und nun öffnete es sich jäh unter seinen Füßen, an diesem Tag und ohne allen Grund.

Adamsberg stand auf und lief, die Arme über dem Bauch verschränkt, durchs Zimmer. Einerseits fühlte er sich befreit und beinahe entspannt, weil er ins Auge des Zyklons geblickt hatte. Der Tornado würde nicht wiederkommen. Aber das plötzliche Auftauchen des Dreizacks bestürzte ihn. An diesem Montag, dem 6. Oktober, war er wieder auferstanden gleich einem Gespenst, das durch Wände ging. Beunruhigendes Erwachen, unerklärliche Wiederkehr. Er räumte die Flasche Wacholderschnaps weg und spülte sorgfältig sein Glas. Wenn er doch verstehen könnte, warum, wenn er doch gewußt hätte, aus welchem Grund der alte Mann wieder aufgetaucht war. Zwischen seiner friedlichen Ankunft heute morgen im Büro und dem Erscheinen des Dreizacks fehlte ihm erneut die Verbindung. Er setzte sich auf den Fußboden, den Rücken am Heizkörper, die Knie mit den Händen umschlossen, und dachte an den Großonkel, der genau so in einer Felsenkühle gekauert hatte. Er mußte sich konzentrieren, einen Punkt fixieren, hinabblicken, so tief es ging und ohne abzulassen. Er mußte bis dahin zurück, wo der Dreizack ihm zum erstenmal erschienen war, wo die erste Böe ihn erfaßt hatte. Das war, als er von Rembrandt sprach, als er Danglard die Schwachstelle im Fall Hernoncourt erklärte. Er ging die Szene im Geiste noch einmal durch. So sehr er sich anstrengen mußte, um sich Wörter einzuprägen, so leicht nisteten sich Bilder in ihm ein, wie Kiesel in weicher Erde. Er sah sich wieder auf der Ecke von Danglards Schreibtisch sitzen, sah wieder das mürrische Gesicht seines Stellvertreters unter der Mütze mit der gestutzten Bommel, sah

den Becher mit Weißwein, das Licht, das von links hereinfiel. Und sich selbst, wie er vom Helldunkel sprach. In welcher Haltung? Die Arme verschränkt? Oder auf den Knien? Die Hand auf dem Tisch? In der Hosentasche? Was tat er mit seinen Händen?

Er hielt eine Zeitung. Er hatte sie sich vom Tisch gegriffen, aufgefaltet und durchgeblättert, ohne sie bei seinem Gespräch wirklich wahrzunehmen. Ohne sie wahrzunehmen? Oder hatte er, im Gegenteil, doch hineingeschaut? Und zwar so genau, daß eine mächtige Woge aus seiner Erinnerung hervorgebrochen war?

Adamsberg sah auf die Uhr, zwanzig nach fünf. Er erhob sich schnell, strich seine zerdrückte Jacke glatt und ging. Sieben Minuten später entscherte er den Alarm am Eingangstor und betrat die Räume der Brigade. In der Eingangshalle war es eisig, der Monteur, der um neunzehn Uhr hatte kommen sollen, war nicht gekommen.

Er grüßte den Wachhabenden und schlich leise in das Büro seines Stellvertreters, wobei er vermied, die Leute von der Nachtschicht auf sich aufmerksam zu machen. Er schaltete nur die Schreibtischlampe an und suchte nach der Zeitung. Danglard war nicht der Mensch, der sie auf dem Tisch herumliegen ließ: Adamsberg fand sie im Aktenschrank. Ohne sich zu setzen, blätterte er sie durch auf der Suche nach irgendeinem neptunischen Zeichen. Aber es kam schlimmer. Auf Seite sieben fand sich unter der Titelzeile *Junges Mädchen in Schiltingheim mit drei Messerstichen ermordet* ein unscharfes Foto, das einen Körper auf einer Tragbahre zeigte. Trotz der Grobkörnigkeit des Bildes konnte man den hellblauen Pullover des Mädchens und in Bauchhöhe drei nebeneinander liegende rote Löcher erkennen.

Adamsberg lief um den Tisch herum und setzte sich in Danglards Bürosessel. In seinen Händen hielt er das letzte

Bruchstück des Helldunkels, die drei flüchtig wahrgenommenen Wunden. Das blutige Zeichen, daß er so viele Male gesehen hatte in der Vergangenheit, Handschrift des Mörders, der seit sechzehn Jahren reglos in seiner Erinnerung verharrte. Und den dieses Foto schlagartig wieder zum Leben erweckt hatte.

Nun war er ruhig. Er nahm die Seite aus der Zeitung heraus, faltete sie zusammen und steckte sie in die Innentasche seiner Jacke. Die Elemente waren an ihrem Platz, die Böen würden nicht wiederkommen. Ebenso wenig wie der Dreizack, der durch ein zufälliges Zusammentreffen von Bildern auferstanden war - und nach diesem kurzen Mißverständnis in seine Höhle des Vergessens zurückkehren würde.

6

Die Versammlung der acht Mitglieder der Quebec-Mission fand bei acht Grad Celsius statt, in trüber, kältegeschwächter Stimmung. Die Partie wäre verloren gewesen ohne die entscheidende Anwesenheit von Lieutenant Violette Retancourt. Ohne Handschuhe noch Mütze, zeigte sie nicht die geringste Spur von Verdrossenheit. Im Gegensatz zu ihren Kollegen, die sich mit verkrampftem Kiefer und angestrenzter Stimme äußerten, hatte sie wie immer ihren kräftigen, energischen Ton drauf, der noch verstärkt wurde durch das Interesse, das sie der Quebec-Mission entgegenbrachte. Sie saß zwischen Voisenet, der die Nase in seinen Schal drückte, und dem jungen Estalère, der dem vielseitigen Lieutenant einen regelrechten Kult widmete, wie einer allmächtigen Göttin, einer korpulenten Juno, gekreuzt mit der Jägerin Diana und einem zwölfarmigen Shiva. Retancourt regte an, legte dar, schlußfolgerte. Ganz offensichtlich hatte sie ihre Energie heute in Überzeugungskraft umgewandelt, und Adamsberg überließ ihr lächelnd die Spielführung. Trotz seiner chaotischen Nacht fühlte er sich entspannt und wieder auf seinem normalen Pegelstand. Von dem Wacholderschnaps hatte er nicht mal einen Brummschädel zurückbehalten.

Danglard beobachtete den Kommissar, der lässig auf seinem Stuhl wippte und seinen Unmut vom Vorabend vergessen zu haben schien, ja selbst ihr nächtliches Gespräch über den Gott des Meeres. Retancourt sprach noch immer, entkräftete die Gegenargumente, und Danglard fühlte, wie er zunehmend an Boden verlor und eine unabwendbare Kraft ihn zu dieser Boeing mit den von Staren verstopften Triebwerken drängte.

Retancourt setzte sich durch. Um zwölf Uhr zehn wurde die Reise zur Königlichen Gendarmerie in Gatineau mit sieben

Stimmen und einer Gegenstimme angenommen. Adamsberg hob die Versammlung auf und ging dem Präfekten ihre Entscheidung ankündigen. Auf dem Flur hielt er Danglard zurück.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte er. »Ich werde den Faden schon halten. Ich mache das sehr gut.«

»Welchen Faden?«

»Den Faden, an dem das Flugzeug hängt«, erklärte Adamsberg und drückte Daumen und Zeigefinger zusammen.

Adamsberg nickte, um sein Versprechen zu besiegeln, und entfernte sich. Danglard fragte sich, ob der Kommissar sich über ihn lustig machte. Aber er schien ernst, als dächte er wirklich, daß er die Fäden von Flugzeugen hielte und ihren Absturz so verhinderte. Danglard faßte nach seiner Bommel, die seit dieser Nacht ein tröstlicher Anhaltspunkt geworden war. Und merkwürdigerweise konnte ihn der Gedanke an diesen Faden und an Adamsberg, der ihn hielt, ein wenig beruhigen.

An der Straßenecke gab es ein großes Lokal, in dem die Atmosphäre gut und das Essen schlecht war, während gegenüber ein kleines Café lag, in dem das Ambiente schlecht, aber das Essen gut war. Diese ziemlich gewichtige existentielle Entscheidung drängte sich beinahe täglich den Mitgliedern der Brigade auf, die zwischen der Befriedigung ihres Gaumens in einem dunklen, schlecht geheizten Raum und der Gemütlichkeit des alten Lokals schwankten, das zwar noch seine Bänke aus den dreißiger Jahren besaß, aber dafür einen miserablen Küchenchef engagiert hatte. Heute siegte die Heizungsfrage über jede andere Erwägung, und etwa zwanzig Beamte strebten auf das Restaurant zu. Es trug den Namen *Brasserie der Philosophen*, was etwas unpassend war, wenn man bedachte, daß pro Tag an die sechzig Bullen dort einkehrten, die sich in der Mehrheit für große Ideen wenig interessierten. Adamsberg

sah, in welche Richtung der Strom seiner Männer lief, und bog zu dem schlecht geheizten Bistro ab, genannt *Das Gebüsch*. Er hatte seit vierundzwanzig Stunden kaum etwas gegessen, da er sein irisches Gericht ja dem Fauchen des Sturms hatte überlassen müssen.

Während er das Tagesmenü zu Ende aß, holte er die Zeitungsseite heraus, die knittrig in seiner Innentasche lag, und faltete sie auf der Tischdecke auseinander, angezogen von diesem Mord in Schiltigheim, der den Sturm in ihm ausgelöst hatte. Das Opfer, Elisabeth Wind, zweiundzwanzig Jahre alt, war vermutlich gegen Mitternacht ermordet worden, während sie mit dem Fahrrad von Schiltigheim in ihr drei Kilometer entferntes Dorf fuhr, ein Weg, den sie jeden Samstagabend zurücklegte. Ihre Leiche war im Gestrüpp ungefähr zehn Meter neben der Kantonsstraße gefunden worden. Erste Ermittlungen ergaben eine Schädelprellung und drei Einstiche im Bauch, die zum Tod geführt hatten. Das Mädchen war weder vergewaltigt noch ausgezogen worden. Ein Verdächtiger war gleich darauf in Polizeigewahrsam genommen worden, Bernard Vétilleux, achtunddreißig Jahre alt, alleinstehend und ohne festen Wohnsitz, den man vollkommen betrunken und schlafend am Straßenrand gefunden hatte, fünfhundert Meter vom Tatort entfernt. Die Polizei versicherte, einen belastenden Beweis gegen Vétilleux in Händen zu haben, wohingegen der Mann seinen eigenen Angaben zufolge keinerlei Erinnerung an die Mordnacht hatte.

Adamsberg las sich den Artikel zweimal durch. Er schüttelte langsam den Kopf, während er auf den von drei Löchern durchbohrten hellblauen Pullover starrte. Unmöglich, da gab es keinen Zweifel. Er mußte es besser wissen als jeder andere. Er strich das Zeitungspapier glatt, zögerte, dann holte er sein Mobiltelefon heraus.

»Danglard?«

Sein Stellvertreter meldete sich mit vollem Mund aus den *Philosophen*.

»Den Commandant der Gendarmerie von Schiltigheim, im Département Niederrhein, könnten Sie mir den herausfinden?«

Danglard wußte die Namen der Kommissare in sämtlichen Städten Frankreichs aus dem Gedächtnis, aber bei der Provinzgendarmerie kannte er sich weniger gut aus.

»Ist es genauso dringend wie die Identifizierung von Neptun?«

»Nicht ganz, aber sagen wir, es gehört zur selben Kategorie.«

»Ich rufe Sie in einer Viertelstunde zurück.«

»Vergessen Sie in Ihrem Eifer nicht, den Heizungsmonteur anzutreiben.«

Adamsberg trank gerade seinen doppelten Espresso - viel dünner als der aus der Nährkuh in der Brigade -, als sein Stellvertreter zurückrief.

»Commandant Thierry Trabelmann. Haben Sie was, um seine Nummer zu notieren?«

Adamsberg schrieb sie auf die Papiertischdecke. Er wartete, bis die alte Standuhr vom *Gebüsch* zwei Uhr schlug, dann rief er die Gendarmerie von Schiltigheim an. Commandant Trabelmann zeigte sich verhältnismäßig reserviert. Er hatte schon von Kommissar Adamsberg gehört, Gutes wie Schlechtes, und war unschlüssig, wie er sich verhalten sollte.

»Ich habe nicht vor, Ihnen den Fall wegzunehmen, Commandant Trabelmann«, versicherte ihm Adamsberg gleich zu Beginn.

»Das sagt sich so, dabei weiß man ja, wie das endet. Die Provinzgendarmerie macht die Drecksarbeit, und sobald es interessant wird, reißen sich's die großen Bullen von der Kripo unter den Nagel.«

»Eine schlichte Bestätigung ist alles, was ich brauche.«

»Ich weiß nicht, was Ihnen im Kopf rumgeht, Kommissar,

aber Sie sollten wissen, daß wir unser Bürschchen bereits haben, und zwar gut verwahrt.«

»Bernard Vétilleux?«

»Ja, und das ist absolut sicher. Die Waffe wurde fünf Meter neben dem Opfer gefunden, wahr und wahrhaftig im Gras liegengelassen. Stimmt genau mit den Wunden überein. Und mit Vétilleux' Fingerabdrücken auf dem Griff, wahr und wahrhaftig.«

Wahr und wahrhaftig. So einfach war das also. Adamsberg fragte sich einen Moment, ob er weitermachen oder aufgeben sollte.

»Aber Vétilleux leugnet die Fakten?« fuhr er fort.

»Er war noch voll wie 'ne Haubitze, als meine Leute ihn einkassiert haben. Kaum fähig, sich geradezuhalten. Daß er leugnet, ist keinen Pfifferling wert: Er erinnert sich an nichts, außer daran, wie ein Loch gesoffen zu haben.«

»Ist er vorbestraft? Andere Überfälle?«

»Nein. Aber jeder fängt ja mal an.«

»Im Artikel ist von drei Einstichen die Rede. Handelt es sich um ein Messer?«

»Um ein Stecheisen.«

Adamsberg schwieg einen Moment.

»Eher ungewöhnlich«, bemerkte er.

»Nicht unbedingt. Diese Obdachlosen schleppen einen regelrechten Trödeladen mit sich herum. So ein Stecheisen läßt sich zum Büchsenöffnen wie zum Schlösserknacken verwenden. Machen Sie sich mal keine Gedanken, Kommissar, ich garantiere Ihnen, wie haben unseren Burschen.«

»Eine letzte Sache noch, Commandant«, sagte Adamsberg rasch, der Trabelmanns Ungeduld spürte. »Dieses Stecheisen, ist es neu?«

Es wurde still in der Leitung.

»Woher wissen Sie das?« fragte Trabelmann mißtrauisch.

»Es ist neu, oder?«

»Allerdings. Was ändert das?«

Adamsberg stützte die Stirn in die Hand und starrte auf das Zeitungsfoto.

»Seien Sie nett, Trabelmann. Schicken Sie mir Fotos von der Leiche und Großaufnahmen von den Wunden.«

»Und warum sollte ich das tun?«

»Weil ich Sie liebenswürdig darum bitte.«

»Wahrhaftig?«

»Ich werde Ihnen den Fall nicht wegnehmen«, wiederholte Adamsberg. »Sie haben mein Wort.«

»Was drückt Sie denn?«

»Eine Kindheitserinnerung.«

»Na, wenn das so ist«, sagte Trabelmann plötzlich respektvoll und versöhnlich, als wären Kindheitserinnerungen ein heiliges Motiv und ein Sesam-öffne-dich, das nicht anzuzweifeln war.

7

Der Monteur, der kommen sollte und nicht kam, war endlich an seinem Bestimmungsort eingetroffen, ebenso vier Fotos von Commandant Trabelmann. Eine der Aufnahmen zeigte deutlich die Wunden des jungen Opfers in der Draufsicht, vollkommen plan.

Adamsberg kam mit seiner Mailbox inzwischen gut zurecht, wußte aber ohne Danglards Hilfe nicht, wie man Bilder vergrößerte.

»Was ist das?« murmelte der Capitaine und setzte sich auf Adamsbergs Platz, um das Kommando am Gerät zu übernehmen.

»Neptun«, antwortete Adamsberg mit einem halben Lächeln, »wie er sein Zeichen in die blaue See drückt.«

»Aber was ist es?« wiederholte Danglard.

»Sie stellen mir immer Fragen, und dann mögen Sie nie meine Antworten.«

»Ich weiß nur ganz gern, woran ich herumpuße«, sagte Danglard ausweichend.

»Die drei Löcher von Schiltigheim, die drei Einstiche vom Dreizack.«

»Von Neptun? Ist das eine fixe Idee?«

»Es ist ein Mord. Ein junges Mädchen, das durch drei Stiche mit einem Eisen getötet wurde.«

»Hat Trabelmann uns die geschickt? Ist er von dem Fall entbunden?«

»Ganz sicher nicht.«

»Also?«

»Also, ich weiß nicht. Ich weiß nichts, bevor ich nicht diese Vergrößerung habe.«

Danglard verzog das Gesicht und begann mit der Bildübertragung. Er haßte dieses »Ich weiß nicht«, einer von Adamsbergs häufigsten Sätzen, der ihn schon unzählige Male auf unbestimmte Fährten, ja manchmal auf regelrechte Schlammwege geführt hatte. Für Danglard war er das Vorspiel zu den Gedankensümpfen, und er hatte schon oft befürchtet, daß Adamsberg eines Tages mit Haut und Haaren darin versinken könnte.

»Ich habe gelesen, sie hätten den Typen eingesperrt«, Danglard wurde deutlicher.

»Ja. Mitsamt der Mordwaffe und den Fingerabdrücken.«

»Was macht Ihnen dann noch zu schaffen?«

»Eine Kindheitserinnerung.«

Auf Danglard machte diese Antwort nicht denselben beschwichtigenden Eindruck wie auf Trabelmann. Im Gegenteil, der Capitaine spürte, wie seine Befürchtungen zunahmen. Er ging auf maximale Bildvergrößerung und startete den Druckvorgang. Adamsberg sah zu, wie das Bild rucksend aus dem Gerät kam. Er griff es an einer Ecke, ließ es rasch in der Luft trocknen und schaltete dann die Lampe an, um es genauer zu betrachten. Ohne zu begreifen, sah Danglard, wie er sich ein langes Lineal nahm, eine Spanne maß, dann eine andere, eine Linie zog, mit einem Punkt die Mitte der blutigen Einstiche markierte, eine weitere, parallele Linie zog, noch einmal maß. Schließlich warf Adamsberg das Lineal weg und lief im Zimmer umher, das Foto in der Hand. Als er sich herumdrehte, las Danglard in seinen Zügen eine Art erstaunten Schmerz. Und wenn Danglard diesen Ausdruck auch schon bei Tausenden Gelegenheiten gesehen hatte, so sah er ihn doch zum erstenmal auf dem leidenschaftslosen Gesicht von Adamsberg.

Der Kommissar nahm einen neuen Ordner aus dem Schrank, legte die schmale Akte hinein und schrieb fein säuberlich einen Titel darauf, *Dreizack Nr. 9*, mit einem Fragezeichen dahinter. Er würde nach Straßburg fahren und sich die Leiche ansehen müssen. Allerdings kämen damit auch die dringlich zu treffenden Vorbereitungen für die Quebec-Mission ins Stocken. Er beschloß, sie Retancourt anzuvertrauen, denn in dieser Angelegenheit war sie ihnen allen ohnehin um Längen voraus.

»Kommen Sie mit zu mir nach Hause, Danglard. Sie müssen das sehen, sonst verstehen Sie nicht.«

Danglard ging in sein Büro zurück und holte seine große schwarze Ledertasche, mit der er wie ein englischer Collegeprofessor oder manchmal auch wie ein Priester in Zivil aussah, und folgte Adamsberg durch den Konzilsaal. Bei Retancourt blieb Adamsberg stehen.

»Ich möchte Sie heute vor Feierabend noch sprechen«, sagte er. »Sie werden mich entlasten müssen.«

»Kein Problem«, antwortete Retancourt und sah kaum von ihrem Aktenordner auf. »Ich bin bis Mitternacht im Dienst.«

»Perfekt. Bis heute abend also.«

Adamsberg war schon aus dem Raum, als er plötzlich die fette Lache von Brigadier Favre hörte und gleich darauf seine näselnde Stimme.

»Er braucht dich, um ihn zu entlasten«, feixte Favre.

»Heute ist der große Abend, Retancourt, Defloration des Veilchens. Der Chef kommt aus den Pyrenäen, so wie der klettert keiner auf Berge. Ein wahrer Profi unbezwingbarer Gipfel.«

»Eine Sekunde, Danglard«, sagte Adamsberg und hielt seinen Stellvertreter zurück.

Gefolgt von Danglard, ging er in den Raum zurück und

geradewegs auf Favres Schreibtisch zu. Es war plötzlich sehr still. Adamsberg griff eine Seite des metallenen Tisches und stieß ihn mit Wucht zurück. Er kippte krachend um, riß Papiere, Berichte, Dias mit sich, die wild durcheinander auf dem Boden landeten. Favre, seinen Kaffeebecher in der Hand, saß verdattert da und zeigte keine Reaktion. Adamsberg peilte die Stuhlkante an und ließ das Ganze hintenüberkippen, den Stuhl samt Brigadier und Kaffee, der sich über dessen Hemd ergoß.

»Nehmen Sie das zurück, Favre, eine Entschuldigung und daß es Ihnen leid tut. Ich warte.«

Scheiße, dachte Danglard und griff sich an die Stirn. Er sah, wie Adamsbergs Körper sich spannte. In den letzten zwei Tagen hatte er mehr neue Gefühlsregungen an ihm erlebt als in all den Jahren ihrer Zusammenarbeit.

»Ich warte«, wiederholte Adamsberg.

Favre rappelte sich auf die Ellbogen hoch, um ein wenig Würde vor den Kollegen zurückzuerlangen, die sich jetzt verstohlen dem Epizentrum des Streits näherten. Nur Retancourt, die Zielscheibe von Favres Grausamkeiten, saß regungslos da. Allerdings ordnete sie keine Akten mehr.

»Was denn zurücknehmen?« kreischte Favre. »Die Wahrheit? Was hab ich denn gesagt? Daß Sie ein Bergsteiger-As sind, stimmt das etwa nicht?«

»Ich warte, Favre«, wiederholte Adamsberg.

»Scheiß drauf«, erwiderte Favre, der wieder zu sich kam.

Da riß Adamsberg Danglard die schwarze Ledertasche aus den Händen, holte eine volle Flasche heraus und zerschmetterte sie auf dem metallenen Tischbein. Glassplitter und Wein flogen durch den Raum. Mit der zerschlagenen Flasche in der Hand tat er einen Schritt auf Favre zu. Danglard wollte den Kommissar zurückhalten, aber Favre hatte mit einer raschen Bewegung seine Waffe gezogen und zielte mit dem Revolver auf Adamsberg. Die Mitglieder der Brigade erstarrten vor Schreck

und sahen auf den Brigadier, der es wagte, seine Waffe auf den Kommissar zu richten. Auch ihren Kommissar starrten sie an, bei dem sie in einem ganzen Jahr nur zwei spontane Wutausbrüche erlebt hatten, die genauso schnell wieder erloschen, wie sie entflammt waren. Jeder suchte sofort nach einer Möglichkeit, die Auseinandersetzung zu beenden, jeder hoffte, daß Adamsberg zu seinem gewohnten Gleichmut zurückfände, die Flasche fallen ließe und sich schulterzuckend entfernte.

»Nimm deine Scheißwaffe runter, blöder Bulle«, sagte Adamsberg.

Verächtlich schmiß Favre den Revolver weg, und Adamsberg senkte die Flasche ein Stück. Er spürte, daß dieser Ausbruch etwas Unangemessenes, ja sicher sogar Groteskes hatte, und wußte nicht einmal, wer von ihnen beiden, Favre oder er, hier den Sieg davontrug. Seine Finger lockerten sich. Der Brigadier richtete sich vollends auf, und in einem plötzlichen Wutanfall schleuderte er den splittrigen Flaschenboden von sich, der sauber wie eine Klinge in Adamsbergs linken Arm schnitt.

Favre wurde auf einen Stuhl gezerrt, wo man ihn festhielt. In Erwartung einer Entscheidung angesichts dieser neuartigen Situation wandten sich alle Gesichter dem Kommissar zu. Mit einer Geste hielt Adamsberg Estalère zurück, der schon den Telefonhörer abnahm.

»Ist nicht tief, Estalère«, sagte er mit wieder ruhiger Stimme, wobei er den angewinkelten Arm an seinen Oberkörper drückte. »Sagen Sie unserem Gerichtsmediziner Bescheid, er wird das schon machen.«

Er gab Mordent ein Zeichen und hielt ihm die halbzerschmetterte Flasche hin.

»In eine Plastiktüte damit, Mordent. Beweisstück meiner Gewalttätigkeit. Einschüchterungsversuch eines meiner Untergebenen. Sammeln Sie seine Magnum und den

Flaschenboden ein, Beweis seiner Aggression, wenn auch ohne die Absicht zu ...«

Adamsberg fuhr sich durchs Haar und suchte nach dem passenden Wort.

»Doch!« brüllte Favre.

»Halt's Maul«, schrie ihn Noël an. »Mach's nicht noch schlimmer, hast schon genug Schaden angerichtet.«

Adamsberg warf ihm einen erstaunten Blick zu. Für gewöhnlich sekundierte Noël die dreckigen Witze seines Kollegen mit einem Lächeln. Aber nun hatte sich ein Riß aufgetan zwischen Noël's Gefälligkeit und Favres Brutalität.

»Ohne die Absicht schwerer Beeinträchtigung«, fuhr Adamsberg fort, wobei er Justin ein Zeichen gab, mitzuschreiben. »Ursache des Streits: beleidigende Äußerungen des Brigadier Joseph Favre gegenüber Lieutenant Violette Retancourt sowie Diffamierung derselben.«

Adamsberg sah auf, um die Beamten zu zählen, die im Raum versammelt waren.

»Zwölf Zeugen«, fügte er hinzu.

Voisenet hatte ihn veranlaßt, sich zu setzen, seinen linken Arm freigemacht und leistete Erste Hilfe.

»Fortentwicklung des Streits«, fuhr Adamsberg mit müder Stimme fort, »Sanktion seitens des Vorgesetzten in Form materieller Gewalt und Einschüchterung, ohne tätlichen Angriff auf Brigadier Favre noch Bedrohung seiner körperlichen Unversehrtheit.«

Adamsberg biß die Zähne zusammen, während Voisenet ihm einen Wattebausch auf den Arm drückte, um die Blutung zu stillen.

»Gebrauch der Dienstwaffe und eines scharfen Utensils seitens des Brigadier, geringfügige Verwundung durch Glasscherbe. Alles weitere wissen Sie, schreiben Sie den Bericht ohne mich

zu Ende, und schicken Sie ihn an die Polizei der Polizei. Vergessen Sie nicht, den Raum in diesem Zustand zu fotografieren.«

Justin stand auf und ging auf den Kommissar zu.

»Und was machen wir mit der Weinflasche?« murmelte er.

»Sagen wir, daß Sie sie aus Danglards Tasche geholt haben?«

»Wir sagen, daß ich sie vom Tisch genommen habe.«

»Und der Grund für die Anwesenheit einer Flasche Weißwein in unseren Räumlichkeiten, um halb vier nachmittags?«

»Ein kleiner Umtrunk zur Mittagszeit«, schlug Adamsberg vor, »um auf die Reise nach Quebec anzustoßen.«

»Ja«, sagte Justin erleichtert. »Sehr gute Idee.«

»Und Favre? Was machen wir mit dem?« fragte Noël.

»Wird suspendiert und die Waffe einbehalten. Soll der Richter entscheiden, ob es Angriff oder Notwehr war. Werden wir sehen, wenn ich zurück bin.«

Adamsberg stand auf und stützte sich auf Voisenets Arm.

»Passen Sie bloß auf«, sagte der, »Sie haben viel Blut verloren.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Voisenet, ich schau gleich beim Gerichtsmediziner vorbei.«

Von Danglard gestützt, verließ er die Brigade, und seine Beamten blieben erstaunt zurück, unfähig, ihre Gedanken zu ordnen und, zumindest im Augenblick, ein Urteil zu fällen.

8

Den Arm in der Schlinge und vollgestopft mit Antibiotika und Schmerzmitteln, die Romain, der Gerichtsmediziner, ihn hatte schlucken lassen, war Adamsberg nach Hause zurückgekehrt. Die Wunde hatte mit sechs Stichen genäht werden müssen.

Wegen der örtlichen Betäubung noch immer ohne Gefühl im linken Arm, öffnete er ungeschickt den Wandschrank in seinem Schlafzimmer. Er rief Danglard zu Hilfe, um einen Archivkarton herauszuziehen, der ganz unten neben alten Schuhen stand. Danglard stellte den Karton auf ein niedriges Tischchen, und die Männer ließen sich zu seinen beiden Seiten nieder.

»Schütten Sie ihn aus, Danglard. Pardon, aber ich kann es leider nicht.«

»Warum, um Himmels willen, haben Sie die Flasche zerschlagen?«

»Verteidigen Sie den Kerl etwa?«

»Favre ist ein Stück Scheiße. Aber mit dieser Flasche haben Sie ihn zur Gewalt getrieben. Er ist der Typ. Und Sie normalerweise nicht.«

»Scheint so, als würde ich im Umgang mit solchen Leuten meine Gewohnheiten ändern.«

»Warum haben Sie ihn nicht einfach beurlaubt, so wie beim letztenmal?«

Adamsberg winkte resigniert ab.

»Streß?« fragte Danglard vorsichtig. »Wegen Neptun?«

»Vielleicht.«

Inzwischen hatte Danglard acht beschriftete Akten aus dem Karton genommen und auf dem Tisch verteilt, jede trug einen

Titel, *Dreizack Nr. 1*, *Dreizack Nr. 2* und so folgend bis zur Nummer acht.

»Wir müssen noch mal über diese Flasche reden, die in Ihrer Tasche war. Das geht etwas zu weit.«

»Und es geht Sie nichts an«, sagte Danglard, des Kommissars eigene Worte benutzend.

Adamsberg gab ihm recht.

»Übrigens habe ich mir etwas geschworen«, fügte Danglard hinzu.

Wobei er die Bommel auf seiner Mütze berührte, was er jedoch lieber nicht näher erklären wollte.

»Wenn ich lebend aus Quebec zurückkomme, trinke ich nur noch ein Glas auf einmal.«

»Sie werden zurückkommen, weil ich den Faden halte. Sie können also gleich mit Ihrem Vorhaben beginnen.«

Danglard willigte matt ein. In der gewalttätigen Atmosphäre der letzten Stunden hatte er vergessen, daß Adamsberg das Flugzeug halten würde. In diesem Augenblick aber hatte er mehr Vertrauen in seine Bommel als in seinen Kommissar, und flüchtig fragte er sich, ob eine gestutzte Bommel noch dieselben Schutzkräfte besaß wie eine vollständige Bommel. Die Frage nach der Potenz des Eunuchen.

»Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, Danglard. Passen Sie auf, sie ist lang, sie hat vierzehn Jahre gedauert. Sie hat begonnen, als ich zehn war, sie ist explodiert, als ich achtzehn war, und sie hat hell gelodert, bis ich zweiunddreißig war. Aber vergessen Sie nicht, Danglard, daß die Leute immer einschlafen, wenn ich erzähle.«

»Das dürfte heute kaum passieren«, meinte Danglard und stand auf. »Sie haben nicht zufällig irgendwo ein kleines Getränk? Die Ereignisse haben mich doch sehr mitgenommen.«

»Es ist Wacholderschnaps da, hinter dem Olivenöl im oberen

Küchenschrank.«

Zufrieden kehrte Danglard mit einem Glas und der schweren Tonflasche zurück. Er schenkte sich ein und räumte die Flasche wieder weg.

»Ich beginne«, sagte er. »Immer nur ein Glas auf einmal.«

»Dafür ist es aber Vierundvierzigprozentiger.«

»Was zählt, ist die Absicht, die Geste.«

»Dann ist es natürlich was anderes.«

»Natürlich. In was mischen Sie sich eigentlich ein?«

»In Dinge, die mich nichts angehen, genau wie Sie. Selbst wenn die Vorfälle längst erledigt sind, bleiben doch immer Spuren von ihnen zurück.«

»Das stimmt«, sagte Danglard.

Adamsberg ließ seinen Stellvertreter ein paar Schlucke nehmen.

»In meinem Dorf in den Pyrenäen«, begann er, »gab es einen alten Typen, den wir Kinder nur den ›Allmächtigen‹ nannten. Die Großen nannten ihn bei seinem Titel und dem Namen: Richter Fulgence. Er wohnte allein im *Herrenhaus*, einem großen, weit abgelegenen Kasten, der von Bäumen und Mauern umgeben war. Er hatte mit niemandem Kontakt, sprach mit niemandem, er haßte Kinder und jagte uns eine Höllenangst ein. Wir taten uns zusammen und belauerten abends seinen Schatten, wenn er in den Wald hinausging, um seine Hunde, zwei große Beaucerons, pissen zu lassen. Was soll ich Ihnen noch sagen, Danglard, mit den Augen eines Zehn- oder Zwölfjährigen gesehen? Er war alt, sehr groß und hatte glattes weißes Haar, das er nach hinten gekämmt trug, er hatte die gepflegtesten Hände, die man jemals im Dorf gesehen, und die schickste Kleidung, die je einer getragen hatte. Als käme der Kerl jeden Abend geradewege aus der Oper, sagte der Pfarrer, und der hatte ja schon von Berufs wegen nachsichtig zu sein. Richter Fulgence

trug stets ein helles Hemd, einen schmalen Binder, einen dunklen Anzug und je nach Jahreszeit einen kurzen oder langen Umhang aus grauem oder schwarzem Tuch.«

»Ein feiner Pinkel? Ein Wichtigtuer?«

»Nein, Danglard, ein Mann, kaltblütig wie der Meeraal. Wenn er ins Dorf kam, grüßten ihn die Alten auf den Bänken ehrerbietig mit einem Gemurmeln, das sich über den gesamten Platz ausbreitete, während gleichzeitig jedes Gespräch verstummte. Es war mehr als Respekt, es war Faszination und beinahe so etwas wie Ergebenheit. Wo Richter Fulgence ging, ließ er eine Schar von Sklaven zurück, die er keines Blickes würdigte, so wie ein Schiff eine Spur von Gischt hinterläßt und seine Fahrt fortsetzt. Man hätte sich vorstellen können, daß er, auf einer steinernen Bank sitzend, noch immer Recht sprach, während der Pyrenäenpöbel zu seinen Füßen kroch. Aber vor allem hatten wir Angst. Alle. Die Großen, die Kleinen, die Alten. Und niemand hätte sagen können, warum. Meine Mutter hielt uns davon ab, zum Herrenhaus zu gehen, und natürlich wetteiferten wir abends darin, wer sich am weitesten herantraute. Wir probierten beinahe jede Woche ein neues Abenteuer aus, vermutlich, um unsere Nerven und unsere Eier mal richtig zu spüren. Und das schlimmste war, der Richter Fulgence war trotz seines Alters ein sehr schöner Mann. Die alten Frauen erzählten sich flüsternd, in der Hoffnung, daß der Himmel sie nicht hörte, daß er schön wie der Teufel wäre.«

»Vielleicht die Einbildung eines zwölfjährigen Kindes?«

Mit seiner gesunden Hand kramte Adamsberg in den Akten und zog schließlich zwei Schwarzweißfotos heraus. Er beugte sich vor und warf sie Danglard auf die Knie.

»Schauen Sie ihn sich an, mein Lieber, und sagen Sie mir, ob das da das Hirngespinnst eines Kindes ist.«

Danglard betrachtete die Fotografien des Richters, das eine im Dreiviertelprofil, das andere von der Seite. Er stieß einen stummen Pfiff aus.

»Schön? Beeindruckend?« fragte Adamsberg.

»Sehr«, bestätigte Danglard und ordnete die Fotos wieder ein.

»Und dennoch ohne Frau. Ein einsamer Rabe. So also war dieser Mann. Und wir Kinder waren so, daß wir all die Jahre über nicht aufhörten, ihn zu ärgern. Es war die große Herausforderung des Samstagabends. Wer brach Steine aus der Mauer heraus, wer bekritzelte sein Hoftor, wer warf Müll in seinen Garten, Konservenbüchsen, tote Kröten, aufgeschlitzte Krähen? So sind die Kinder in diesen kleinen Dörfern, Danglard, und genauso war auch ich. In der Bande gab's welche, die steckten Kröten eine angezündete Zigarette ins Maul, und nach drei oder vier Zügen explodierten sie. Wie ein Feuerwerk, die Eingeweide spritzten nur so heraus. Ich sah zu. Ermüde ich Sie?«

»Nein«, sagte Danglard und nahm einen ganz kleinen Schluck von seinem Wacholderschnaps, den er sich wie ein armer Mann, ein wenig traurig lächelnd, weise einteilte.

In diesem Punkt machte sich Adamsberg allerdings keine Sorgen, immerhin hatte sich sein Stellvertreter das Glas bis zum Rand vollgegossen.

»Nein«, wiederholte Danglard. »Erzählen Sie weiter.«

»Es war weder etwas über seine Vergangenheit noch über seine Familie bekannt. Man wußte nur, was wie ein Gongschlag klang: daß er Richter gewesen war. Ein solch mächtiger Richter, daß sein Einfluß noch immer nicht erloschen war. Jeannot, einer der größten Draufgänger der Bande ...«

»Verzeihung«, unterbrach ihn Danglard besorgt. »Explodierte die Kröte tatsächlich, oder ist das nur ein Bild?«

»Tatsächlich. Sie blähte sich auf, wurde groß wie eine grüne

Melone und explodierte plötzlich. Wo war ich stehengeblieben, Danglard?»

»Bei Jeannot.«

»Jeannot, der Draufgänger, den wir alle bedingungslos bewunderten, stieg sogar über die hohe Mauer des Herrenhauses. Von den Bäumen aus schmiß er einen Stein ins Fenster des Hauses vom Allmächtigen. Jeannot wurde vor das Gericht in Tarbes geschleppt. Noch am Tage seiner Verurteilung trug er die Bißspuren der Beaucerons, die ihn fast zerfetzt hätten. Der Justizbeamte verhängte sechs Monate Besserungsanstalt. Wegen eines Steins, für ein elfjähriges Kind. Das hatte Richter Fulgence durchgesetzt. Sein Arm reichte so weit, daß er mit einer Handbewegung durchs ganze Land streichen und die Justiz zum Schlottern bringen konnte, wo immer ihm danach zumute war.«

»Aber wie bringt man die Kröte dazu, daß sie raucht?»

»Sagen Sie mal, Danglard, hören Sie mir überhaupt zu? Ich erzähle Ihnen eine Geschichte von einem teuflischen Kerl, und Sie kommen dauernd auf diese verfluchte Kröte zurück.«

»Selbstverständlich höre ich zu, trotzdem, wie bringt man die Kröte dazu, daß sie raucht?»

»Es war eben so. Kaum hatte man ihr eine brennende Zigarette ins Maul gesteckt, fing die Kröte an zu inhalieren. Nicht wie ein Kerl, der ruhig an der Bar lehnt, nein. Wie eine Kröte eben, die wie irre anfängt zu pumpen und nicht mehr aufhört. Paff, paff, paff. Und plötzlich explodierte sie.«

Adamsberg beschrieb mit seinem rechten Arm einen weiten Bogen, um den Eingeweideschwall vorstellbar zu machen. Danglard folgte dieser Ellipse mit den Augen und nickte, als registriere er eine Tatsache von enormer Wichtigkeit. Dann entschuldigte er sich kurz.

»Fahren Sie fort«, sagte er und trank einen Fingerbreit Wacholderschnaps. »Die Macht von Richter Fulgence. War Fulgence sein Nachname?«

»Ja. Honoré Guillaume Fulgence.«

»Komischer Name, Fulgence. Von *fulgur*, Blitz, Leuchten. Das paßte sicher ausgezeichnet zu ihm, nehme ich an.«

»So meinte zumindest der Pfarrer, glaube ich. Bei uns zu Hause glaubte man an nichts, aber ich hockte ständig bei diesem Pfarrer rum. Zunächst einmal gab's da Schafskäse und Honig, und das schmeckt einfach herrlich zusammen. Und dann hatte er Hunderte in Leder gebundene Bücher. Meistens religiöse natürlich, mit großen inluminierten Bildern in Rot und Gold. Diese Bilder liebte ich sehr. Ich habe etliche davon abgezeichnet. Sonst gab's ja nichts im Dorf, was man abzeichnen konnte.«

»Illuminiert.«

»Wie bitte?«

»Die religiösen Bilder: illuminiert.«

»Ach so. Ich habe immer ›inluminiert‹ gesagt.«

»Illuminiert.«

»Na gut. Wenn Sie wollen.«

»Waren alle Leute alt in Ihrem Dorf?«

»So kommt es einem als Kind vor.«

»Aber warum fing die Kröte an einzuatmen, sobald man ihr die Zigarette reingesteckt hatte? Paff, paff, paff, bis sie explodierte?«

»Was weiß ich, Danglard!« sagte Adamsberg und hob die Arme.

Diese spontane Bewegung entriß ihm einen krampfhaften Schmerz. Rasch drückte er seinen linken Arm nach unten und legte die Hand auf den Verband.

»Es ist Zeit für Ihr Schmerzmittel«, sagte Danglard und sah auf seine Uhr. »Ich hole es Ihnen.«

Adamsberg willigte ein und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Favre, dieser blöde Idiot. Danglard verschwand mit seinem Glas in der Küche, machte einen ziemlichen Lärm mit Schränken und Wasserhähnen und kam mit Wasser und zwei Tabletten zurück, die er Adamsberg gab.

Adamsberg schluckte sie, wobei er bemerkte, daß das Wacholderschnapslevel auf magische Weise wieder angestiegen war.

»Wo waren wir?« fragte er.

»Bei den illuminierten Büchern des alten Pfarrers.«

»Ja. Es gab dort auch andere Bücher, viel Dichtung, und illustrierte Bände. Ich schrieb ab, zeichnete und las immer mal darin. Noch mit achtzehn Jahren machte ich das. Eines Abends las ich und kitzelte an seinem großen Holztisch, der nach ranzigem Fett stank, als die Sache passierte. Deshalb erinnere ich mich auch an jedes einzelne Wort aus diesem Gedichtstück, es ist wie eine Kugel, die in meinem Kopf feststeckt und nie wieder herausgekommen ist. Ich hatte das Buch ins Regal zurückgestellt und war danach ins Gebirge gegangen, abends, so gegen zehn Uhr. Ich war zur Conche de Sauzec hinaufgestiegen.«

»Aha«, unterbrach ihn Danglard.

»Pardon. Das ist eine Anhöhe, von der man das ganze Tal überblickt. Ich saß also auf diesem Vorgebirge und sprach leise die Zeilen vor mich hin, die ich gelesen hatte und die ich wahrscheinlich schon am nächsten Tag vergessen haben würde.«

»Lassen Sie mal hören.«

»Quel dieu, quel moissonneur de l'éternel été, avait, en s'en allant, négligemment jeté cette faucille d'or dans le champ des

étoiles. Welcher Gott nur, welcher Schnitter eines ew'gen Sommers ließ im Weggehn jene goldne Sichel fallen dort im Sternenfeld.«

»Das ist von Victor Hugo.«

»Ach ja? Und wer stellt sich diese Frage?«

»Eine Frau mit entblößter Brust, Ruth.«

»Ruth? Ich dachte immer, ich hätte mich das gefragt.«

»Nein, Ruth. Bedenken Sie, Hugo kannte Sie ja gar nicht. Es ist das Ende von einem langen Gedicht, *Booz endormi*¹. Aber sagen Sie mir noch eins. Funktioniert das bei Fröschen genauso? Ich meine rauchen, paff, paff, paff, und Explosion? Oder nur bei Kröten?«

Adamsberg sah ihn müde an.

»Tut mir leid«, sagte Danglard und nahm einen Schluck.

»Ich sagte diese Zeilen also vor mich hin, und sie gefielen mir sehr. Ich hatte gerade mein erstes Jahr als Berufsanfänger im Kriminaldienst hinter mir, ich war Polizeiwachtmeister in Tarbes und für zwei Wochen auf Urlaub im Dorf. Es war August, nachts wurde es schon kühl, und ich ging nach Hause zurück. Ich wusch mich leise - wir wohnten zu neunt in zweieinhalb Zimmern -, als Raphaël wie von Sinnen und mit blutverschmierten Händen auftauchte.«

»Raphaël?«

»Mein jüngerer Bruder. Er war sechzehn.«

Danglard stellte verblüfft sein Glas ab.

»Ihr *Bruder*? Ich dachte, Sie hätten nur fünf Schwestern.«

»Ich hatte einen Bruder, Danglard. Er war fast wie ein Zwilling für mich, wir waren ein Herz und eine Seele. Es sind jetzt beinahe dreißig Jahre her, daß ich ihn verloren habe.«

Erstaunt und ehrfürchtig schwieg Danglard.

¹ Der schlafende Boas.

»Abends traf er sich dort oben auf dem Wasserturm immer mit einem Mädchen. Kein kleines Techtelmachtel, sondern Liebe auf den ersten Blick. Das junge Mädchen, Lise, wollte ihn heiraten, sobald sie volljährig wäre. Was bei meiner Mutter einen furchtbaren Schrecken und große Wut bei Lises Familie auslöste, die dagegen war, daß ihre Jüngste sich mit einem Landarsch wie Raphaël einließ. Sie war die Tochter vom Bürgermeister, Sie verstehen.«

Adamsberg verstummte einen Augenblick, bevor er weiterreden konnte.

»Raphaël packte mich am Arm und sagte: ›Sie ist tot, Jean-Baptiste, sie ist tot, sie wurde umgebracht!‹ Ich habe ihm die Hand auf den Mund gelegt, habe ihm die Hände gewaschen und ihn nach draußen gezogen. Er weinte. Wieder und wieder habe ich ihn gefragt. ›Was ist passiert, Raphaël? Rede, in Herrgottsamen.‹ ›Ich weiß es nicht‹, hat er geantwortet. ›Ich hab da gekniet, am Wasserturm, voller Blut und mit einem Stecheisen, und sie, Jean-Baptiste, sie war tot, mit drei Löchern im Bauch.‹ Ich habe ihn angefleht, nicht zu schreien, nicht zu weinen, ich wollte nicht, daß die Familie uns hört. Ich habe ihn gefragt, woher er das Stecheisen hätte, ob es ihm gehörte. ›Ich hab keine Ahnung, es lag einfach in meiner Hand.‹

›Und vorher, Raphaël, was hast du vorher gemacht?‹

›Daran erinnere ich mich nicht, Jean-Baptiste, ich schwöre es dir. Ich hatte ziemlich viel getrunken mit den Jungs.‹

›Warum?‹

›Weil sie schwanger war. Ich war völlig durcheinander. Ich hab ihr nie was Schlechtes gewünscht.‹

›Aber davor, Raphaël? Zwischen den Jungs und dem Wasserturm?‹

›Ich bin wie gewohnt durch den Wald gelaufen, um zu ihr zu kommen. Weil ich Angst hatte oder weil ich besoffen war, bin

ich gerannt, dabei hab ich mich an dem Schild gestoßen und bin gestürzt.«

»An was für einem Schild?«

»Dem von Emeriac, das seit dem Unwetter schief hängt. Dann war da der Wasserturm. Drei rote Löcher, Jean-Baptiste, und ich, ich hielt das Stecheisen in der Hand.«

»Aber dazwischen, Erinnerst du dich an gar nichts?«

»An nichts, Jean-Baptiste, an nichts. Vielleicht hat mich dieser Schlag am Kopf verrückt gemacht, vielleicht bin ich wirklich verrückt, oder vielleicht bin ich ein Ungeheuer. Ich kann mich nicht erinnern, wann ... wann ich auf sie eingestochen habe.«

Ich fragte, wo das Stecheisen sei. Er hatte es dort oben neben Lise liegenlassen. Ich sah in den Himmel und sagte, Glück gehabt, es wird Regen geben. Dann habe ich Raphaël angewiesen, sich gründlich zu waschen, sich ins Bett zu legen und, falls irgend jemand vorbeikäme, zu behaupten, wir hätten seit Viertel elf im kleinen Hof Karten gespielt. Seit Viertel elf haben wir Ekarté gespielt, ist das klar, Raphaël? Fünfmal hatte er gewonnen und viermal ich.«

»Falsches Alibi«, bemerkte Danglard.

»Exakt, und Sie sind der einzige, der davon weiß. Dann bin ich hinaufgerannt, und Lise lag genau so da, wie Raphaël es beschrieben hatte, getötet durch drei Einstiche in den Bauch. Ich hab das Stecheisen aufgehoben, es war bis zum Schaft mit Blut beschmiert, der Griff bedeckt mit Fingerspuren. Ich hab es gegen mein Hemd gedrückt, um den Abdruck und die Länge zu haben, dann hab ich's in meine Jacke gesteckt. Ein kurzer Regenschauer kam, der die Fußspuren neben der Leiche verwischte. Das Stecheisen hab ich in die Kute der Torque geschmissen.«

»In die was?«

»Die Torque, ein Fluß, der sich durch den Wald schlängelte

und große Senken, Kuten, bildete. Ich habe das Stecheisen bei sechs Metern Tiefe hineingeworfen und noch ein paar Dutzend Steine hinterhergeschmissen. Keine Chance, daß es so bald wieder hochkommen würde.«

»Falsches Alibi und Unterschlagung von Beweismitteln.«

»Genau. Und ich habe es nie bereut. Keinerlei Gewissensbisse. Ich liebte meinen Bruder mehr als mich selbst. Glauben Sie, ich hätte zugelassen, daß man ihn schnappt?«

»Das geht nur Sie etwas an.«

»Was mich auch etwas anging, war Richter Fulgence. Denn während ich auf der Conche de Sauzec saß, von wo aus ich den Wald und das Tal überblickte, habe ich ihn vorbeigehen sehen. Ihn. Ich habe mich erst nachts daran erinnert, als ich die Hand meines Bruders hielt, damit er einschlief.«

»So weit konnte man von dort oben gucken?«

»Ein Teil des Kieselwegs war gut zu erkennen. Dunkle Gestalten hoben sich von ihm ab.«

»Die Hunde? Haben Sie ihn daran erkannt?«

»Nein, an seinem Sommerumhang. Sein Oberkörper hob sich als Dreieck ab. Alle Männer im Dorf wirkten im Umriß wie Klumpen, ob dick oder dünn, und alle waren sehr viel kleiner als er. Es war der Richter, Danglard, auf dem Weg hinauf zum Wasserturm.«

»Raphaël war auch da draußen. Und seine betrunkenen Freunde. Und Sie auch.«

»Ist mir egal. Am nächsten Tag bin ich über die Mauer des Herrenhauses und habe ein bißchen in den Gebäuden herumgeschnüffelt. In der Scheune lag zwischen Schaufeln und Spaten eine dreizinkige Forke. Ein Dreizack, Danglard.«

Adamsberg hob seine gesunde Hand und streckte drei Finger aus.

»Drei Zinken, drei nebeneinanderliegende Löcher. Nun schauen Sie sich das Foto von Lises Leiche an«, fügte er hinzu und zog es aus der Akte. »Schauen Sie sich die einwandfrei gerade Linie der Wunden an. Wie hätte mein Bruder, besoffen und in Panik, dreimal mit seinem Stecheisen zustoßen können, ohne auch nur einmal abzuweichen?«

Danglard betrachtete die Aufnahme aufmerksam. Die Wunden lagen tatsächlich auf einer absolut geraden Linie nebeneinander. Jetzt verstand er, warum Adamsberg auf dem Foto von Schiltigheim diese Messungen vorgenommen hatte.

»Sie waren damals erst Anfänger im Kriminaldienst, ein junger Stift. Wie sind Sie an dieses Foto herangekommen?«

»Ich hab's geklaut«, sagte Adamsberg ruhig. »Dieser Dreizack, Danglard, war ein altes Werkzeug mit glattem, verziertem Stiel, an der Querstrebe rostig. Aber seine Zinken glänzten, sie waren geputzt, ohne eine Spur von Erde, ohne einen Rest von Schmutz. Gesäubert, unberührt, rein wie die Morgenröte. Was sagen Sie dazu?«

»Daß es unangenehm ist, aber kein belastender Beweis.«

»Daß es klar ist wie das Wasser der Kute. Als ich das Werkzeug sah, ist mir die Gewißheit regelrecht ins Gesicht gespritzt.«

»Wie die Kröte.«

»Ungefähr. Ein Schwall von Bosheit und Schweinereien, eben die Eingeweide des Allmächtigen. Und just in dem Moment stand er im Tor seiner Scheune und hielt seine beiden Höllenhunde an der Leine, die Jeannot gefressen hatten. Er beobachtete mich. Und wenn Richter Fulgence einen beobachtete, Danglard, selbst wenn man achtzehn Jahre alt war, bekam man Schiß. Er fragte mich, was ich bei ihm zu suchen hätte, mit dieser kalten Wut in der Stimme, die so typisch für ihn war. Ich antwortete, daß ich ihm einen bösen Streich spielen und die Muttern von seiner Werkbank abschrauben wollte. Das hatte

ich in all den Jahren so oft bei ihm gemacht, daß er mir glaubte, und mit einer majestätischen Geste deutete er auf den Ausgang und sagte nur: »Ich gebe dir einen Vorsprung, junger Mann. Ich zähle bis vier.« Wie ein Irrer bin ich auf die Mauer zugerannt. Ich wußte, bei »vier« ließ er seine Hunde los. Einer der Beaucerons hat mir das Hosenbein zerfetzt, aber ich konnte mich losmachen und schaffte es über die Mauer.«

Adamsberg krempelte seine Hose hoch und legte den Finger auf eine lange Narbe am Bein.

»Er ist immer noch da, der Biß von Richter Fulgence.«

»Der Biß vom Hund«, berichtigte Danglard.

»Ist dasselbe.«

Adamsberg stahl Danglard einen Schluck von seinem Wacholderschnaps.

»Bei der Verhandlung wurde die Tatsache, daß ich Fulgence im Wald gesehen hatte, nicht berücksichtigt. Ich galt als befangen. Vor allem aber haben sie den Dreizack nicht als Beweisstück herangezogen. Und trotzdem, Danglard, stimmte der Abstand der Wunden genau mit denen der Zinken überein. Dieser Zufall hat sie einen verdammten Moment lang in ganz schöne Schwierigkeiten gebracht. Sie haben neue Gutachten anfertigen lassen, immer in der Angst vor dem Richter, der weiter drohte. Und diese neuen Untersuchungen ließen sie aufatmen: die Tiefe der Einstiche stimmte nicht überein. Ein halber Zentimeter zu lang. Idioten, Danglard. Als wäre es für den Richter nicht ein leichtes gewesen, nachdem er seinen Dreizack hineingestoßen hatte, jede Wunde mit dem langen Stecheisen nachzubohren und dieses dann meinem Bruder in die Hand zu drücken. Nein, nicht mal Idioten, Feiglinge. Selbst der Richter, ein regelrechter Lakai gegenüber Fulgence. Es war doch viel einfacher, sich an einen sechzehnjährigen Jungen zu halten.«

»Stimmte denn die Tiefe der Einstiche mit der Länge des Stecheisens überein?«

»Es war dieselbe. Aber diese Theorie konnte ich nicht vorbringen, da die Waffe ja auf seltsame Weise verschwunden war.«

»Auf äußerst seltsame Weise.«

»Alles sprach gegen Raphaël: Lise war seine Freundin, er traf sie abends am Wasserturm, und sie war schwanger. Nach Auffassung des Justizbeamten hatte er Angst bekommen und sie umgebracht. Nur, Danglard, es fehlte ihnen das Wesentliche, um ihn zu verurteilen: die Waffe nämlich, die unauffindbar blieb, und der Beweis, daß er zur fraglichen Zeit am Tatort gewesen war. Und das war Raphaël nicht, denn er spielte Karten mit mir. Im kleinen Hof, erinnern Sie sich? Ich habe unter Eid ausgesagt.«

»Und als Polizist galt Ihr Wort doppelt.«

»Ja, und das habe ich für mich genutzt. Ja, ich habe bis zuletzt gelogen. Und wenn Sie heute das Stecheisen vom Grund der Torque heraufholen wollen, nur zu.«

Adamsberg sah seinen Stellvertreter mit halbgeschlossenen Augen an und lächelte, zum erstenmal in seiner Erzählung.

»Wäre aber verlorene Mühe«, fügte er hinzu. »Vor langer Zeit habe ich es wieder herausgefischt und in Nîmes in eine Mülltonne geschmissen. Denn dem Wasser kann man nicht trauen und seinem Gott auch nicht.«

»Er wurde also freigesprochen, Ihr Bruder?«

»Ja. Aber die Gerüchte gingen weiter, sie nahmen zu und haben ihn bedroht. Niemand sprach mehr mit ihm, alle fürchteten sich vor ihm. Und ihn selbst verfolgte diese Gedächtnislücke, daß er unfähig war, sich zu erinnern, ob er es nun *getan* hatte oder nicht. Verstehen Sie, Danglard? Er wußte nicht, ob er ein Mörder war. Schließlich wagte er nicht mehr,

sich irgend jemandem zu nähern. Sechs alte Kissen habe ich zerschlitzt, um ihm zu zeigen, daß es nie eine *gerade* Linie ergibt, wenn man dreimal hintereinander zusticht. Zweihundertundviermal habe ich zugestochen, um ihn zu überzeugen, umsonst. Er war zerstört, er vergrub sich weitab von den anderen. Ich arbeitete in Tarbes und konnte ihm nicht jeden Tag die Hand halten. Und so habe ich meinen Bruder verloren, Danglard.«

Danglard gab ihm sein Glas, und Adamsberg nahm zwei Schlucke.

»Danach hatte ich nur noch einen Gedanken, den Richter zu jagen. Er hatte die Gegend verlassen, auch ihn hatten die Gerüchte in die Enge getrieben. Ihn jagen, ihn verurteilen lassen und meinen Bruder reinwaschen. Denn nur ich allein wußte, daß Fulgence schuldig war. Schuldig des Mordes und schuld an der Zerstörung von Raphaël. Vierzehn Jahre lang habe ich ihn ohne Unterlaß verfolgt, im Land, in den Archiven, in der Presse.«

Adamsberg legte seine Hand auf die Akten.

»Acht Morde, acht Tötungsdelikte, bei denen die drei nebeneinanderliegenden Löcher auftauchen. Verteilt auf den Zeitraum zwischen 1949 und 1983. Acht abgeschlossene Fälle, acht Schuldige, die wie die Fliegen geschnappt wurden, sozusagen mit der Waffe in der Hand: Sieben arme Schweine saßen im Knast, und mein Bruder war von mir gegangen. Fulgence aber ist immer entwischt. Der Teufel entwischt immer. Gehen Sie diese Akten zu Hause durch, Danglard, lesen Sie sie gründlich. Ich schaue jetzt in der Brigade vorbei, um Retancourt zu sprechen. Ich klopfe heute nacht noch einmal spät bei Ihnen an. Ja?«

Auf dem Nachhauseweg sann Danglard wieder und wieder über das nach, was er erfahren hatte. Ein Bruder, ein Verbrechen und ein Selbstmord. Ein Beinah-Zwilling, der, des Mordes bezichtigt, von der Welt verstoßen und gestorben war. Eine Tragödie, so furchtbar, daß Adamsberg nie darüber gesprochen hatte. Was war unter solchen Umständen von der Anschuldigung zu halten, die sich allein auf die Gestalt des Richters auf einem Waldweg und einen Dreizack in der Scheune gründete? Auch er hätte an Adamsbergs Stelle verzweifelt nach einem Schuldigen gesucht, der an die Stelle seines Bruders treten konnte. Und hätte automatisch auf den Feind des Dorfes gezeigt.

Ich liebte meinen Bruder mehr als mich selbst. Auf gewisse Weise, so schien ihm, hielt Adamsberg seit jener Mordnacht noch immer Raphaëls Hand in der seinen, allein gegen alle. Und entfernte sich so seit dreißig Jahren vom Kosmos der anderen, zu denen er nicht gehen durfte, ohne zu riskieren, daß er diese Hand losließ und seinen Bruder der Schuld und dem Tod preisgab. In diesem Fall konnten nur Raphaëls posthum erwiesene Unschuld und seine Rückkehr in die Welt Adamsbergs Finger lösen. Oder aber, sagte sich Danglard und preßte seine Tasche an sich, das Eingeständnis, daß sein Bruder das Verbrechen begangen hatte. Wenn Raphaël getötet hatte, würde er es eines Tages zugeben müssen. Adamsberg konnte doch nicht sein Leben mit der Rechtfertigung eines Irrtums zubringen, der die Züge eines schreckenerregenden Greises trug. Falls der Inhalt der Akten in diese Richtung tendierte, wäre er gezwungen, sich dem Kommissar in den Weg zu stellen und ihm mit Gewalt die Augen zu öffnen, so brutal und schmerzlich das Unternehmen auch sein würde.

Nach dem Abendessen, als die Kinder endlich in ihren Zimmern waren, setzte er sich bekümmert an seinen Tisch, mit drei Bierern und acht Akten. Alle waren viel zu spät ins Bett gegangen. Er hatte die unglückliche Idee gehabt, ihnen beim Abendessen die Geschichte mit der rauchenden Kröte, paff, paff, paff, und Explosion, zu erzählen, und sie hatte dringliche Fragen aufgeworfen. Warum explodierte die Kröte? Warum rauchte die Kröte? Welche Melonengröße erreichte sie? Flogen die Eingeweide sehr hoch? Funktionierte das bei Schlangen genauso? Danglard hatte ihnen schließlich jegliche Art von Experimenten verboten, jegliches Einführen von Zigaretten ins Maul welcher Schlange, Kröte oder welchen Salamanders auch immer, ebenso in das von Eidechsen, Hechten oder irgendeines anderen verdammten Viechs.

Dann aber, es war bereits elf Uhr durch, waren die fünf Schulranzen gepackt, das Geschirr abgewaschen und die Lichter gelöscht.

Danglard öffnete die Akten in ihrer chronologischen Reihenfolge und prägte sich dabei die Namen der Opfer, die Tatorte, Uhrzeiten und Personalien der Täter ein. Acht Morde, und alle, vermerkte er, in ungeraden Jahren begangen. Aber ein ungerades Jahr bedeutete allenfalls eine Chance auf zwei und ließ nicht einmal auf eine Fügung schließen. Allein die hartnäckige Überzeugung des Kommissars hatte eine Verbindung zwischen diesen so unterschiedlichen Fällen hergestellt, und für den Augenblick bewies nichts, daß ein einziger Mensch sie verursacht hatte.

Acht Morde in ganz verschiedenen Gegenden, Loire-Atlantique, Touraine, Dordogne, Pyrenäen. Gewiß konnte man sich vorstellen, daß der Richter oft umgezogen war, um der Gefahr zu entgehen. Aber auch die Opfer waren von Alter,

Geschlecht und Erscheinung her sehr verschieden: junge Leute und Greise, Erwachsene, Männer und Frauen, Dicke und Schlanke, Braun- und Blondhaarige. Was nur schlecht zur fixen Besessenheit eines Serienmörders paßte. Auch die Waffen unterschieden sich voneinander: Stecheisen, Küchenmesser, Klapp- und Jagdmesser, spitzgeschliffene Schraubenzieher.

Danglard schüttelte entmutigt den Kopf. Er hatte gehofft, Adamsberg folgen zu können, aber die Summe dieser Unähnlichkeiten war dem ein ernsthaftes Hindernis.

Bei den Wunden allerdings gab es schon Übereinstimmungen: jedesmal drei tief in den Körper gestoßene Löcher, unter den Rippen oder im Bauch, denen eine Schädelprellung vorausging, durch die das Opfer besinnungslos gemacht wurde. Trotzdem, wie hoch war, bei der Gesamtheit aller Morde, die seit einem halben Jahrhundert in Frankreich begangen worden waren, die Wahrscheinlichkeit, daß man drei Wunden im Bauch vorfand? Sehr hoch. Der Unterleib stellt eine breite, leicht zugängliche und verletzbare Zielscheibe dar. Und ergaben sich die drei Einstiche nicht auch aus einer gewissen Logik? Drei Einstiche, um sicherzugehen, daß das Opfer wirklich tot war? Statistisch gesehen, kam diese Zahl häufig vor. Sie hatte nichts von einem Markenzeichen oder einer besonderen Handschrift. Einfach drei Einstiche, etwas ziemlich Alltägliches irgendwie.

Danglard öffnete eine zweite Dose Bier und vertiefte sich in diese Wunden. Er mußte seine Arbeit gründlich machen und versuchen, in der einen oder der anderen Hinsicht Gewißheit zu erlangen. Zweifellos, die drei Einstiche ergaben eine gerade Linie, oder doch beinahe. Und es stimmte, daß die Chance gering war, die Wunden perfekt nebeneinander zu setzen, wenn man dreimal zustach. Was tatsächlich an einen Dreizack denken ließ. Wie auch die Tiefe der Löcher, die nur durch die Kraft eines Werkzeugs mit Stiel möglich war, während ein Messer eher selten dreimal bis zum Schaft eindringt. Aber die

Einzelheiten der Berichte zerstörten diese Hoffnung. Denn die benutzten Klingen unterschieden sich in Breite und Länge. Hinzu kam, daß auch der Abstand zwischen den Einstichen von einem zum anderen Fall variierte, ebenso wie ihre Anordnung. Nicht sehr, manchmal konnte eine der Wunden um drei oder zwei Millimeter leicht zur Seite oder nach vorn verschoben sein. Aber diese Abweichungen schlossen die Idee aus, daß nur eine einzige Waffe benutzt worden war. Drei sehr ähnliche Einstiche, aber nicht ähnlich genug, um ein einziges Werkzeug und eine einzige Hand zu beschuldigen.

Außerdem waren all diese Fälle längst abgeschlossen und die Täter verhaftet worden, manchmal sogar mit Geständnissen. Allerdings handelte es sich, abgesehen von noch einem anderen Jugendlichen, der ebenso beeinflußbar und verstört war wie Raphaël, um arme Schlucker, umherirrende Säufer oder halbe Landstreicher, die alle bei ihrer Festnahme beachtlich viel Alkohol im Blut hatten. Es durfte kaum schwierig gewesen sein, diese zerrütteten Männer, die ohnehin zur Selbstaufgabe bereit waren, zu einem Geständnis zu bewegen.

Danglard schob die dicke weiße Katze weg, die sich auf seine Füße gelegt hatte. Sie war warm und schwer. Er hatte ihr keinen anderen Namen gegeben, seitdem Camille sie vor einem Jahr, bevor sie nach Lissabon abgereist war, bei ihm zurückgelassen hatte. Damals war sie eine ganz kleine weiße Kugel mit blauen Augen gewesen, die er darum auch *Die Kugel* genannt hatte. Sie war nur langsam gewachsen und konnte weder Sessel noch Wände zerkratzen. Danglard schaute sie nie an, ohne an Camille zu denken, die in Selbstverteidigung auch nicht sehr bewandert war. Er hob die Katze hoch, indem er sie unter den Bauch faßte, griff das Ende einer ihrer Pfoten und kratzte mit seinem Fingernagel über das Hornpolster. Aber die Krallen kamen nicht heraus. Die Kugel war ein Fall für sich. Er setzte sie auf den

Tisch und schließlich wieder auf seine Füße zurück. Wenn du dich wohl fühlst dort unten, dann bleib da.

Keiner der verhafteten Täter, notierte Danglard, konnte sich an den Mord erinnern, was eine erstaunliche Häufung von Gedächtnisschwund war. In seinem Leben als Bulle hatte er zwei Fälle von Erinnerungsverlust nach einem Mord erlebt, man weigerte sich, das Grauen zu sehen, man leugnete die Tat. Aber diese psychologisch begründete Amnesie war keine Erklärung für die acht Übereinstimmungen hier. Der Alkohol dagegen schon. Wenn er selbst in jüngeren Jahren mal sehr viel getrunken hatte, war es ihm zuweilen passiert, daß er mit einem Filmriß aufgewacht war und ihm ein Stück fehlte, das seine Saufkumpane ihm dann am nächsten Tag nachlieferten. Er war kürzer getreten, nachdem er erfahren hatte, daß ihm einmal ein ganzes Publikum Beifall geklatscht hatte, als er in Avignon nackt auf einen Tisch gestiegen war und Vergil rezitierte. Auf lateinisch. Schon damals hatte er etwas Bauch, und bei dem Gedanken an das Schauspiel, das er geboten hatte, lief es ihm kalt über den Rücken. Sehr fröhlich, meinten seine Freunde, sehr charmant, seine Freundinnen. Ja, den vom Alkohol bewirkten Gedächtnisschwund, dieses neblige Biest, kannte er, aber wann es über einen hereinbrach, das war nie vorauszusehen. Manchmal erinnerte man sich, selbst sternhagelvoll, an alles und manchmal an nichts.

Adamsberg klopfte zweimal leise an seine Tür. Danglard nahm die *Kugel* unter den Arm und ging öffnen. Der Kommissar warf einen kurzen Blick auf sie.

»Und, wie geht's ihr?« fragte er.

»Wie soll's schon gehen«, erwiderte Danglard.

Thema abgeschlossen, Botschaft angekommen. Die zwei Männer ließen sich am Tisch nieder, und Danglard setzte das Tier wieder auf seine Füße, bevor er seine Bedenken angesichts

dieser wirklichen oder vermeintlichen Serie von Morden erläuterte. Adamsberg hörte ihm zu, den linken Arm an sich gedrückt und mit der rechten Hand seine Wange reibend.

»Ich weiß«, unterbrach er ihn. »Glauben Sie, daß ich nicht alle Zeit gehabt hätte, die Maße dieser Wunden immer wieder zu analysieren und miteinander zu vergleichen? Ich kenne sie auswendig. Ich weiß alles über ihre Abweichungen, ihre Tiefe, ihre Form, ihre Abstände zueinander. Aber bedenken Sie auch, daß Richter Fulgence nichts, aber rein gar nichts von einem gewöhnlichen Menschen hat. So dumm wäre er nicht gewesen, immer mit derselben Waffe zu töten. Nein, Danglard, der Mann ist geschickt. Aber er mordet mit seinem Dreizack. Der ist sein Symbol und das Zepter seiner Macht.«

»Entscheiden Sie sich«, entgegnete Danglard. »Eine einzige Waffe oder mehrere? Die Wunden sind verschieden.«

»Es kommt aufs gleiche raus. Das Auffallende ist doch, daß die Unterschiede zwischen den Abständen *gering* sind, Danglard, *sehr gering*. Die Abstände zwischen den Einstichen, seitlich oder von oben nach unten gesehen, schwanken, aber nur sehr wenig. Sehen Sie noch mal hin, Danglard. Bei allen Varianten übersteigt die Gesamtlänge der drei Wunden nie 16,9 Zentimeter. So war es auch beim Mord an Lise Autan, wo ich es als gesichert ansehe, daß der Richter seinen Dreizack benutzt hat: 16,9 Zentimeter, mit 4,7 Zentimetern Abstand zwischen dem ersten und dem zweiten Einstich und fünf Zentimetern zwischen dem zweiten und dem dritten. Schauen Sie sich die anderen Opfer an. Nummer vier, Julien Soubise, mit einem Messer getötet: 5,4 und 4,8 Zentimeter Abstand bei einer Gesamtlänge von 16,8 Zentimetern. Nummer acht, Jeanne Lessard, mit dem Stecheisen getötet, 4,5 und 4,8 Zentimeter, Gesamtlänge 16,2 Zentimeter. Die längsten Linien sind durch Stecheisen oder Schraubenzieher entstanden, die kürzesten durch Messer, wegen der Schärfe der Klingen. Aber nie ist die Linie länger als 16,9 Zentimeter. Wie erklären Sie sich das,

Danglard? Daß acht verschiedene Mörder, die alle dreimal zustechen, in keinem Fall einen Abstand von 16,9 Zentimetern überschreiten? Seit wann gibt es eine mathematische Begrenzung, wenn jemand einem andern in den Bauch sticht?«

Danglard runzelte schweigend die Stirn.

»Was die andere Abweichung bei den Einstichen betrifft«, fuhr Adamsberg fort, »die nach oben und unten hin, so ist sie noch geringer: nicht mehr als vier Millimeter, wenn es sich um ein Messer handelt, und wenn es ein Stecheisen ist, noch weniger. Maximale Breite der Einstiche: 0,9 Zentimeter. Nicht mehr, in keinem Fall mehr. So breit waren sie auf dem Körper von Lise. Wie erklären Sie sich diese abgesteckten Maße? Mit einem Lineal? Mit einem Regelkodex für Mörder? Wo doch alle außerdem stockbesoffen waren und ihre Hand zitterte? Und sie alle an Gedächtnisverlust litten? Und blind drauflos schlugen? Und nicht einer hätte gewagt, über 16,9 Zentimeter Länge und 0,9 Zentimeter Breite hinaus zu stechen? Durch welch ein Wunder, Danglard?«

Danglard dachte rasch nach und konnte sich den scharfsinnigen Argumenten des Kommissars nicht verschließen.

Allerdings sah er nicht recht, wie die unterschiedlichen Wunden zu einer einzigen Waffe passen sollten.

»Haben Sie die Forke eines Bauern vor Augen?« fragte Adamsberg und zeichnete schon eine Skizze. »Da wäre der Stiel, die verstärkte Querstrebe und hier die drei Zinken. Der Stiel und die Querstrebe bleiben, aber die Zinken wechseln. Begreifen Sie, Danglard? *Die Zinken wechseln*. Aber natürlich innerhalb des feststehenden Maßes der Querstrebe: und zwar 16,9 Zentimeter Länge und 0,9 Zentimeter Breite bei dem Gerät, das uns beschäftigt.«

»Wollen Sie damit sagen, daß der Mann die drei Zinken jedesmal abnimmt und provisorisch andere, wechselnde Klingen an der Querstrebe festschweißt?«

»Sie haben's erfaßt, Capitaine. Er kann das Gerät an sich nicht wechseln. Er hängt auf neurotische Weise daran, und diese Treue beweist seine Krankhaftigkeit. Das Gerät muß bleiben, das ist eine absolute Bedingung für ihn. Der Stiel und die Querstrebe sind seine Seele, sein Geist. Aber aus Sicherheitsgründen verändert der Richter jedesmal die Zinken und befestigt statt dessen Messerklingen, Stecheisen oder Klappmesser daran.«

»So leicht ist Schweißen nun auch wieder nicht.«

»Doch, Danglard, es ist ziemlich einfach. Und selbst wenn die Schweißnaht nicht sehr solide ist, vergessen Sie nicht, daß das Gerät nur ein einziges Mal benutzt wird. Um senkrecht einzudringen und nicht, um damit zu arbeiten.«

»Dann müßte sich Ihnen zufolge der Mörder für jeden Mord vier gleiche Messer oder Stecheisen beschaffen: drei, von denen er die Klingen abmacht und am Dreizack befestigt, und eins, das er dem Sündenbock in die Hand drückt.«

»Genau, und das ist schließlich keine komplizierte Aufgabe. Aus diesem Grund ist die Mordwaffe auch jedesmal ein gebräuchlicher Gegenstand und vor allem neu. Ein nagelneues Werkzeug in der Hand eines Landstreichers, finden Sie das logisch?«

Danglard strich sich lange übers Kinn.

»Aber so ist er bei der jungen Lise nicht vorgegangen«, sagte er. »Da hat er mit seinem Dreizack getötet und dann jede der Wunden mit dem Stecheisen nachgebohrt.«

»So ist es auch im Fall Nummer vier, dem des anderen beschuldigten Jugendlichen, ebenfalls in einem Dorf. Vermutlich hat der Richter gedacht, daß eine Untersuchung über die Herkunft einer neuen Waffe im Besitz eines so jungen

Mannes in die Sackgasse führen und die Täuschung auffliegen würde. Also hat er lieber ein altes Stecheisen gewählt, länger als die Zinken seines Dreizacks, und die Einstiche auf diese Weise entstellt.«

»Klingt schlüssig«, gab Danglard zu.

»So schlüssig wie eine Intarsienarbeit, bei der ein Teil fest ins andere greift. Derselbe Mann, dasselbe Gerät. Denn ich hab's überprüft, Danglard. Nachdem der Richter weggezogen war, habe ich das Herrenhaus von unten bis oben durchsucht. Die Geräte waren in der Scheune geblieben, nicht aber der Dreizack. Er hatte das kostbare Instrument mitgenommen.«

»Wenn die Zusammenhänge derart offenkundig sind, warum ist die Wahrheit dann nicht schon früher bekannt geworden? In den vierzehn Jahren Ihrer Jagd auf ihn?«

»Aus vier Gründen, Danglard. Zunächst einmal, weil alle, verzeihen Sie mir, genauso gedacht haben wie Sie und es dabei bewenden ließen: verschiedene Waffen und Wunden und folglich nicht derselbe Mörder. Dann die geographisch voneinander isolierten Ermittler, fehlende Vernetzung zwischen den Regionen, Sie kennen ja das Problem. Schließlich, weil jedesmal ein idealer Täter mit dem Schlüssel in der Hand dasaß. Und vergessen Sie zudem nicht die Macht des Richters, die ihn sozusagen unangreifbar machte.«

»Ja, aber Sie, warum haben Sie sich nicht zu Wort gemeldet, nachdem Sie alle diese Anklagepunkte zusammenhatten?«

Über Adamsbergs Gesicht huschte ein trauriges Lächeln.

»Wegen absoluten Mangels an Glaubwürdigkeit. Jeder Justizbeamte wußte sofort, daß ich persönlich in den Fall verwickelt war, und hielt meine Anklage für befangen und zwanghaft. Alle waren überzeugt davon, daß ich jede erdenkliche Verrücktheit begangen hätte, um Raphaëls Unschuld zu beweisen. Sie etwa nicht, Danglard? Und meine Vermutungen hatten den mächtigen Richter gegen sich. Man hat

mich nie wirklich weit kommen lassen. »Geben Sie es endlich zu, Adamsberg, daß Ihr Bruder dieses Mädchen getötet hat. Daß er verschwunden ist, beweist es.« Am Ende wurde mir ein Prozeß wegen Verleumdung angedroht.«

»Blockade«, faßte Danglard zusammen.

»Und, sind Sie überzeugt, Capitaine? Begreifen Sie, daß der Richter schon fünfmal getötet hatte, bevor er sich an Lise vergriff, und danach noch zwei weitere Male? Acht Morde innerhalb von vierunddreißig Jahren. Das ist mehr als ein Serienmörder, das ist die trockene und gewissenhafte Arbeit eines ganzen Lebens, wohldosiert, sorgfältig geplant, gut verteilt. Die fünf ersten Verbrechen habe ich durch Archivrecherchen ausfindig gemacht, und vielleicht habe ich auch welche übersehen. Bei den zwei folgenden spürte ich dem Richter nach und verfolgte ständig die Tagespresse. Fulgence wußte, daß ich nicht nachgeben würde, und so trieb ich ihn unablässig vor mir her. Aber immer wieder entwischte er mir. Und Sie sehen ja, Danglard, es ist noch nicht vorbei. Fulgence steigt aus seinem Grab: Vor kurzem hat er zum neuntenmal gemordet, in Schiltigheim. Es ist seine Handschrift, ich weiß es. Drei Einstiche auf einer Linie. Ich muß noch vor Ort nachmessen, aber Sie werden sehen, Danglard, diese Linie wird nicht länger als 16,9 Zentimeter sein. Das Stecheisen war neu. Der Beschuldigte ist ein Obdachloser, er ist Alkoholiker, und er kann sich an nichts erinnern. Alles ist da.«

»Trotzdem«, sagte Danglard und verzog das Gesicht, »wenn wir Schiltigheim mit einbeziehen, ergibt das eine Mordfolge, die sich über vierundfünfzig Jahre erstreckt. So etwas hat es in der Kriminalgeschichte noch nie gegeben.«

»Den Dreizack hat es noch nie gegeben. Ein Ausnahmemonster. Ich weiß nicht, wie ich Sie davon überzeugen soll. Sie haben ihn nicht kennengelernt.«

»Trotzdem«, wiederholte Danglard. »Er hört 1983 auf und fängt zwanzig Jahre später wieder an? Das ergibt keinen Sinn.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß er zwischendurch nicht weitergemordet hat?«

»Na, Sie. Sie haben doch die Tagespresse ständig verfolgt. Und dennoch war zwanzig Jahre lang nichts zu vermelden.«

»Ganz einfach, weil ich die Nachforschungen 1987 eingestellt habe. Ich sagte Ihnen doch, daß ich ihn vierzehn Jahre lang gejagt habe, und nicht dreißig.«

Danglard hob überrascht den Kopf.

»Und warum haben Sie aufgehört? Waren Sie müde geworden? Unter Druck gesetzt?«

Adamsberg stand auf und ging eine Weile im Zimmer umher, den Kopf zu seinem angewinkelten Arm geneigt. Dann kam er zum Tisch zurück, stützte sich mit der rechten Hand darauf und beugte sich zu seinem Stellvertreter.

»Weil er 1987 gestorben ist.«

»Wie bitte?«

»Gestorben. Der Richter Fulgence ist vor sechzehn Jahren eines natürlichen Todes gestorben, am 19. November 1987 in Richelieu, wo er zuletzt gewohnt hat. Herzinfarkt, bestätigt durch medizinisches Gutachten.«

»Großer Gott, sind Sie sicher?«

»Natürlich. Ich habe es sofort erfahren und war auf seiner Beerdigung. Es stand in allen Zeitungen. Ich habe gesehen, wie sein Sarg in die Grube sank und die Erde das Monster bedeckte. Und an diesem schwarzen Tag habe ich die Hoffnung aufgegeben, jemals die Unschuld meines Bruders beweisen zu können. Der Richter war mir für immer entwischt.«

Ein langes Schweigen trat ein, Danglard wußte nicht, wie er es unterbrechen sollte. Mechanisch und wie benommen strich er die Akten glatt.

»Nur zu, Danglard, reden Sie. Legen Sie los. Wagen Sie's.«

»Schiltigheim«, murmelte Danglard.

»Genau. Schiltigheim. Der Richter kehrt aus der Hölle zurück, und ich bekomme aufs neue meine Chance. Begreifen Sie? *Meine Chance*. Und diesmal lasse ich sie mir nicht entgehen.«

»Wenn ich Sie richtig verstehe«, sagte Danglard zögernd, »hätte er einen Schüler, einen Sohn oder Nachahmer?«

»Nichts dergleichen. Keine Frau, kein Kind. Der Richter ist ein einsamer Räuber. Schiltigheim ist sein Werk und nicht das eines Nachahmers.«

Vor Beunruhigung fehlten dem Capitaine die Worte. Er schwankte und entschloß sich zu einer wohlwollenden Bemerkung.

»Dieser jüngste Mord hat Sie tief getroffen. Es ist ein schrecklicher Zufall.«

»Nein, Danglard, nein.«

»Kommissar«, sagte Danglard ruhig, »der Richter ist seit sechzehn Jahren tot. Er ist längst zu Staub zerfallen.«

»Und? Was kümmert mich das? Für mich zählt nur das junge Mädchen aus Schiltigheim.«

»Herrgott noch mal«, regte sich Danglard auf, »woran glauben Sie denn? An Auferstehung?«

»Ich glaube an Taten. Er ist es, und das ist meine Chance. Übrigens hatte ich auch deutliche Zeichen.«

»Was denn für >Zeichen<?«

»Zeichen, Alarmsignale. Die Kellnerin in der Bar, das Plakat, die Reißzwecken.«

Jetzt stand auch Danglard auf, er war fassungslos.

»>Zeichen<, o mein Gott! Werden Sie jetzt Mystiker? Wem jagen Sie hinterher, Kommissar? Einem Gespenst? Einem

Geist? Einem Untoten? Und wo soll der wohnen? In Ihrem Schädel?«

»Ich jage dem Dreizack hinterher. Der noch vor kurzem in der Nähe von Schiltigheim gewohnt hat.«

»Er ist tot! Tot!« schrie Danglard.

Unter dem erschreckten Blick des Capitaine machte sich Adamsberg daran, mit seiner einen Hand sorgfältig die Akten wieder in seine Tasche zu räumen, Stück für Stück.

»Was kann der Tod schon dem Teufel anhaben, Danglard?«

Dann griff er seine Jacke, hob seinen gesunden Arm in einer Geste des Abschieds und ging.

Danglard sank erschüttert auf den Stuhl zurück und hob die Bierdose an den Mund. Verloren. Adamsberg war verloren, in eine Spirale des Wahnsinns hineingesogen. Reißzwecken, eine Barkellnerin, ein Plakat und ein Untoter. Er hatte sich viel weiter verirrt, als er befürchtet hatte. Kaputt, verloren, davongetragen von einem bösen Wind.

Nach wenigen Stunden Schlaf kam er mit Verspätung in die Brigade. Auf seinem Schreibtisch lag eine Nachricht für ihn. Adamsberg hatte den Frühzug nach Straßburg genommen. Und wäre am nächsten Tag zurück. Danglard dachte an Commandant Trabelmann und betete für seine Langmut.

Von weitem, wie er da auf dem Bahnhofsvorplatz in Straßburg stand, hatte Commandant Trabelmann etwas von einem vierschrötigen kleinen Kerl. Adamsberg übersah seinen militärischen Haarschnitt und konzentrierte seine Prüfung auf das runde Gesicht des Commandant, in dem er etwas Entschlossenes und Heiteres entdeckte. Eine schwache Möglichkeit, daß er sich für die unwahrscheinliche Akte, die er mitbrachte, öffnen würde. Trabelmann drückte ihm die Hand und lachte grundlos auf, er sprach klar und laut.

»Kriegsverletzung?« fragte er und zeigte auf seinen Arm in der Schlinge.

»Eine etwas stürmische Festnahme«, bestätigte Adamsberg.

»Wieviel haben Sie denn schon?«

»Festnahmen?«

»Narben?«

»Vier.«

»Ich sieben. Der Bulle, der mich narbenmäßig schlägt, muß erst noch geboren werden«, schloß Trabelmann und lachte erneut. »Haben Sie Ihre Kindheitserinnerung mitgebracht, Kommissar?«

Adamsberg deutete lächelnd auf seine Tasche.

»Da drin. Aber ich bin nicht sicher, ob sie Ihnen gefällt.«

»Es kostet ja nichts, sie sich mal anzuhören«, antwortete der Commandant und öffnete seinen Wagen. »Ich habe Märchen immer sehr gemocht.«

»Auch mörderische?«

»Kennen Sie denn andere?« fragte Trabelmann und fuhr los.
»Der Kannibale in Rotkäppchen, die Kindsmörderin in Schneewittchen, der Menschenfresser im Kleinen Däumling.«

Er bremste vor einer roten Ampel und lachte wieder kurz auf.

»Morde, überall Morde«, fuhr er fort. »Und Blaubart, was für ein schöner Serientäter. Was mir an Blaubart gefiel, war dieser verfluchte Blutfleck auf dem Schlüssel, der nicht mehr verschwand. Man rubbelte und rieb ihn weg, und er kam wieder, wie ein Schandmal. Ich denke oft daran, wenn ein Verbrecher mir durch die Lappen geht. Dann sage ich mir, mein Junge, du kannst so oft wegrennen, wie du willst, aber der Fleck kommt wieder, und ich werde dich finden. Wahr und wahrhaftig. Sie nicht?«

»Die Geschichte, die ich mitgebracht habe, hat etwas von Blaubart. Drei Blutflecken, die man entfernt und die doch immer wiederkommen. Aber nur für denjenigen, der sie auch sehen will, wie im Märchen.«

»Ich muß über Reichstett fahren und einen meiner Brigadiere abholen, wir haben ein gutes Stück Weg vor uns. Wenn Sie mit Ihrer Geschichte vielleicht schon beginnen wollen? Es war einmal ein Mann?«

»Der allein mit zwei Hunden in einem Herrenhaus wohnte«, übernahm Adamsberg.

»Guter Anfang, Kommissar, gefällt mir sehr«, sagte Trabelmann und brach zum viertenmal in ein Lachen aus.

Als sie auf dem kleinen Parkplatz in Reichstett hielten, war der Commandant ernster geworden.

»Bei Ihrer Sache gibt es einen Haufen einleuchtender Dinge, das stelle ich gar nicht in Abrede. Aber wenn Ihr Mann wirklich die junge Wind getötet hat - und ich sage bewußt *wenn* -, dann würde dies bedeuten, daß er seit einem halben Jahrhundert mit

seinem Wechseldreizack umherstreift. Stellen Sie sich das mal vor. In welchem Alter hat Ihr Blaubart denn angefangen zu wüten? In der Grundschule?«

Ein anderes Kaliber als Danglerd, aber derselbe schlichte Einwand.

»Das nun gerade nicht, nein.«

»Na los, Kommissar: sein Geburtsdatum?«

»Ich kenne es nicht«, wich Adamsberg aus, »ich weiß nichts über seine Familie.«

»Immerhin haben wir es ja wohl nicht mit einem ganz jungen Kerl zu tun, was? Wenigstens mit einem Typen zwischen siebzig und achtzig Lenzen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich werde Ihnen wohl nicht erzählen müssen, wieviel Kraft es braucht, um einen Erwachsenen lahmzulegen und ihm tödliche Stöße mit einem Stecheisen beizubringen?«

»Der Dreizack verringert den Kraftaufwand beim Zustoßen.«

»Aber dann hat der Mörder sein Opfer noch mitsamt dem Fahrrad aufs Feld gezogen, über zehn Meter von der Straße weg, wobei er über einen Entwässerungsgraben steigen und eine Böschung erklimmen mußte. Sie wissen doch, was es bedeutet, einen reglosen Körper zu schleppen, nicht wahr? Elisabeth Wind wog 62 Kilo.«

»Als ich den Mann zum letztenmal gesehen habe, war er nicht jung und strahlte noch immer eine große Stärke aus. Wirklich, Trabelmann. Mindestens einsfünfundachtzig groß, ein Eindruck von Kraft und Energie.«

»Ein ›Eindruck‹, Kommissar«, sagte Trabelmann und öffnete die hintere Wagentür für seinen Brigadier, den er mit einem kurzen militärischen Gruß empfing. »Und wann war das?«

»Vor zwanzig Jahren.«

»Das ist wirklich zum Lachen, Adamsberg, immerhin ist es zum Lachen. Darf ich Sie Adamsberg nennen?«

»Aber bitte.«

»Wir fahren jetzt geradewegs durch nach Schiltigheim und lassen Straßburg seitlich liegen. Pech für das Münster. Ist Ihnen aber sowieso egal, nehme ich an?«

»Heute schon, ja.«

»Mir immer. Diese alten Klötzer sagen mir gar nichts, wahr und wahrhaftig. Denken Sie nur, ich hab dieses Ding hundertmal gesehen, aber ich mag so was nicht.«

»Und was mögen Sie, Trabelmann?«

»Meine Frau, meine Kinder, meinen Job.«

Einfach.

»Und Märchen. Ich liebe Märchen.«

Weniger einfach, korrigierte sich Adamsberg.

»Aber Märchen sind doch schließlich auch alte Dinger«, sagte er.

»Ja, sehr viel älter als Ihr Kerl da. Aber erzählen Sie trotzdem weiter.«

»Könnten wir zuerst beim Leichenschauhaus vorbeifahren?«

»Um Ihre kleinen Messungen vorzunehmen, nehme ich an? Kein Problem.«

Adamsberg brachte seinen Bericht zu Ende, als sie das gerichtsmmedizinische Institut betraten. Wenn er wie in diesem Moment vergaß, sich geradezuhalten, war der Commandant nicht viel größer als er.

»Was?« schrie Trabelmann und blieb wie angewurzelt mitten in der Halle stehen. »Richter Fulgence? Sind Sie verrückt, Kommissar?«

»Und weiter?« fragte Adamsberg ruhig. »Was stört Sie daran?«

»Verdammt, wissen Sie nicht, wer das ist, Richter Fulgence? Da hört das Märchen ja wohl auf! Das ist, als würden Sie mir sagen, daß der Märchenprinz Feuer speit, und nicht der Drache.«

»Schön wie ein Prinz, ja, aber das hindert ihn nicht daran, Feuer zu speien.«

»Sind Sie sich darüber im klaren, Adamsberg? Es gibt ein Buch über Fulgences Prozesse. Und es hat nicht gerade jeder Justizbeamte im Land ein Anrecht auf ein Buch, nicht? Er war ein bedeutender Mensch, ein Gerechter.«

»Gerecht? Er mochte weder Frauen noch Kinder. Nicht wie Sie, Trabelmann.«

»Ich vergleiche nicht. Er war eine große Persönlichkeit, die alle respektierten.«

»Fürchteten, Trabelmann. Er hatte eine scharfe und schwere Hand.«

»Gerechtigkeit muß ja auch durchgreifen können.«

»Und eine lange. Von Nantes aus konnte er noch den Gerichtshof in Carcassonne erzittern lassen.«

»Weil er Autorität besaß und Einschätzungsvermögen. Es ist wirklich zum Lachen, Adamsberg, immerhin ist es zum Lachen.«

Ein Mann in Weiß kam auf sie zugeeilt.

»Etwas mehr Respekt, meine Herren.«

»Hallo, Ménard«, unterbrach ihn Trabelmann.

»Verzeihung, Commandant, ich habe Sie nicht erkannt.«

»Ich möchte Ihnen einen Kollegen aus Paris vorstellen, Kommissar Adamsberg.«

»Ich kenne Sie dem Namen nach«, sagte Ménard und gab ihm die Hand.

»Er ist ein Spaßvogel«, erklärte Trabelmann. »Ménard, führen Sie uns zum Fach von Elisabeth Wind.«

Ménard schlug dienstbeflissen das Leichentuch zurück und deckte die junge Tote auf. Adamsberg betrachtete sie einige Augenblicke ohne eine Regung, ließ dann sanft den Kopf zur Seite kippen, um die Blutergüsse im Nacken zu begutachten. Danach konzentrierte er seine Aufmerksamkeit auf die Einstiche im Bauch.

»In meiner Erinnerung«, sagte Trabelmann, »sind das so etwa einundzwanzig oder zweiundzwanzig Zentimeter Länge.«

Adamsberg schüttelte zweifelnd den Kopf und holte ein Maßband aus seiner Tasche.

»Helfen Sie mir, Trabelmann. Ich habe nur eine Hand.«

Der Commandant entrollte das Maß über der Leiche. Adamsberg legte das Ende genau an den äußeren Rand der ersten Wunde und zog das Band bis zur äußeren Begrenzung der dritten.

»16,7 Zentimeter, Trabelmann. Nie mehr, ich sagte es Ihnen.«

»Zufall, wahrhaftig.«

Ohne zu antworten legte Adamsberg ein Holzlineal als Orientierungshilfe an und maß die maximale Höhe der Wundlinie.

»0,8 Zentimeter«, verkündete er und rollte sein Maßband wieder auf.

Trabelmann, ein wenig verwirrt, ruckte kurz mit dem Kopf.

»Ich nehme an, die Tiefe der Einstiche können Sie mir auf der Wache liefern«, sagte Adamsberg.

»Ja, auch das Stecheisen und den Mann, der es in der Hand hielt. Mit seinen Fingerabdrücken drauf.«

»Sie werden aber trotzdem ein bißchen in meinen Akten blättern?«

»Ich bin nicht weniger professionell als Sie, Kommissar. Ich übergehe keine Spur.«

Trabelmann hatte wieder einen kurzen Lachanfall, ohne daß Adamsberg einen Grund dafür sah.

Auf der Polizeiwache in Schiltigheim legte Adamsberg seinen Aktenstapel auf dem Schreibtisch des Commandant ab, während ein Brigadier ihm das Stecheisen in einer Plastiktüte brachte. Das Werkzeug war von herkömmlicher Art und vollkommen neu, wäre nicht das getrocknete Blut gewesen, mit dem es beschmiert war.

»Wenn ich Sie richtig verstehe«, sagte Trabelmann und setzte sich an seinen Tisch, »und ich sage bewußt *wenn*, müßten wir eine Untersuchung anstellen über den Kauf von vier Stecheisen, und nicht von einem einzigen.«

»Ja, aber Sie würden nur Ihre Zeit verschwenden. Der Mann«, Adamsberg wagte nicht mehr, ihn Fulgence zu nennen, »begeht nicht den Fehler, vier Stecheisen auf einmal zu kaufen und damit wie der erste Anfänger die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aus diesem Grund wählt er auch sehr geläufige Modelle. Er erwirbt sie in mehreren Geschäften, wobei er zwischen den einzelnen Käufen einige Zeit vergehen läßt.«

»Würde ich auch so machen.«

Hier im Büro wurde der Commandant wieder ein entschlossener Mensch, und sein Zwang zur Heiterkeit versiegte. Vielleicht war es die sitzende Position, sagte sich Adamsberg, oder der offizielle Rahmen, der ihren Ausbruch bremste.

»Eins der Stecheisen kann im September in Straßburg gekauft worden sein«, sagte er, »das nächste im Juli in Roubaix und so fort. In dieser Richtung weiterzumachen wäre sinnlos.«

»Ja«, schloß Trabelmann. »Möchten Sie unseren Burschen sehen? Wenn wir ihm noch ein paar Stunden einheizen, wird er bald ein Geständnis ablegen. Wobei ich hinzufügen will, als wir ihn eingesammelt haben, hatte er mindestens so was wie anderthalb Flaschen Whisky im Blut.«

»Daher der Gedächtnisverlust.«

»Diese Amnesien faszinieren Sie, was? Mich überhaupt nicht, Kommissar. Weil der Typ nämlich ganz sicher zehn oder fünfzehn Jahre weniger kriegt, wenn die Verteidigung auf Gedächtnisverlust und geistige Verwirrtheit plädiert. Keine Kleinigkeit, nicht wahr? Und alle kennen den Trick. Deshalb glaube ich an deren Gedächtnisschwund genauso wenig wie an Ihren Märchenprinzen, der zum Drachen wird. Aber schauen Sie ihn sich ruhig an, Kommissar, machen Sie sich selbst ein Bild.«

Bernard Vétilleux, ein langer, hagerer Mann um die Fünfzig mit aufgedunsenem Gesicht, lag halb ausgestreckt auf seiner Pritsche und sah gleichgültig hin, als Adamsberg eintrat. Der oder ein anderer, was ging ihn das an. Adamsberg fragte ihn, ob er mit ihm reden könne, und der Mann willigte ein.

»Ich kann Ihnen sowieso nichts erzählen«, sagte er mit unbeteiligter Stimme. »Hier drin ist nichts mehr, ich erinnere mich an gar nichts.«

»Ich weiß. Aber vorher, bevor Sie auf dieser Straße waren?«

»Ich weiß ja nicht mal, wie ich da überhaupt hingekommen bin. Ich lauf nicht gern. Drei Kilometer, das ist ja ein ziemliches Ende.«

»Ja, aber davor«, beharrte Adamsberg. »Vor der Straße.«

»Davor, daran erinnere ich mich gut, muß ich ja wohl. Ich hab schließlich nicht mein ganzes Leben vergessen, Kumpel. Ich hab nur diese verfluchte Straße vergessen und alles, was danach kam.«

»Ich weiß«, wiederholte Adamsberg. »Und was haben Sie vorher gemacht?«

»Na, was schon, gepichelt hab ich.«

»Wo?«

»Zuerst war ich in der Kneipe.«

»Welcher Kneipe?«

»Im *Kleinen Korken*, neben dem Gemüseladen. Also kann man ja nicht gerade sagen, daß ich kein Gedächtnis hab, was.«

»Und danach?«

»Na, die haben mich rausgeschmissen, wie immer, ich hatte keine Piepen mehr. Ich war schon so zugesoffen, daß ich nicht mal schnorren gehen konnte. Also hab ich mir ein Eckchen zum Schlafen gesucht. Ist ja auch schon mächtig kalt jetzt. Meine Ecke, in der ich sonst immer schlafe, hatten mir ein paar Kerle weggenommen, mit drei Kötern. Ich bin weggegangen und hab mich in die Grünanlage gehauen, in dieses gelbe Plastikwürfeldings für die Kinder. Da drin ist es wärmer. Wie so 'ne Hütte, mit 'ner kleinen Tür. Und unten auf der Erde ist es wie Moos. Aber falsches Moos, klar, damit die Kinder sich nicht verletzen.«

»Welche Grünanlage?«

»Na, die Anlage, wo die Tischtennisplatten stehen, nicht weit von der Kneipe. Ich lauf nämlich nicht gern.«

»Und danach? Warst du ganz allein dort?«

»Da war noch so ein anderer Kerl, der in die gleiche Hütte wollte. Pech, hab ich mir gesagt. Aber dann hab ich meine Meinung schnell geändert, weil, der Kerl hatte nämlich zwei Liter in der Tasche. Glücksfall, hab ich mir gesagt, vor allem, weil ich ihm gleich verklickert hab, wie's läuft. Wenn du die Hütte haben willst, gibst du mir was ab von dem Wein. Er war einverstanden. Spendabel, der Kumpel.«

»Erinnerst du dich an diesen Kumpel? Wie war er?«

»Na ja, nicht, daß ich kein Gedächtnis hätte, aber ich hatte schon ganz schön einen intus, muß man ja auch bedenken. Und es war stockfinstere Nacht. Und einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul. War ja nicht der Kerl, der mich interessierte, sondern sein Gesöff.«

»Aber ein bißchen erinnerst du dich schon. Versuch es, erzähl es mir. Alles, woran du dich erinnerst. Wie er redete, wie er war, wie er getrunken hat. Groß, dick, klein, jung, alt?«

Vétilleux kratzte sich am Kopf, als könnte er seine Gedanken auf diese Weise beflügeln, richtete sich auf seiner Pritsche auf und sah ihn aus seinen geröteten Augen an.

»Mann, die geben mir hier nichts.«

Adamsberg hatte diesen Fall vorausgesehen und sich heimlich ein Fläschchen Cognac in die Tasche gesteckt. Er warf Vétilleux einen Blick zu und deutete auf den wachhabenden Brigadier in der Zelle.

»Ja.« Vétilleux verstand.

Nachher, machte ihm Adamsberg klar, indem er das Wort stumm mit den Lippen formte.

Vétilleux kapierte sofort und nickte.

»Ich bin überzeugt, daß du ein hervorragendes Gedächtnis hast«, fuhr Adamsberg fort. »Erzähl mir was von dem Kerl.«

»Alt«, bestätigte Vétilleux, »aber gleichzeitig auch wieder jung, wie soll ich's dir erklären. Eben voller Energie. Aber alt.«

»Und seine Kleidung? Erinnerst du dich daran?«

»Der war angezogen wie eben Typen, die nachts mit zwei Litern durch die Gegend laufen. Und eine Hütte zum Schlafen suchen. Ne alte Jacke mit Schal, zwei Mützen bis über die Augen, dicke Handschuhe, na ja, eben der ganze Kram, damit man sich nicht die Eier abfriert.«

»Brille? Rasiert?«

»Keine Brille, die Augen unter der Mütze. Auch keinen Bart, aber auch nicht gerade frisch rasiert. Er roch nicht.«

»Das heißt?«

»Ich teile meine Hütte nicht mit Kerlen, die riechen, so ist das eben, ist ja jedem sein eignes Ding. Ich geh zweimal in der Woche in die Badeanstalt, ich riech nicht gern. Und ich pinkle auch nicht in die Hütten von Kindern. Nur weil man säuft, heißt das ja nicht, daß man Kinder nicht respektiert. Kinder sind nett. Die unterhalten sich mit Pennern wie mit allen anderen auch. ›Hast du 'n Papa? Hast du 'ne Mama?‹ Kinder sind nett, die kapieren alles, bis die Großen ihnen den ganzen Scheiß einhämmern. Also, ich jedenfalls pinkle nicht in ihre Hütte. Sie respektieren mich, ich respektiere sie.«

Adamsberg wandte sich dem Wachhabenden zu.

»Brigadier«, fragte er, »könnten Sie mir ein Glas Wasser und zwei Aspirin holen? Die Wunde«, erklärte er und zeigte auf seinen Arm.

Der Brigadier nickte und entfernte sich. Vétilleux hatte rasch die Hand ausgestreckt und steckte das Cognacfläschchen ein. Weniger als fünfzig Sekunden später kam der Brigadier mit einem Becher zurück. Adamsberg zwang sich, die Tabletten zu schlucken.

»Mann, das erinnert mich an was«, sagte Vétilleux und zeigte auf den Becher. »Dieser spendable Kerl, der hatte was, das nicht gerade üblich ist beim Teilen. Er hatte einen Becher wie du. Er hatte seine Flasche, und ich meine. Der trank nicht aus der Flasche, verstehst du? War so'n Aufgeblasener, machte Anstalten.«

»Bist du dir sicher?«

»Klar. Und da hab ich mir gesagt, das ist einer, der von ganz oben gefallen ist. Weißt du, manche fallen von oben. Eine Frau, die sie sitzenläßt, und schon hängen sie an der Flasche und rutschen auf die schiefe Bahn. Oder ihre Firma geht 'n Bach

runter, und peng, hängen sie an der Flasche. Ich sage dir, das ist Scheiße. Man darf doch nicht abrutschen, nur weil deine Olle oder deine Firma dich fertigmacht. Scheiße, da muß man sich doch wieder einkriegen. Ich dagegen, verstehst du, bei mir war's nicht der Mumm, der mir gefehlt hat. Ich bin nicht von oben gefallen, weil ich nämlich immer schon unten war. Also bin ich da geblieben. Verstehst du den Unterschied?«

»Natürlich«, sagte Adamsberg.

»Hör mal, ich verurteile keinen. Aber das macht trotzdem einen Unterschied. Zwar hat's mir auch nicht gerade geholfen, als Josie mich hat sitzenlassen, geb ich ja zu. Aber Achtung, ich hab schon vorher gesoffen. Deswegen hat sie sich ja auch aus dem Staub gemacht. Kann ich ihr nicht mal übelnehmen, ich verurteile keinen. Außer die großen Geldsäcke, die nicht mal 'n Groschen für mich übrig haben. Na, also denen habe ich schon öfter vor die Tür geschissen, geb ich zu. Aber niemals in die Hütte von Kindern.«

»Bist du sicher, daß er von oben kam?«

»Ja, Kumpel. Und der war erst vor kurzem abgestürzt. Weil, in diesem Milieu machst du nicht lange einen auf angeekelt mit deinem Becher. Sagen wir, drei, vier Monate klammerst du dich an deinen Trinkpott, und dann, vorbei, trinkst du aus der Flasche von jedem x-beliebigen Säufer. Wie ich. Außer, daß ich nie mit einem trinke, der riecht, aber das ist was andres, 'ne Frage der Nase, ich verurteile keinen.«

»Also würdest du sagen, daß er noch nicht länger als vier Monate auf der Straße war?«

»Ich bin ja nicht Moses. Aber trotzdem würd ich sagen, der war noch ganz frisch. Der war sicher von seiner Frau sitzengelassen oder rausgeschmissen worden, weiß man's?«

»Und habt ihr euch unterhalten?«

»Nicht gerade viel. Wir haben gesagt, daß der Wein gut ist. Daß man bei diesem Wetter keinen Hund vor die Tür jagt.

Solche Sachen eben, das übliche Zeug.«

Vétilleux hatte seine Hand auf seinen dicken Pullover gelegt, dorthin, wo die Hemdtasche saß, in die er das Fläschchen gesteckt hatte.

»Ist er lange geblieben?«

»Weißt du, auf Zeit achte ich nie.«

»Ich meine: Ist er wieder gegangen? Hat er in dem Hüttchen geschlafen?«

»Daran erinnere ich mich nicht. Da muß ich wohl eingedrusselt sein. Oder wieder rumgelaufen, weiß nicht.«

»Und dann?«

Vétilleux breitete die Arme aus und ließ sie wieder auf seine Beine fallen.

»Und dann, dann war da die Straße. Der Morgen und die Polizei.«

»Hast du was geträumt? Ein Bild? Eine Empfindung?«

Der Mann runzelte unschlüssig die Stirn, faßte sich an den Pullover und kratzte mit seinen langen Nägeln über die abgenutzte Wolle. Adamsberg wandte sich wieder dem Brigadier zu, der seine Beine lockerte, indem er auf der Stelle trat. »Brigadier, hätten Sie die Freundlichkeit, mir meine Tasche zu bringen? Ich muß etwas aufschreiben.«

Vétilleux tauchte aus seiner Mattheit auf, riß mit Reptiliengeschwindigkeit das Fläschchen heraus, öffnete es und goß sich mehrere Schlucke hinter. Bis der Brigadier zurückkam, war alles wieder an seinem Platz unter dem Pullover. Adamsberg bewunderte sein Geschick und seine Schnelligkeit. Ständiger Gebrauch stärkt das Organ. Vétilleux war ein intelligenter Typ.

»Eine Sache, ja«, sagte er plötzlich mit geröteten Wangen, »Ich hab geträumt, daß ich ein gemütliches Plätzchen ergattert

hatte, schön warm zum Pennen. Und mich nervte, daß ich nicht mal richtig was davon hatte.«

»Warum?«

»Weil ich Lust hatte zu kotzen.«

»Passiert dir das oft? Daß du kotzen willst?«

»Nie.«

»Und daß du träumst, du wärst schön im Warmen?«

»Hör mal, wenn ich meine Nächte damit zubringen würde, davon zu träumen, daß ich's warm habe, wäre das 'n Hit, mein Junge.«

»Besitzt du so etwas wie ein Stecheisen?«

»Nein. Oder aber der Typ von oben hat's mir gegeben. Ich meine, der Typ von oben, der unten gelandet war. Oder aber ich hab's geklaut. Was weiß ich? Wie's aussieht, hab ich das arme Mädchen mit diesem Ding umgebracht. Vielleicht ist sie gestürzt auf der Straße, vielleicht hab ich sie für einen dicken Bären gehalten, kann man's wissen?«

»Glaubst du das?«

»Immerhin sind es meine Fingerabdrücke. Und ich lag genau daneben.«

»Und warum hättest du den dicken Bären und sein Fahrrad aufs Feld schleppen sollen?«

»Versteh einer, was im Kopf eines Säufers vorgeht, versteh einer. Auf jeden Fall bereu ich's, weil ich nicht gern jemandem weh tue. Ich bring keine Tiere um, also warum sollte ich Menschen umbringen? Selbst wenn sie Bären sind? Ich glaube nicht, daß ich Angst vor Bären hab. Scheint so, als hätten sie in Kanada viele. Sie kramen in den Mülltonnen wie ich. Das würde ich gern mal sehen, ich meine, mit ihnen in den Mülltonnen kramen.«

»Vétilleux, wenn du alles über Bären wissen willst ...«

Adamsberg drückte seinen Mund an sein Ohr.

»Sag nichts, leg kein Geständnis ab«, murmelte er ihm zu.
»halt den Mund, sag nur die Wahrheit. Dein Gedächtnisverlust.
Versprich es mir.«

»Hey!« unterbrach ihn der Brigadier. »Verzeihung,
Kommissar, aber es ist nicht gestattet, mit Tatverdächtigen zu
flüstern.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Brigadier. Ich habe ihm nur
eine kleine unanständige Geschichte über einen Bären erzählt.
Der Kerl hat doch sonst keine Ablenkung.«

»Egal, Kommissar, aber ich kann es nicht dulden.«

Adamsberg starrte Vétilleux schweigend an. Er machte ein
Zeichen, das soviel hieß wie: Verstanden? Und Vétilleux nickte.
Versprochen? fragte Adamsberg stumm. Wieder ein Nicken,
roter, aber klarer Blick. Der Kerl hatte ihm das Fläschchen
gegeben, der war ein Kumpel. Adamsberg stand auf und legte
ihm, bevor er aus der Zelle ging, seine freie Hand auf die
Schulter und drückte sie, was soviel bedeutete wie: Ich gehe
jetzt, ich zähle auf dich.

Auf dem Weg zurück ins Büro fragte der Brigadier Adamsberg
rasch, ob er, bei allem Respekt, die Geschichte über den Bären
erfahren könne. Adamsberg entkam dank Trabelmann, der sie
unterbrach.

»Ihr Eindruck?« fragte Trabelmann.

»Schwätzer.«

»Ach, sieh mal an. Bei mir jedenfalls nicht. Ist ein ganz
Schlaffer, dieser Typ.«

»Zu schlaff. Verstehen Sie mich nicht falsch, Commandant,
aber es ist gefährlich, einen so versoffenen Alkoholiker wie
Vétilleux plötzlich auf Entzug zu setzen. Er könnte dabei
draufgehen.«

»Das weiß ich natürlich, Kommissar. Er bekommt ein Glas zu jeder Mahlzeit.«

»Gut, verdreifachen Sie die Dosis. Glauben Sie mir, Commandant, es ist nötig.«

»Verstanden«, sagte Trabelmann, durchaus nicht beleidigt.

»Und gab es bei all seinem Geschwätz etwas Neues?« fragte er und setzte sich an seinen Tisch.

»Der Typ ist intelligent und sensibel.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Aber wenn man wie ein Loch gesoffen hat, ist das keinen Pfifferling mehr wert. Die Kerle, die ihre Frauen schlagen, sind bis zum Abend oft wahre Lämmer.«

»Aber Vétilleux ist nicht vorbestraft, nicht mal eine Schlägerei, oder? Das haben die Bullen in Straßburg doch bestätigt?«

»Allerdings. Ein Kerl, der ihnen keine Sorgen macht. Bis zu dem Tag, wo alles aus der Bahn gerät. Sind Sie jetzt auf seiner Seite?«

»Ich habe ihm zugehört.«

Adamsberg gab einen sachlichen Bericht über seine Unterredung mit Vétilleux, mit Ausnahme der flinken Fläschchenübergabe.

»Nichts spricht dagegen«, schloß Adamsberg, »daß Vétilleux auf den Rücksitz eines Wagens geladen wurde. Er fühlte, daß er warm und bequem lag, aber ihm war übel.«

»Und Sie, Sie rekonstruieren einen Wagen, eine Reise, einen Fahrer nur aus einem ›Gefühl der Wärme‹ heraus? Das ist alles?«

»Ja.«

»Das ist zum Lachen, Adamsberg. Sie erinnern mich an die Kerle, die ein Kaninchen aus einem Zylinder zaubern.«

»Und doch springt das Kaninchen heraus.«

»Sie denken wohl an den anderen Penner?«

»Ein Penner, der seine eigene Flasche hatte und aus einem Becher trank. Ein Penner, der von oben kam. Alt.«

»Aber trotzdem ein Penner.«

»Vielleicht, aber nicht sicher.«

»Sagen Sie mal, Kommissar, hat es in Ihrer ganzen Laufbahn jemals einer geschafft, Sie von Ihrer Meinung abzubringen?«

Adamsberg nahm sich die Zeit, um ehrlich über diese Frage nachzudenken.

»Nein«, gab er endlich mit leichtem Bedauern in der Stimme zu.

»Das habe ich befürchtet. Lassen Sie mich sagen, daß Ihr Ego so groß ist wie dieser Tisch hier, wahrhaftig.«

Adamsberg kniff wortlos die Augen zusammen.

»Ich sage das nicht, um Sie zu beleidigen, Kommissar. Aber in diesem Fall kreuzen Sie mit einem Haufen persönlicher Ansichten auf, an die nie jemand geglaubt hat. Dann arrangieren Sie die Fakten so, bis sie Ihnen passen. Ich sage gar nicht, daß es keine interessanten Aspekte in Ihrer Analyse gibt. Aber die andere Seite untersuchen Sie nicht, der hören Sie nicht einmal zu. Und ich hab hier einen besoffenen Kerl, der ganz in der Nähe des Opfers geschnappt wurde, die Waffe neben sich, mit seinen Fingerabdrücken drauf. Begreifen Sie?«

»Ich verstehe Ihren Standpunkt.«

»Aber Sie pfeifen auch drauf und bleiben bei dem Ihren. Die anderen können sich mit ihrer Arbeit, ihren Ansichten und Eindrücken zum Teufel scheren. Sagen Sie mir nur noch eins: Die Straßen sind voll von Mördern, die frei herumlaufen. Unsere Speicher sind voll von Fällen, die wir, Sie und ich, nie abgeschlossen haben. Und dies hier war nicht einmal Ihr Fall. Also? Warum gerade der?«

»Wenn Sie Akte Nummer sechs aus dem Jahr 1973 lesen, werden Sie erfahren, daß der beschuldigte Jugendliche mein Bruder war. Sein Leben wurde kaputtgemacht dadurch, und ich habe ihn verloren.«

»War das Ihre ›Kindheitserinnerung‹? Hätten Sie das nicht früher sagen können?«

»Sie hätten mir nicht bis zum Ende zugehört. Zu sehr hineinverwickelt, zu persönlich.«

»Allerdings. Angehörige, die in der Scheiße sitzen, was Schlimmeres gibt es nicht, damit ein Bulle ins Verderben rast.«

Er zog die Akte Nummer sechs hervor und legte sie mit einem Seufzer oben auf den Stapel.

»Hören Sie, Adamsberg«, fuhr er fort, »in Anbetracht Ihrer Bekanntheit werde ich mir Ihre Akten mal zu Gemüte führen. Auf diese Weise ist der Austausch vollständig und gerecht. Sie haben mein Territorium gesehen und ich Ihres. Stimmt's? Wir sehen uns morgen früh. Sie haben ein gutes kleines Hotel, zweihundert Meter von hier, wenn Sie rechter Hand da hinaufgehen.«

Adamsberg streifte noch lange durch die Gegend, bevor er sich zum Hotel begab. Er verübelte Trabelmann nichts, immerhin hatte er sich kooperativ gezeigt. Doch auch der Commandant würde ihn nicht mehr als die anderen unterstützen. Immer und überall war er auf ungläubige Augen gestoßen, überall mußte er das Gewicht des Richters allein auf seinen Schultern tragen.

In einem Punkt hatte Trabelmann tatsächlich recht. Er, Adamsberg, würde nicht aufgeben. Das Ausmaß der Wundlinie stimmte einmal mehr überein, sie war nicht länger als die Querstrebe des Dreizacks. Vétilleux war ausgesucht, verfolgt und mit einem Liter Wein von dem Typen zur Strecke gebracht worden, der sich seine Mütze bis über die Augen runtergezogen hatte. Und der achtgab, daß er nicht mit dem Speichel seines

Kameraden in Berührung kam. Dann war Vétilleux in ein Auto geschafft und am Ort des Verbrechens, das längst begangen war, wieder ausgesetzt worden. Der Alte hatte ihm nur das Stecheisen in die Hand drücken und es dann neben ihn hinwerfen müssen. Um gleich danach loszufahren, sich in aller Ruhe zu entfernen und seinen neuen Sündenbock dem eifrigen Trabelmann zu überlassen.

Als Adamsberg um neun Uhr zur Polizeistation kam, grüßte er den wachhabenden Brigadier, den, der die Geschichte über den Bären hatte erfahren wollen. Der gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß die Dinge äußerst schlecht standen. Trabelmann hatte in der Tat seine umgängliche Art vom Vortag verloren, er stand in seinem Büro und erwartete ihn, aufrecht und die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Wollen Sie mich verarschen, Adamsberg?« fragte er mit wutentbrannter Stimme. »Ist das eine Manie bei den Kripoleuten, die Provinzgendarmen für blöd zu halten?«

Adamsberg blieb vor dem Commandant stehen. In solch einem Fall war es das beste, den anderen reden zu lassen. Er ahnte, worum es ging, und das genügte. Aber er hatte nicht gedacht, daß Trabelmann so schnell sein würde. Er hatte ihn unterschätzt.

»Richter Fulgence ist vor sechzehn Jahren gestorben!« schrie Trabelmann. »Verschieden, abgekratzt, tot! Das ist kein Märchen mehr, Adamsberg, das ist ein Gruselroman! Und sagen Sie mir nicht, Sie hätten es nicht gewußt! Ihre Aufzeichnungen hören 1987 auf!«

»Natürlich weiß ich es. Ich war auf seiner Beerdigung.«

»Und dann lassen Sie mich für Ihre verrückte Geschichte meinen Tag vergeuden? Um mir zu erklären, daß dieser Alte die kleine Wind in Schiltigheim ermordet hat? Ohne sich auch nur eine Sekunde lang vorzustellen, daß der brave Polizist Trabelmann einige Informationen über den Richter einholen könnte?«

»Das ist richtig, daran habe ich nicht gedacht, und ich entschuldige mich dafür. Aber wenn Sie sich die Mühe gemacht

haben, es zu tun, hat Ihnen der Fall Fulgence doch offenbar keine Ruhe gelassen, so daß Sie mehr darüber wissen wollten.«

»Was spielen Sie, Adamsberg? Gespensterjagd? Das möchte ich doch lieber nicht glauben, andernfalls wäre Ihr Platz nicht mehr bei den Bullen, sondern in einer Irrenanstalt. Weshalb sind Sie hergekommen? Was wollten Sie genau?«

»Die Wunden ausmessen, Vétilleux verhören und Sie auf diese Spur hinzuweisen.«

»Glauben Sie vielleicht an jemanden, der ihm nacheifert? An einen Nachahmer? Einen Sohn?«

Adamsberg hatte den Eindruck, sein Gespräch, das er zwei Tage zuvor mit Danglard geführt hatte, Stück für Stück noch einmal zu erleben.

»Kein Schüler und kein Kind. Fulgence agiert allein.«

»Sind Sie sich im klaren darüber, daß Sie mir gerade ungerührt sagen, Sie hätten den Verstand verloren?«

»Ich bin mir im klaren darüber, daß Sie es denken, Commandant. Erlauben Sie mir, mich von Vétilleux zu verabschieden, bevor ich gehe?«

»Nein!« brüllte Trabelmann.

»Wenn es Ihnen gefällt, einen Unschuldigen der Justiz auszuliefern, geht das nur Sie etwas an.«

Adamsberg ging um Trabelmann herum, um seine Akten zu nehmen und sie unbeholfen in seine Tasche zu packen, ein Vorgang, der mit nur einer Hand einige Zeit dauerte. Der Commandant half ihm nicht, genausowenig wie Danglard es getan hatte. Er streckte Trabelmann die Hand hin, um sich zu verabschieden, aber der hielt die Arme weiter verschränkt.

»Na gut, Trabelmann, eines Tages sehen wir uns wieder, mit dem Kopf des Richters, auf seinen Dreizack gespießt.«

»Adamsberg, ich habe mich geirrt.«

Der Kommissar sah überrascht auf.

»Ihr Ego ist nicht so groß wie dieser Tisch, sondern wie das Münster in Straßburg.«

»Das Sie nicht mögen.«

»So ist es.«

Adamsberg lief auf den Ausgang zu. Im Büro, auf den Gängen und in der Halle war ein Schweigen niedergegangen wie ein Regenschauer und hatte Stimmen, Bewegungen und die Geräusche von Schritten mit sich genommen. Er war schon vor der Tür, als er den jungen Brigadier bemerkte, der einige Meter neben ihm herlief.

»Kommissar, die Geschichte mit dem Bären?«

»Kommen Sie mir nicht hinterher, Brigadier, es könnte Sie Ihre Stelle kosten.«

Er zwinkerte ihm kurz zu und ging zu Fuß davon, ohne einen Wagen, der ihn nach Straßburg zum Bahnhof hätte bringen können. Aber im Gegensatz zu Vétilleux waren einige Kilometer zu Fuß für den Kommissar kein »ganz schönes Ende«, sondern ein Spaziergang, der kaum ausreichte, um den neuen Feind, den Richter Fulgence gerade seiner Sammlung hinzugefügt hatte, aus seinen Gedanken zu verjagen.

Sein Zug nach Paris ging erst in einer guten Stunde, und Adamsberg beschloß, wie um Trabelmann zu trotzen, dem Münster von Straßburg die Ehre zu erweisen. Er ging einmal vollständig darum herum, denn Trabelmann zufolge war es ja sein Schicksal, daß sein Ego die gewaltigen Dimensionen dieses anderen Zeitalters erreichte. Dann lief er durch das Kirchenschiff, die Chorumgänge und widmete sich den Informationstafeln. *Bauwerk in reinstem und kühnstem gotischem Stil*. Was wollte Trabelmann denn mehr? Er sah zur Turmspitze hinauf, einem *Meisterwerk mit einer Höhe von 142 Metern*. Er selbst besaß gerade die vorschriftsmäßige Größe, um bei der Polizei aufgenommen zu werden.

Als er im Zug durchs Bordbistro lief, ließen die dort aufgereihten Fläschchen ihn wieder an Vétilleux denken. In diesem Augenblick führte Trabelmann ihn sicherlich schon auf den Pfad des Geständnisses wie ein trunkenes Tier ins Schlachthaus. Es sei denn, Vétilleux erinnerte sich an seine inständige Bitte und widerstand. Merkwürdig, wie sehr er es dieser unbekannten Josie verübelte, daß sie Vétilleux mitten in seinem Abstieg hatte sitzenlassen, während er selbst doch Camille von heute auf morgen verlassen hatte.

Auf dem Kommissariat wurde er von Kampfergeruch überrascht und blieb im Konzilsaal stehen, wo Noël mit aufgekнопftem Hemd dalag, die Stirn auf die verschränkten Finger gedrückt, und sich von Lieutenant Retancourt den Nacken massieren ließ. Ihre Behandlung lief von den Schultern bis zum Haaransatz hinauf, wobei ihre knetenden Kreis- und Längsbewegungen Noël in einen Zustand kindlicher Glückseligkeit getaucht zu haben schienen. Er sprang auf, als er die Anwesenheit des

Kommissars bemerkte, und knöpfte eilig sein Hemd zu. Nur Retancourt ließ keinerlei Verlegenheit erkennen, sie verschloß in aller Ruhe ihre Salbentube und grüßte Adamsberg dabei kurz.

»Ich stehe Ihnen gleich zur Verfügung«, sagte sie zu ihm.

»Noël, keine heftige Bewegung mit dem Hals in den nächsten zwei oder drei Tagen. Und wenn Sie etwas Schweres tragen müssen, benutzen Sie eher Ihren linken Arm als den rechten.«

Dann kam Retancourt zu Adamsberg, während Noël aus dem Raum verschwand.

»Durch diese plötzliche Kälte«, erklärte sie zwanglos, »verspannt sich die Muskulatur, und manch einer kriegt einen steifen Hals.«

»Und Sie können diese Muskeln wieder in Ordnung bringen?«

»Ein bißchen schon. Ich habe die Dossiers für die Quebec-Mission vorbereitet, die Formulare sind abgeschickt, und die Visa liegen bereit. Die Flugtickets treffen übermorgen bei uns ein.«

»Danke, Retancourt. Ist Danglard in der Gegend?«

»Er erwartet Sie. Gestern abend hat er das Geständnis von Hernoncours Tochter erhalten. Der Anwalt beabsichtigt, auf vorübergehenden Wahnsinn zu plädieren, was übrigens auch der Wahrheit zu entsprechen scheint.«

Danglard stand auf, als er eintrat, und reichte ihm mit einer gewissen Verlegenheit die Hand.

»Wenigstens geben Sie mir die Hand«, sagte Adamsberg mit einem Lächeln. »Für Trabelmann kommt das nicht mehr in Frage. Reichen Sie mir den Bericht Hernoncourt zur Unterschrift, und mein Kompliment zum Abschluß der Ermittlung.«

Während der Kommissar seine Unterschrift daruntersetzte, beobachtete Danglard ihn, um herauszubekommen, ob die

Bemerkung ironisch gemeint war, denn schließlich hatte Adamsberg selbst die Festnahme des Barons abgelehnt und angeordnet, diese andere Fährte zu verfolgen. Aber nichts, keine Spur von Spott in seinem Gesicht, die Glückwünsche schienen ernst gemeint.

»Ist es schlecht gelaufen in Schiltigheim?« fragte Danglard.

»Einerseits sehr gut. Wiederum ein ganz neues Stecheisen und eine Wundlinie von 16,7 Zentimetern Länge und 0,8 Zentimetern Höhe. Ich hatte es Ihnen gesagt, Danglard, dieselbe Querstrebe. Der Schuldige ist ein Hase ohne Bau, harmlos und versoffen, die Traumbeute für einen Falken. Vor dem Drama war ein alter Mann gekommen und hatte ihm den Gnadenstoß verpaßt. Ein Leidensgefährte sozusagen. Der aber seinen Wein vornehm aus einem Becher trank und es ablehnte, die Flasche unseres versoffenen Hasen anzurühren.«

»Und andererseits?«

»Eindeutig weniger gut. Trabelmann hat sich quergestellt. Er ist der Meinung, ich würde nur meinen eigenen Standpunkt bedenken, ohne den der anderen in Betracht zu ziehen. Für ihn ist Richter Fulgence ein Denkmal. Ich übrigens auch, aber in einem anderen Sinne.«

»In welchem denn?«

Adamsberg lächelte, bevor er antwortete.

»Das Straßburger Münster. Er meint, daß mein Ego so groß wie das Münster ist.«

Danglard stieß einen leisen Pfiff aus.

»Ein Juwel mittelalterlicher Baukunst«, erklärte er, »mit einem 142 Meter hohen Turm, der 1439 errichtet wurde, ein Meisterwerk von Johannes Hültz ...«

Mit einem kurzen Wink unterbrach Adamsberg den Fortgang der Gelehrtenrede.

»Ist ja nicht gerade klein«, schloß Danglard. »Ein gotisches Bauwerk für ein Ego, ein ego-tisches sozusagen. Ist er ein Witzbold, Ihr Trabelmann?«

»Ja, gelegentlich. Aber in dem Moment war er weit davon entfernt zu scherzen und hat mich wie einen armen Schlucker rausgeschmissen. Zu seiner Entlastung muß man sagen, daß er erfahren hatte, daß der Richter seit sechzehn Jahren tot ist. Das hat ihm nicht besonders gefallen. Solche Menschen gibt es, die stört eine derartige Vorstellung.«

Adamsberg hob eine Hand, um die Entgegnung seines Stellvertreters abzublocken.

»Hat sie Ihnen gut getan?« fuhr er rasch fort. »Die Massage von Retancourt?«

Danglard spürte, wie erneut Ärger in ihm hochstieg.

»Doch«, bestätigte Adamsberg. »Ihr Nacken ist rot, und Sie riechen nach Kampf.«

»Ich hatte einen steifen Hals. Soviel ich weiß, ist das ja wohl kein Verbrechen.«

»Im Gegenteil. Es ist nichts Schlechtes daran, sich etwas Gutes anzutun, und ich bewundere Retancourts Talente. Wenn es Sie nicht stört und da ja alles unterschrieben ist, werde ich jetzt ein wenig Spazierengehen. Ich bin müde.«

Danglard ging auf diesen für Adamsberg typischen Widerspruch nicht ein und versuchte auch nicht, das letzte Wort zu behalten. Da Adamsberg nun einmal das letzte Wort wollte, sollte er es haben und mitnehmen. Ein Wortgefecht würde ihr Problem ohnehin nicht lösen.

Im Kapitelsaal gab Adamsberg Noël ein Zeichen.

»Favre? Wie weit sind wir mit ihm?«

»Wurde vom Divisionnaire verhört und bis zum Abschluß der Untersuchung beurlaubt. Ihr Kreuzverhör findet morgen um elf in Brézillons Büro statt.«

»Ich habe das Schreiben gesehen.«

»Kein Problem, wenn Sie nur nicht diese Flasche zerschlagen hätten. Bedenkt man Favres Charakter, so konnte er nicht wissen, ob Sie die Absicht hatten, die Scherbe gegen ihn zu benutzen oder nicht.«

»Ich auch nicht, Noël.«

»Wie?«

»Ich auch nicht«, wiederholte Adamsberg ruhig. »In dem Moment wußte ich's nicht. Ich glaube nicht, daß ich angegriffen hätte, aber ich bin mir nicht sicher. Dieser Idiot hat mich in Rage versetzt.«

»Um Himmels willen, Kommissar, sagen Sie solche Dinge bloß nicht vor Brézillon, sonst sind Sie erledigt. Favre wird auf Notwehr plädieren, und was Sie angeht, könnte das weitreichende Folgen haben. Glaubwürdigkeitsverlust, Unzuverlässigkeit, sind Sie sich darüber im klaren?«

»Ja, Noël«, antwortete Adamsberg, überrascht von der Fürsorglichkeit des Lieutenant, die er ihm bis dahin nicht zugetraut hätte. »Ich rege mich im Moment schnell auf. Ich habe ein Gespenst am Hals, und das ist nicht gerade praktisch zu tragen.«

Noël war an die unverständlichen Äußerungen des Kommissars gewöhnt und übergang sie.

»Kein Wort zu Brézillon«, fuhr er beschwörend fort.

»Nichts von Wissenskonflikt, keine Selbstkritik. Sagen Sie, Sie hätten die Flasche zerschlagen, um Favre zu beeindrucken. Daß Sie sie natürlich auf den Boden schmeißen wollten. Zumindest haben wir das alle geglaubt, und das werden wir auch so sagen.«

Der Lieutenant sah Adamsberg in die Augen und suchte seine Zustimmung.

»Einverstanden, Noël.«

Als er ihm die Hand gab, hatte Adamsberg das seltsame Gefühl, die Rollen hätten sich für eine kurze Zeit verkehrt.

Adamsberg, die Reisetasche noch immer über der Schulter, zog seine Jacke fest um sich und lief lange durch die kalten Straßen. Er überquerte die Seine und stieg dann ziellos Richtung Norden hinauf, einen Wust von Gedanken im Kopf. Gern wäre er zu dem friedlichen Moment zurückgekehrt, als er drei Tage zuvor seine Hand an den kalten Brenner des Heizkessels gelegt hatte. Seitdem aber schien es nur noch Explosionen gegeben zu haben, wie bei der rauchenden Kröte. Mehrere Kröten, die in traurem Beisammensein geraucht hatten und kurz hintereinander explodiert waren. Ein Schwall von Eingeweiden, die als roter Regen niedergingen und ein Bilderchaos verspritzten. Der Richter, ein Untoter, der wie ein Torpedo wieder aufgetaucht war, die drei Löcher von Schiltigheim, die Feindseligkeit seines besten Mitarbeiters, das Gesicht seines Bruders, der Turm in Straßburg, 142 Meter, der Prinz, der zum Drachen wurde, die Flasche, die er vor Favre geschwungen hatte. Auch seine Wutanfälle, gegen Danglard, gegen Favre, gegen Trabelmann und auf eine niederträchtige Weise auch gegenüber Camille, die ihn verlassen hatte. Nein. Die er verlassen hatte. Er verdrehte die Dinge, wie den Prinzen und den Drachen. Wut auf alle. Also auch Wut auf Sie selbst, hätte Ferez ruhig gesagt. Scher dich zum Teufel, Ferez.

Er blieb stehen, als er merkte, daß er in seinem wilden Gedankentaumel schon dabei war, sich zu fragen, ob wohl das Straßburger Münster, wenn man ihm einen ganzen Drachen ins Portal steckte, inhalieren und, paff, paff, paff, explodieren würde? Er lehnte sich mit dem Rücken an eine Laterne, sah um sich, ob ihm auch kein Neptun-Bild auf dem Bürgersteig auflauerte, und fuhr sich übers Gesicht. Er war müde, und seine Wunde schmerzte. Er schluckte zwei Tabletten, und als er

aufsah, bemerkte er, daß ihn seine Schritte bis nach Clignancourt geführt hatten.

Da war klar, was er zu tun hatte. Er bog nach rechts ab und lief auf das alte Haus von Clémentine Coubert zu, das eingezwängt in der Tiefe einer Gasse am Rande des Flohmarkts lag. Seit einem Jahr, seit dem großen Fall mit den Vieren, hatte er die alte Frau nicht mehr gesehen. Und es war auch nicht anzunehmen gewesen, daß er sie jemals wiedersehen würde.

In einem plötzlichen Glücksgefühl klopfte er an die Holztür, hoffte, daß die Großmutter auch wirklich zu Hause wäre und sich gerade in ihrem Zimmer oder auf dem Speicher mit irgend etwas beschäftigte. Und daß sie ihn wiedererkennen würde.

Die Tür öffnete sich vor einer dicken Frau in einem geblühten Kleid, die in eine verblichene blaue Küchenschürze gewickelt war.

»Entschuldigen Sie, Kommissar, daß ich Ihnen nicht die Hand gebe«, sagte Clémentine und hielt ihm ihren Unterarm hin, »aber ich bin gerade beim Backen.«

Adamsberg schüttelte den Arm der alten Frau, die ihre mit Mehl bedeckten Hände an der Schürze abwischte und wieder an ihren Herd zurückging. Beruhigt folgte er ihr. Clémentine konnte nichts in Erstaunen versetzen.

»Stellen Sie doch Ihre Tasche ab«, sagte Clémentine, »machen Sie sich's bequem.«

Adamsberg setzte sich auf einen Küchenstuhl und sah ihr zu. Auf dem Holztisch lag ausgerollter Kuchenteig, aus dem Clémentine mit einem Glas Kreise austach.

»Die sind für morgen«, erklärte sie. »Meine Kekse gehen nämlich gerade zur Neige. Nehmen Sie sich welche aus der Dose, ein paar sind noch übrig. Und dann gießen Sie uns zwei kleine Portwein ein, das dürften Sie jetzt wohl brauchen.«

»Warum, Clémentine?«

»Na, weil Sie in Schwierigkeiten stecken. Wissen Sie, daß ich meinen Jungen verheiratet habe?«

»Mit Lizbeth?« fragte Adamsberg, während er sich vom Portwein und von den Keksen nahm.

»Genau. Und Sie?«

»Mir ist es andersrum ergangen.«

»Nicht doch, hat sie Ihnen Ärger gemacht? Einem schönen Mann wie Ihnen?«

»Im Gegenteil.«

»Also lag es an Ihnen.«

»An mir.«

»Hm, das ist nicht schön«, verkündete die alte Frau und trank ein Drittel ihres Portweins aus. »Ein so nettes Mädchen.«

»Woher wissen Sie das, Clémentine?«

»Hören Sie mal, ich hab immerhin ein bißchen Zeit auf Ihrem Kommissariat verbracht. Herrje, man spielt Karten, man beschäftigt sich, man quatscht miteinander.«

Clémentine schob ihre Kekse in ihren alten Gasherd, schloß die quietschende Klappe und beobachtete sie skeptisch durch die verräucherte Scheibe.

»Die Sache ist doch die«, fuhr sie fort »die Schürzenjäger müssen eben immer Schwierigkeiten machen, wenn sie mal im siebten Himmel sind, ist es nicht so? Sie werfen's nämlich ihrer Braut vor.«

»Wie das, Clémentine?«

»Naja, weil die Liebe sie beim Rumtreiben stört. Also muß die Braut bestraft werden.«

»Und wie bestraft er sie?«

»Herrje, indem er sie wissen läßt, daß er sie nach Strich und Faden betrügt. Woraufhin das Mädchen zu weinen anfängt, und

das ist natürlich nicht nach seinem Geschmack. Zwangsläufig, weil es ja niemandem gefällt, andere zum Weinen zu bringen. Also verläßt er sie.«

»Und dann?« fragte Adamsberg, der dem Bericht so aufmerksam folgte, als würde die alte Frau ihm irgendeine erstaunliche Heldengeschichte erzählen.

»Nun, dann sitzt er wieder in der Klemme, weil er das Mädchen verloren hat. Weil Rumtreiben eine Sache ist und Lieben eine andere. Das ergibt eben zwei.«

»Warum zwei?«

»Weil Rumtreiben nicht das Glück von 'nem Mann ist. Aber die Liebe ihn beim Rumtreiben stört. Also wechselt der Rumtreiber von einer Seite zur anderen und ist außerdem nie zufrieden beim Hinundherlaufen. Zuerst muß das Mädchen es ausbaden, und dann er.«

Clémentine öffnete die Herdklappe, sah hinein und schloß sie wieder.

»Da hast du vollkommen recht, Clémentine«, sagte Adamsberg.

»Ist ja keine große Kunst, das zu verstehen«, meinte sie und wischte mit ausladenden Bewegungen den Tisch ab.

»Ich werde mal meine Schweinekoteletts auf den Weg bringen.«

»Aber warum treibt sich der Rumtreiber rum, Clémentine?«

Die alte Frau stemmte ihre dicken Fäuste in die Hüften.

»Na, weil's einfacher ist. Wenn man liebt, muß man nämlich was von sich geben, und beim Rumtreiben braucht man das nicht. Mögen Sie Bohnen zum Schweinekotelett? Ich hab sie selbst verlesen.«

»Esse ich denn hier?«

»Nun, es ist doch Abendbrotzeit. Man muß Sie ein bißchen füttern. Sie haben ja gar nichts mehr auf den Rippen.«

»Ich möchte Ihnen Ihr Schweinekotelett nicht wegnehmen.«

»Ich hab zwei.«

»Wußten Sie, daß ich kommen würde?«

»Ich bin doch keine Hellseherin, hören Sie mal. Derzeit wohnt eine Freundin bei mir. Aber heute abend kommt sie später heim. Es täte mir leid um das Kotelett. Ich hätte es sonst morgen gegessen, aber ich esse nicht gern zweimal hintereinander Schwein. Ich weiß nicht, warum, ist so eine Laune von mir. Ich lege noch Holz nach, behalten Sie meinen Herd im Auge?«

Der kleine Wohnraum, vollgestopft mit abgenutzten geblühten Sesseln, wurde nur durch einen Kamin beheizt. Im übrigen Haus gab es zwei Holzöfen. Die Temperatur im Raum lag nicht über fünfzehn Grad. Adamsberg deckte den Tisch, während Clémentine das Feuer wieder anfachte.

»Nicht in der Küche«, wandte Clémentine ein und nahm die Teller. »Wenn ich schon mal so hohen Besuch habe, wollen wir's uns auch im Wohnzimmer gemütlich machen. Trinken Sie Ihren Portwein aus, das stärkt.«

Adamsberg gehorchte in allem und fühlte sich tatsächlich sehr wohl am Tisch in dem kleinen Salon, wo er mit dem Rücken zum Kaminfeuer saß. Clémentine füllte seinen Teller und schenkte ihm resolut ein Glas Wein bis zum Rand ein. Sie steckte sich eine geblühte Serviette in den Ausschnitt und reichte auch Adamsberg eine, der sich fügte.

»Ich schneide Ihnen das Fleisch«, sagte sie. »Mit Ihrem einen Arm können Sie's ja nicht. Müssen Sie auch darüber nachdenken?«

»Nein, Clémentine, im Augenblick denke ich nicht sehr viel nach.«

»Wenn man nicht denkt, bringt das Scherereien. Man muß sich immer den Kopf zerbrechen, mein kleiner Adamsberg. Es stört

Sie doch hoffentlich nicht, wenn ich Sie bei Ihrem Namen nenne?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Schluß jetzt mit dem Mist«, sagte Clémentine und setzte sich wieder an ihren Platz. »Was also ist los mit Ihnen? Von Ihrer Braut mal abgesehen.«

»Ich habe im Augenblick eine heftige Neigung, alle Welt anzugreifen.«

»Darum auch der Arm?«

»Zum Beispiel.«

»Hören Sie, ich bin nicht grundsätzlich gegen eine Klopperei, da reagiert man sich wenigstens mal ab. Aber wenn Sie so was normalerweise nicht machen, sollten wir mal scharf nachdenken. Entweder liegt's an dem Ärger wegen der Kleinen oder an etwas anderem oder an allem zusammen. Sie werden doch wohl nichts von Ihrem Kotelett übriglassen? Sie müssen aufessen. Erst nichts essen und dann nichts mehr auf den Rippen haben. Ich hole den Milchreis.«

Clémentine stellte eine Schale mit Nachtisch vor Adamsberg hin.

»Ich würde Sie schon aufpäppeln, wenn ich Sie mal zwei Wochen bei mir hätte«, erklärte sie. »Also, was treibt Sie noch um?«

»Ein lebender Toter, Clémentine.«

»Nun gut, so etwas kommt wieder in Ordnung. Das ist nicht so kompliziert wie die Liebe. Was hat er denn angestellt?«

»Er hat achtmal getötet und vor kurzem erneut zugeschlagen. Mit einem Dreizack.«

»Und seit wann ist er tot?«

»Seit sechzehn Jahren.«

»Und wo hat er vor kurzem gemordet?«

»In der Nähe von Straßburg, letzten Samstagabend. Ein junges Mädchen.«

»Das junge Mädchen hatte doch nichts Schlechtes getan?«

»Sie kannte ihn nicht einmal. Er ist ein Ungeheuer, Clémentine, ein schönes und schreckliches Ungeheuer.«

»Das will ich schon glauben. Ist ja auch keine Art, neun Tote, die einem nichts getan haben.«

»Aber die anderen wollen es nicht glauben. Niemand.«

»Nun ja, die anderen sind ziemlich oft Holzköpfe. Da lohnt's nicht, ihnen etwas in den Schädel zu hämmern, wenn sie nicht wollen. Wenn Sie so was versuchen, martern Sie sich am Ende für nichts die Birne wund.«

»Sie haben recht, Clémentine.«

»Gut, jetzt kümmern wir uns aber nicht mehr um die anderen«, entschied Clémentine und zündete sich eine billige Zigarette an, »jetzt erzählen Sie mir von Ihrer Angelegenheit. Schieben Sie uns noch die Sessel vor den Kamin? Mit diesem Kälteeinbruch hat keiner gerechnet, was? Scheint so, als käm's vom Nordpol.«

Adamsberg brauchte über eine Stunde, um Clémentine in aller Ruhe die Ereignisse zu schildern, und er wußte nicht einmal, warum er es tat. Sie wurden nur unterbrochen, als Clémentines Freundin zurückkam, eine Frau, fast so alt wie sie, Mitte Achtzig. Aber im Gegensatz zu Clémentine war sie schmal, klein und verletzlich und hatte ein gleichmäßig verrunzeltes Gesicht.

»Josette, das ist der Kommissar, von dem ich dir mal erzählt habe. Keine Sorge, es ist nicht der bösertige Kerl.«

Adamsberg bemerkte ihre platinblond gefärbten Haare, das Kostüm und die Perlenohrringe, zähe Überbleibsel eines bürgerlichen Lebens, das seit langem vorbei war. Im Kontrast dazu trug sie derbe Turnschuhe an den Füßen. Josette grüßte

schüchtern und entfernte sich mit kleinen Schritten ins Arbeitszimmer, das mit Computern von Clémentines »Jungen« vollgestellt war.

»Warum sollte sie sich denn fürchten?« fragte Adamsberg.

»Na, ein Bulle, das macht eben Eindruck«, seufzte Clémentine.

»Verzeihung«, sagte Adamsberg.

»Wir sprachen aber gerade über Ihre Angelegenheiten, nicht über Josettes. Es war gut, daß Sie gesagt haben, Sie hätten mit Ihrem Bruder Karten gespielt. Die einfachen Ideen sind oft die besten. Sagen Sie mal, sein Stecheisen haben Sie doch nicht etwa die ganze Zeit über in der Kute gelassen? Denn so was steigt leicht wieder nach oben.«

Adamsberg erzählte weiter, legte dabei immer wieder Holz nach und dankte Gott weiß welcher Eingebung dafür, daß sie ihn zu Clémentine getrieben hatte.

»Dieser Polizist ist ein Blödmann«, schloß Clémentine und schnippte ihre Kippe ins Feuer. »Weiß doch jeder Mensch, daß sich ein Märchenprinz in einen Drachen verwandeln kann. Da muß so 'n Bulle schon ganz schön vernagelt sein, wenn er das nicht kapiert.«

Adamsberg streckte sich halb auf das alte Sofa hin und legte seinen verwundeten Arm auf seinem Bauch ab.

»Noch zehn Minuten ausruhen, Clémentine, dann mache ich mich wieder auf den Weg.«

»Ich verstehe, daß Sie das zermürbt, weil Sie mit Ihrem lebenden Toten noch lange nicht raus sind aus dem Schneider. Aber verfolgen Sie Ihre Idee weiter, mein kleiner Adamsberg. Nicht, daß sie richtig wär, aber falsch ist sie nun auch wieder nicht.«

Während Clémentine sich umdrehte, das Feuer zu schüren, war Adamsberg schon fest eingeschlafen. Die alte Frau nahm eine der Decken, die über den Sesseln lagen, und breitete sie über den Kommissar.

Auf dem Weg ins Bett traf sie Josette.

»Er schläft auf dem Sofa«, erklärte sie mit einer Handbewegung. »Der Junge erzählt ganz schön spinnertes Zeug, Josette. Was mir Sorgen macht, ist, daß er gar nichts mehr auf den Rippen hat, hast du's bemerkt?«

»Ich weiß nicht, Clémie, ich kenne ihn doch erst seit heute.«

»Aber wenn ich's dir doch sage. Man müßte ihn aufpäppeln.«

Zusammen mit Clémentine trank der Kommissar in der Küche seinen Kaffee.

»Tut mir leid, Clémentine, ich habe es gar nicht gemerkt.«

»Ist doch nicht weiter schlimm. Wenn Sie gut geschlafen haben, dann weil Sie's mal wieder nötig hatten. Die zweite Stulle wird auch noch gegessen. Und wenn Sie zu Ihrem Chef müssen, sollten Sie ordentlich aussehen. Ich werde mal Ihre Jacke und Ihre Hose aufbügeln, so verlumpt können Sie da doch nicht hingehen.«

Adamsberg strich sich übers Kinn.

»Nehmen Sie den Rasierapparat von meinem Kleinen, im Bad«, sagte sie und trug seine Sachen davon.

Um zehn Uhr morgens verließ Adamsberg mit vollem Magen, rasiertem Gesicht und gebügelten Sachen Clignancourt, und vorerst hatten Clémentines außergewöhnliche Wohltaten auch seine Gedanken entkraut. Mit ihren sechsundachtzig Jahren gab die alte Frau noch immer großzügig von allem ab. Und er? Er würde ihr etwas aus Quebec mitbringen. Sicher hatten sie dort schöne warme Kleidung, die es in Paris nicht gab. Eine dicke, mit Bärenfell gefütterte karierte Jacke oder auch Stiefel aus Elchsfell. Irgend etwas ganz Besonderes, genau wie sie.

Bevor er beim Divisionnaire vorstellig wurde, rief er sich noch einmal die beschwörenden Anweisungen von Lieutenant Noël ins Gedächtnis, denen auch Clémentine nicht widersprochen hatte. »Sich selbst belügen ist so eine Sache, aber die Bullen belügen, das ist manchmal einfach nötig. Man muß nicht alles aufs Spiel setzen, nur wegen so 'ner Frage der Ehre. Ehre geht nur einen selber was an und nicht die Polente.«

Was die zu verbuchenden Erfolge anging, schätzte Divisionnaire Brézillon Adamsbergs Ergebnisse, die weit über denen der anderen Kommissare lagen. Aber für den Menschen und seine Art, sich zu geben, hegte er keine Sympathie. Gleichwohl erinnerte er sich an seine Bedrängnis in der zurückliegenden Affäre mit den Vieren auf den Wohnungstüren, die so unheilvolle Ausmaße angenommen hatte, daß der Minister ihn beinahe gefeuert hätte. Als Mann des Gesetzes und streng bedacht auf Gerechtigkeit, wußte Brézillon, was er Adamsberg schuldete. Aber diese Schlägerei mit einem Brigadier war heikel, und vor allem überraschte sie ihn seitens seines sonst so gelassenen Kommissars. Er hatte die Zeugenaussage von Favre gehört, und die vulgäre Niedertracht des Brigadiers hatte ihm

ganz entschieden mißfallen. Sechs Zeugen hatte er angehört, und alle hatten Adamsberg hartnäckig verteidigt. Die Sache mit der zerschlagenen Flasche blieb dennoch ein sehr ernst zu nehmendes Detail. Adamsberg hatte nicht nur Freunde in der Polizei der Polizei, und Brézillons Stimme würde von entscheidender Bedeutung sein.

Der Kommissar legte ihm eine nüchterne Version der Fakten dar, zerschlagenes Glas, um Favres Hochmut zu brechen, eine einfache Geste der Zurechtweisung. »Zurechtweisung«, dieses Wort, das ihm passend für seine Lüge erschien, war Adamsberg im Gehen eingefallen. Brézillon hörte ihm mit besorgter Miene zu, und Adamsberg hatte den Eindruck, daß er durchaus bereit war, ihn aus diesem Wespennest herauszuholen. Gleichwohl war die Angelegenheit noch lange nicht erledigt.

»Ich muß Sie ernsthaft warnen, Kommissar«, sagte er, als sie sich trennten. »Die Entscheidung wird nicht vor ein bis zwei Monaten fallen. Bis dahin keine Dummheiten, keine Eskapaden, keine Verwicklungen. Machen Sie sich klein, Sie verstehen?«

Adamsberg stimmte zu.

»Und meinen Glückwunsch zur Akte Hernoncourt«, fügte er hinzu. »Die Verletzung wird Sie doch nicht daran hindern, den Lehrgang in Quebec zu leiten?«

»Nein. Unser Mediziner hat mir seine Anweisungen gegeben.«

»Wann fahren Sie los?«

»In vier Tagen.«

»Trifft sich ganz gut. Wenigstens wird man Sie so vergessen.«

Auf diese zweideutige Verabschiedung hin verließ Adamsberg nachdenklich den Quai des Orfèvres. »Machen Sie sich klein, Sie verstehen?« Trabelmann hätte gelacht. Straßburger Münster, 142 Meter hoch. »Das ist doch zum Lachen, Adamsberg, immerhin ist es zum Lachen.«

Um vierzehn Uhr hatten sich die sieben Mitglieder der Quebec-Mission zu einer Reihe technischer Unterweisungen und Verhaltensregeln versammelt. Adamsberg hatte Kopien mit den Dienstgraden und Rangabzeichen der kanadischen Gendarmerie Royale verteilt, die er sich selbst noch nicht eingeprägt hatte.

»Die allgemeine Parole lautet: keine Patzer«, begann Adamsberg. »Gehen Sie die Rangabzeichen gründlich durch. Sie werden es mit Gefreiten zu tun haben, mit Sergents, Inspektoren und Surintendants. Verwechseln Sie die Bezeichnungen nicht. Der Verantwortliche, der uns in Empfang nehmen wird, ist der leitende Surintendant Aurèle Laliberté¹, in einem Wort geschrieben.«

Es gab ein paar Lacher.

»Genau das sollten wir vermeiden: Lacher. Ihre Vor- und Nachnamen sind nicht wie unsere. In der GRC werden Sie auf Ladouceurs², Lafrances³ und sogar auf Louiseizes⁴ treffen. Keine Lacher. Sie werden Ginettes oder auch Philiberts kennenlernen, die jünger sind als Sie. Auch dann keine Lacher, genausowenig wie über ihren Akzent, über manche ihrer Ausdrücke oder ihre Art zu reden. Wenn ein Quebecois schnell spricht, ist es nicht ganz einfach, ihm zu folgen.«

»Zum Beispiel?« fragte der akkurate Justin.

Adamsberg wandte sich fragend an Danglard.

»Zum Beispiel«, antwortete Danglard: »Willsta etwa d' ganz' Nacht drüber wegläppern?«

»Und das soll heißen?« fragte Voisenet.

»Wir werden uns doch nicht die gesamte Nacht darüber die Köpfe heiß reden.«

¹ (franz.) Die Freiheit

² Die Sanftheit, Süße

³ Frankreich

⁴ Ludwig der Sechzehnte

»Genau so«, sagte Adamsberg. »Versuchen Sie zu verstehen, und vermeiden Sie dümmlische Ironie, sonst fällt die gesamte Mission ins Wasser.«

»Die Quebecois«, unterbrach ihn Danglard mit matter Stimme, »halten Frankreich für das Mutterland, schätzen aber die Franzosen nicht sehr und mißtrauen ihnen. Sie finden sie verächtlich, eingebildet und spöttisch, was auch stimmt, da sie Quebec für eine niedere Provinz von Bauertölpeln und Holzfällern halten.«

»Ich verlasse mich darauf«, fuhr Adamsberg fort, »daß Sie sich nicht wie Touristen aufführen, schon gar nicht wie Pariser Touristen, die laut reden und an allem etwas auszusetzen haben.«

»Wo sind wir untergebracht?« fragte Noël.

»In einem Gebäude in Hull, sechs Kilometer von der GRC entfernt. Einzelzimmer mit Blick auf den Fluß und die Ringelgänse. Dienstwagen werden uns zur Verfügung gestellt. Denn dort läuft man nicht, man fährt.«

Die Einweisung dauerte noch fast eine Stunde, dann zerstreute sich die Gruppe in einem zufriedenen Gemurmeln, mit Ausnahme von Danglard, der wie ein Verurteilter aus dem Raum schlich, blaß vor Angst. Sollten auf dem Hinflug wie durch ein Wunder keine Stare ins linke Triebwerk geraten, würden es eben auf dem Rückflug die Ringelgänse im rechten Triebwerk sein. Und eine Ringelgans bedeutete zehnmal soviel wie ein Star. Dort, in Kanada, ist alles größer.

Den Großteil seines Samstags verbrachte Adamsberg damit, bei Immobilienmaklern anzurufen, von denen er sich eine lange Liste für die Straßburger Gegend zusammengestellt hatte, mit Ausnahme der Stadt selbst. Die Aufgabe war langwierig, und jedesmal stellte er dieselbe Frage mit denselben Worten. Ob nicht ein einzelner älterer Mann zu einem nicht bestimmbareren Zeitpunkt ein Landgut, genauer: ein großes, abgeschiedenes Anwesen gemietet oder gekauft habe? Ob dieser Käufer seinen Mietvertrag vor kurzem gekündigt oder sein Gut zum Verkauf angeboten habe?

Bevor seine Hetzjagd vor sechzehn Jahren ein Ende nahm, waren Adamsbergs Anschuldigungen für den Dreizack beunruhigend genug gewesen, um ihn zu zwingen, jedesmal die Gegend zu wechseln, sobald der Mord begangen war, weshalb er ihm immer entwichte. Adamsberg fragte sich, ob der Richter auch noch als Toter diesen Reflex der Vorsicht bewahrt hatte. Bei den verschiedenen Aufenthaltsorten, von denen Adamsberg wußte, hatte es sich stets um luxuriöse und herrschaftliche Einzelhäuser gehandelt. Der Richter hatte ein beträchtliches Vermögen angesammelt, und die Anwesen waren immer seine eigenen gewesen und nicht gemietet, Fulgence verzichtete lieber auf den Blick eines Eigentümers.

Es war für ihn nicht schwer zu erraten, wie der Mann ein derartiges Kapital hatte anhäufen können. Fulgences bemerkenswerte Fähigkeiten, die Schärfe seiner Analysen, seine gefährliche Gewandtheit und seine außergewöhnliche Erinnerung an die Prozesse des Jahrhunderts, dazu seine beachtliche charismatische Schönheit hatten ihm eine unerschütterliche Popularität eingebracht. Er besaß den Ruf eines »Mannes, der weiß«, wie ein heiliger Ludwig, der, unter

seiner Eiche sitzend, zwischen Gut und Böse schied. Und dies sowohl in der Öffentlichkeit als auch bei seinen Kollegen, die von seinem sagenhaften Einfluß überwältigt oder darüber verärgert waren. Der rechtschaffene Justizbeamte überschritt nie die Grenzen des Gesetzes und seiner Standespflichten. Aber wenn ihn bei einem Prozeß die Lust ankam, brauchte er durch eine subtile Geste nur anzudeuten, wohin seine Überzeugung tendierte, damit das Gerücht sich verbreitete und die Geschworenen hinter ihm standen wie ein Mann. Adamsberg vermutete, daß nicht wenige Familien von Beschuldigten und sogar Justizbeamte den Richter großzügig bezahlt hatten dafür, daß das Gerücht sich eher in die eine als in die andere Richtung bewegte.

Über vier Stunden telefonierte er nun schon beharrlich mit den Maklern, ohne daß er eine positive Antwort erhalten hatte - bis zu seinem zweiundvierzigsten Anruf, als ihm ein junger Mann bestätigte, er habe einen Herrnsitz, umgeben von einem Park, verkauft, zwischen Hagenau und Brumath.

»Wieviel Kilometer von Straßburg entfernt?«

»Luftlinie dreiundzwanzig, nach Norden zu.«

Der Käufer, Maxime Leclerc, hatte das Landgut - *Das Schloß* - vor fast vier Jahren erworben, es aber aus zwingenden gesundheitlichen Gründen am Morgen des vergangenen Tages zum Kauf angeboten. Er war gleich darauf ausgezogen, die Agentur hatte soeben die Schlüssel zurückerhalten.

»Hat er sie selbst bei Ihnen abgegeben? Haben Sie ihn gesehen?«

»Er hat sie von seiner Haushälterin abgeben lassen. In der Agentur hat ihn nie einer getroffen. Der Verkauf war durch Vermittlung seines Anwalts vorgenommen worden, durch Schriftverkehr und Hin- und Rücksenden von Ausweispapieren

und Unterschriften. Damals konnte Monsieur Leclerc wegen der Folgen einer Operation nicht reisen.«

»Sieh einer an«, bemerkte Adamsberg nur.

»Das ist rechtens, Kommissar. Sobald die Papiere durch die Polizei beglaubigt worden waren.«

»Hätten Sie vielleicht Namen und Adresse dieser Haushälterin?«

»Madame Coutellier aus Brumath. Ihre Angaben kann ich beschaffen.«

Denise Coutellier schrie ins Telefon, um das Geschrei einer Horde zankender Kinder zu übertönen.

»Madame Coutellier, könnten Sie mir Ihren Arbeitgeber beschreiben?« fragte Adamsberg in einem Reflex ebenfalls mit lauter Stimme.

»Nun ja, Kommissar«, schrie die Frau, »ich habe ihn eigentlich nie gesehen. Ich war drei Stunden am Montagvormittag da und drei Stunden am Donnerstag, zur gleichen Zeit wie der Gärtner. Ich habe die Mahlzeiten fertiggemacht und die Vorräte für die nächsten Tage hingebraht. Er hatte mir schon im voraus gesagt, daß er nicht da wäre, er war ein sehr beschäftigter Mann. Er hatte mit dem Handelsgericht zu tun.«

Natürlich, dachte Adamsberg. Ein unsichtbares Gespenst.

»Gab's Bücher im Haus?«

»Viele, Kommissar. Was für welche, könnte ich Ihnen aber nicht sagen.«

»Zeitungen?«

»Er war Abonnent. Von einer Tageszeitung und den *Elsässer Neuesten Nachrichten*.«

»Post?«

»Dafür war ich nicht zuständig, und sein Sekretär war immer abgeschlossen. Mit dem Gericht ist das ja verständlich. Seine Abreise kam wirklich überraschend. Er hat mir ein paar sehr nette Zeilen hinterlassen, mir gedankt und alles erdenklich Gute gewünscht, mit allen Anweisungen und einer sehr guten Abfindung.«

»Was für Anweisungen?«

»Nun, an diesem Samstag sollte ich zu einem gründlichen Hausputz ohne Stundenabrechnung noch einmal wiederkommen, weil doch das Schloß verkauft würde. Danach sollte ich die Schlüssel bei der Agentur abgeben. Ich war erst vor einer knappen Stunde dort.«

»Waren diese Zeilen mit der Hand geschrieben?«

»Aber nein. Die Nachrichten, die Monsieur Leclerc für mich daließ, waren immer mit der Maschine geschrieben. Das kam von seinem Beruf, nehme ich an.«

Adamsberg wollte schon auflegen, als die Frau noch einmal anfang.

»Es ist nicht einfach, ihn zu beschreiben. Ich habe ihn ja nur einmal gesehen, verstehen Sie, und nicht lange. Und noch dazu ist es schon vier Jahre her.«

»Beim Einzug? Haben Sie ihn da gesehen?«

»Selbstverständlich. Man kann doch schließlich nicht bei Unbekannten arbeiten.«

»Madame Coutellier«, sagte Adamsberg lebhaft, »versuchen Sie, so genau wie möglich zu sein.«

»Hat er denn etwas verbrochen?«

»Im Gegenteil.«

»Das hätte mich auch gewundert. Ein anständiger Mann, und sehr gewissenhaft. Traurig, daß seine Gesundheit so angeschlagen war. In meiner Erinnerung war er nicht älter als Mitte Sechzig. Was sein Äußeres angeht, war er normal.«

»Versuchen Sie es trotzdem. Seine Größe, sein Gewicht, seine Frisur?«

»Eine Sekunde, Kommissar.«

Denise Coutellier schuf Ordnung in dem Kinderhaufen und kam an den Apparat zurück.

»Sagen wir, er war ein nicht sehr großer Mann, eher rundlich, mit gerötetem Gesicht. Seine Haare, nun ja, sie waren grau, und obenrum war er schon kahl. Er trug einen braunen Samtanzug und eine Krawatte, an die Kleidung erinnere ich mich immer.«

»Warten Sie, ich will mir das aufschreiben.«

»Seien Sie aber trotzdem vorsichtig«, sagte die Frau, die erneut schrie. »Denn das Gedächtnis kann einem auch einen Streich spielen, nicht wahr? Ich sage ›klein‹ zu Ihnen, und nachher habe ich ihn vielleicht entstellt. Seine Anzüge waren größer, als ich seine Statur in Erinnerung hatte. Sagen wir, wie für einen einsachtzig großen Mann, während ich ihn mir als einen Meter siebzig groß vorgestellt habe. Korpulenz läßt einen Mann allerdings kleiner erscheinen. Bei den Haaren sage ich ›grau‹ zu Ihnen, aber im Badezimmer oder in der Wäsche habe ich immer nur weiße gefunden. Doch in vier Jahren kann er natürlich auch weiß geworden sein, in dem Alter geht das ja schnell. Deshalb meine ich, die Erinnerung und die Wahrheit, das sind zwei Paar Schuhe.«

»Madame Coutellier, gehören zu dem Haus noch Nebengelasse oder Anbauten?«

»Es gibt einen ehemaligen Pferdestall, eine Scheune und dann noch ein Gartenhäuschen. Aber das stand leer, darum mußte ich mich nicht kümmern. In dem Stall parkte er sein Auto. Und der Gärtner hatte Zugang zur Scheune, wegen der Gerätschaften.«

»Könnten sie mir den Wagentyp nennen und die Farbe?«

»Ich habe ihn nie gesehen, Kommissar, wo doch Monsieur immer schon weg war, wenn ich kam. Und ich hatte keine

Schlüssel für die Nebengebäude, das sagte ich schon.«

»Und im Haus selbst«, fragte Adamsberg und dachte an den kostbaren Dreizack, »hatten Sie da Zugang zu allen Räumen?«

»Außer zum Dachboden, der immer verschlossen blieb. Monsieur Leclerc meinte, daß es sinnlos wäre, in dem Staub da oben seine Zeit zu verschwenden.«

Das Versteck von Blaubart, hätte Commandant Trabelmann gesagt. Das verbotene Zimmer, der Ort, wo sich das Grauen verbarg.

Adamsberg sah auf seine Uhr. Vielmehr seine Uhren. Auf die, die er vor zwei Jahren beschlossen hatte zu kaufen, und auf die, die Camille ihm in Lissabon geschenkt hatte, eine Herrenuhr, die sie gerade bei einem Straßenfest gewonnen hatte. Und die er als Zeichen ihres Wiedersehens hatte tragen wollen, und das war genau der Abend, bevor er sie verließ. Seitdem hatte er diese zweite, eine wasserdichte und sportliche Uhr, die verschiedenste Knöpfe, Chronometer und Minizifferblätter besaß, mit denen er nicht umgehen konnte, komischerweise nicht abgemacht. Eins von ihnen, so schien es, konnte anzeigen, in wieviel Sekunden der Blitz auf einen niederfuhr. Sehr praktisch, hatte Adamsberg gedacht. Darum hatte er aber seine eigene Uhr nicht abgelegt, die an einem alten, etwas ausgeleierten Lederarmband festgemacht war und öfter mit ihrer Nachbarin zusammenstieß. So daß er seit einem Jahr nun zwei Uhren am linken Handgelenk trug. Alle seine Mitarbeiter hatten ihn auf diese Tatsache aufmerksam gemacht, worauf er stets antwortete, er habe es selbst auch schon bemerkt. Schließlich hatte er es bei seinen beiden Uhren bewenden lassen, ohne zu wissen, warum, zumal es ihn beim Zubettgehen wie beim Aufstehen ja auch mehr Zeit kostete, sie abzumachen und wieder umzubinden.

Eine der Uhren zeigte eine Minute vor drei, die andere vier Minuten nach drei. Camilles war der anderen voraus, und

Adamsberg versuchte nicht, herauszubekommen, welche nun recht hatte, und er stellte sie auch nicht. Die Abweichung gefiel ihm, er errechnete sich eine mittlere Zeit aus den beiden, die für ihn die wirkliche Zeit darstellte. Also war es jetzt anderthalb Minuten nach drei. Er hatte Zeit, noch einmal in einen Zug nach Straßburg zu springen.

Der junge Mann, den die Agentur delegiert hatte und dessen grüne, erstaunte Augen ihn an Brigadier Estalère erinnerten, holte ihn um 18 Uhr 47 von der Bahnstation in Hagenau ab und fuhr ihn zum *Schloß* von Maxime Leclerc, einem großen Anwesen, das von einem Kiefernwald umgeben war.

»Kein Nachbar weit und breit, was?« sagte Adamsberg, während er jedes einzelne Zimmer in dem verlassenen Haus besichtigte.

»Monsieur Leclerc hatte eigens angegeben, daß er vor allem seine Ruhe wünsche. Ein sehr einsamer Mensch. In dem Beruf gibt's ja einige davon.«

»Meinen Sie? So etwas wie ein Misanthrop?«

»Vielleicht hatte ihn ja auch das Leben enttäuscht«, wagte sich der junge Mann vor, »und deshalb lebte er lieber weitab von der Welt. Madame Coutellier sagte, daß er viele Bücher hatte. Manchmal ist das der Beweis.«

Wegen seines lädierten Arms von dem jungen Mann unterstützt, verbrachte Adamsberg eine Weile damit, Fingerabdrücke dort abzunehmen, wo er hoffte, daß Madame Coutelliers Putzlappen nicht hingekommen war, vor allem auf Türen, Griffen, Klinken und Lichtschaltern. Der Dachboden, so gut wie leer, war mit groben Dielen ausgelegt, die sich jeder Entschlüsselung widersetzen. Dennoch machten die ersten sechs Meter nicht den Eindruck einer Fläche, die seit vier Jahren unberührt geblieben war, unmerkliche Kontraste störten den einheitlichen Staubteppich. Unterhalb eines Balkens hob sich

eine undeutliche Linie von dem dunkleren Boden ab, nur eine Spur heller. Es war heikel, das zu behaupten, aber wenn der Mann irgendwo einen Dreizack abgestellt hatte, konnte es hier gewesen sein, wo der Stiel eine flüchtige Erinnerung zurückgelassen hatte. Besondere Aufmerksamkeit widmete Adamsberg dem geräumigen Badezimmer. Madame Coutellier war an diesem Morgen eifrig zu Werke gegangen, aber die Größe des Raums ließ ihm noch eine Chance. In dem schmalen Spalt zwischen Waschbeckenfuß und Wand sammelte er einen kleinen verklebten Staubrückstand ein, in dem einige mattweiße Haare zutage traten.

Der junge Mann öffnete geduldig und erstaunt die Scheune, dann den Stall für ihn. Der festgetretene Erdboden war gefegt worden, wodurch jegliche Reifenspur verschwunden war. Maxime Leclerc hatte sich mit der ätherischen Leichtigkeit eines Gespenstes ausgelöscht.

Die Scheiben des Gartenhäuschens starteten vor Schmutz, aber es war nicht vollständig aufgegeben, wie Madame Coutellier geglaubt hatte. Adamsbergs Hoffnung erfüllte sich, einige Zeichen wiesen auf eine zeitweilige Anwesenheit hin: ungleichmäßiger Schmutz auf den Fliesen, ein sauberer Korbessel und feine Spuren, womöglich von einigen Bücherstapeln, auf dem einzigen Regal. Dort also verkroch sich Maxime Leclerc während der drei Stunden montags und donnerstags, in denen er, geschützt vor den Blicken der Haushälterin und des Gärtners, in diesem Sessel las. Sessel und einsame Lektüre, beides erinnerte Adamsberg an seinen Vater, wie er, die Pfeife in der Hand, seine Zeitung aufschlug. Eine ganze Generation hatte Pfeife geraucht, und er erinnerte sich sehr genau daran, daß auch der Richter eine besaß, aus Meerschaum, wie seine Mutter stets mit Bewunderung gesagt hatte.

»Riechen Sie das?« sagte er zu dem jungen Mann. »Den Geruch? Den Honiggeruch des Pfeifentabaks?«

Hier waren Stuhl, Tisch und die Türknäufe mit größter Sorgfalt abgewischt worden. Es sei denn, hätte Danglard gesagt, gar nichts war abgewischt worden, denn Tote hinterlassen keine Fingerabdrücke, Punkt. Aber ganz offensichtlich lesen sie wie alle anderen Leute auch.

Adamsberg entließ den Angestellten erst nach einundzwanzig Uhr am Bahnhof in Straßburg, der junge Mann hatte es als seine Pflicht betrachtet, ihn dorthin zu fahren, da um diese Zeit kein Zug mehr von Hagenau ging. Diesmal fuhr der Zug in sechs Minuten ab, und es ließ sich nicht überprüfen, ob irgendein verirrter Drache sich in das Portal des Münsters gezwängt hatte. Aber man hätte sicher davon erfahren, meinte Adamsberg.

Während der ganzen Rückfahrt machte er sich Notizen, indem er wahllos alle Einzelheiten aufschrieb, die er im Schloß herausgefunden hatte. Die vier Jahre, die Maxime Leclerc dort verbracht hatte, trugen alle Anzeichen größter Diskretion. Einer Diskretion, die an Verdunstung grenzte, an ein sehr bezeichnendes Sich-Auslöschen.

Der rundliche Mann, den Madame Coutellier getroffen hatte, war nicht Maxime Leclerc, sondern einer seiner Helfershelfer, den er für diesen kurzen Auftrag abkommandiert hatte. Der Richter hatte einen großen Trupp von Handlangern in seiner Gewalt, ein hervorragend organisiertes Netz, das er sich im Laufe der vielen Jahre seiner Amtszeit aufgebaut hatte. Ein Straferlaß hier, eine gewährte Milde da, eine geschickt aus der Welt geschaffte Tat, und der Beschuldigte fand sich eingewaschen oder zu einer nur kurzen Strafe verurteilt. Aber er fiel damit in den Korb all jener Wesen, die Fulgence verpflichtet waren und die er nach seinem Gutdünken benutzte. Dieses Netz erstreckte sich in die Welt der Ganoven ebenso wie in die des Bürgertums, der Geschäftsleute oder Beamten und sogar der Polizei. Sich falsche Papiere auf den Namen Maxime Leclerc zu beschaffen war für den Dreizack kein Problem.

Genausowenig, wie seine Vasallen in alle Ecken Frankreichs zu entsenden, falls es nötig war. Oder von heute auf morgen einen Trupp für einen Blitzumzug zu versammeln. Keine dieser Geiseln konnte sich aus der Abhängigkeit des Richters lösen, ohne ihr Vergehen zu offenbaren und einen neuen Prozeß zu riskieren. Und es war einer dieser Ex-Beschuldigten gewesen, der für die Haushälterin kurzzeitig die Rolle des Eigentümers gespielt hatte. Danach hatte Richter Fulgence unter dem Namen Maxime Leclerc Besitz ergriffen von dem Ort.

Daß der Richter umzog, verstand er. Aber die Plötzlichkeit seines Vorgehens überraschte ihn. Diese extreme Eile zwischen Verkaufsabsicht und Räumung der Örtlichkeiten paßte nur schlecht zu Fulgences ungeheuren Fähigkeiten der Voraussicht. Es sei denn, ein unerwarteter Umstand hätte ihn überrascht. Sicherlich nicht Trabelmann, der seine Identität nicht kannte.

Adamsberg runzelte die Stirn. Was hatte Danglard gleich gesagt hinsichtlich der Identität des Richters, seines Namens? Etwas Lateinisches, wie der Dorfpfarrer. Adamsberg verzichtete darauf, seinen Stellvertreter anzurufen, der ihm wegen Camille, des Untoten und der Boeing mit jedem Tag feindseliger wurde. Er beschloß, Clémentines Rat zu befolgen, und zerbrach sich lange den Kopf. Es war bei ihm zu Hause gewesen, nach dem Vorfall mit der Flasche. Danglard pichelte seinen Wacholderschnaps und meinte, daß der Name Fulgence »ausgezeichnet zu dem Richter paßte«. Und Adamsberg hatte ihm zugestimmt.

Fulgence, *der Blitz*, *das Leuchten*, das waren Danglards Worte gewesen. Der Blitz, *l'éclair*, *Leclerc*. Und wenn er nicht irrte, bedeutete Maxime der Größte, wie *maximus*. Maxime Leclerc. Der Größte, der Hellste. Die größte Helligkeit, der Blitz. Der Richter Fulgence hatte sich nicht zu einem bescheidenen Namen entschließen können.

Der Zug bremste und fuhr in die Gare de l'Est ein. Der Hochmut bringt die größten Männer zu Fall, sagte sich

Adamsberg. Und genau bei diesem Hochmut bekäme er ihn eines Tages zu fassen. Wenn sich sein eigenes Münster in 142 Meter gotische Höhe erhob, was noch zu beweisen war, mußte das von Fulgence die Wolken durchstoßen. Dort oben machte er sein Gesetz, schleuderte er goldene Sicheln ins Sternenfeld. Schleuderte seinen Bruder wie so viele andere vor die Gerichte und in die Kerker. Er fühlte sich plötzlich sehr klein. *Machen Sie sich klein*, hatte Brézillon angeordnet. Nun, genau das tat er, und doch trug er in seiner Tasche immer noch einige Haare, die ein Toter verloren hatte.

Am Dienstag, dem 14. Oktober, warteten die acht Mitglieder der Quebec-Mission darauf, an Bord der Boeing 747 gehen zu dürfen, Abflugzeit 16 Uhr 40, voraussichtliche Ankunft gegen Mitternacht, 18 Uhr Ortszeit. Adamsberg spürte, wie sehr der Ausdruck »*voraussichtliche Ankunft*«, den eine weiche Stimme aus den Lautsprechern wiederholte, Danglard Übelkeit verursachte. Seit den zwei Stunden, die sie nun schon im Flughafen Roissy umherliefen, beobachtete er ihn aufmerksam.

Die restliche Mannschaft, durch die ungewohnten Umstände etwas aufgescheucht, fiel in ein frühkindliches Stadium zurück und verwandelte die Brigade in eine Horde aufgeregter Jugendlicher. Er warf einen Blick auf Lieutenant Froissy, eine Frau von heiterem Gemüt, die aber noch immer an ihrer Depression litt - Liebeskummer, nach dem, was er im Gerüchtezimmer gehört hatte. Ohne daß sie die kindische Ausgelassenheit ihrer Kollegen teilte, schien diese Abwechslung sie zu zerstreuen, und er hatte sie einige Male lächeln sehen. Nicht so Danglard. Nichts schien den Capitaine aus seinen düsteren Vorahnungen herausreißen zu können. Sein langer Körper, schon von Natur aus weich, zerfloß immer mehr, je näher der Moment des Abflugs rückte. Als könnten ihn seine Beine nicht mehr tragen, verließ er seinen metallenen Schalensitz nicht mehr, der ihn wie eine Waschschüssel zurückzuhalten schien. Dreimal hatte Adamsberg gesehen, wie er in seiner Jackentasche gewühlt und eine Tablette an seine blassen Lippen geführt hatte.

Da sie von seinem Unwohlsein wußten, achteten die Kollegen aus Taktgefühl nicht auf ihn. Der gewissenhafte Justin, der stets zögerte, seine Meinung zu sagen, aus Furcht, andere zu verletzen oder einen Gedanken zu stören, wechselte zwischen

harmlosen Scherzen und fieberhaftem Studium der Rangabzeichen von Quebec. Im Gegensatz zu dem agilen Noël, der bei allem und allzuschnell mitmachte. Jede Veränderung war gut für Noël, und diese Reise konnte ihm nur gefallen. Genau wie Voisenet. Der Ex-Chemiker und Naturwissenschaftler erhoffte sich von dem Aufenthalt wissenschaftliche Einsichten, aber auch geologische und faunamäßige Aufregungen aller Art. Für Retancourt gab's natürlich kein Problem, sie war die personifizierte Anpassung, fügte sie sich doch hervorragend in jede gebotene Situation. Was den jungen, schüchternen Estalère betraf, so verlangten seine großen grünen und erstaunten Augen nur danach, Neues zu entdecken. Wodurch sein Erstaunen nur noch größer wurde. Kurzum, sagte sich Adamsberg, jeder profitierte bei dieser Reise oder gewann irgendeine Freiheit, was diese kollektive lärmende Aufregung auslöste.

Außer Danglard. Seine fünf Kinder waren der großherzigen Nachbarin aus dem sechsten Stock anvertraut worden, mitsamt der *Kugel*, und alles lief gut in dieser Hinsicht, wenn nicht die Aussicht gewesen wäre, daß er sie als Waisen zurücklassen würde. Adamsberg suchte nach einer Möglichkeit, seinen Stellvertreter aus seiner wachsenden Panik zu erlösen, aber ihr gestörtes Verhältnis ließ ihm wenig Spielraum für einen tröstenden Zuspruch. Oder aber, sagte sich Adamsberg, man mußte das Gebäude von seiner anderen Seite her angreifen: ihn provozieren, ihn zwingen zu reagieren. Und was gab es da Besseres als den Bericht über seinen Besuch beim Phantom des *Schlusses* in Hagenau? Das würde Danglard ganz sicher wütend machen, und Wut ist bei weitem belebender und unterhaltsamer als Angst. Er sann eine Weile lächelnd darüber nach, als der Aufruf für die Passagiere zum Flug nach Montreal-Dorval sie aus ihren Sitzen riß.

Ihre Plätze lagen alle zusammen in der Mitte der Boeing, und Adamsberg richtete es so ein, daß Danglard zu seiner Rechten Platz nahm, so weit wie möglich vom Bullauge entfernt. Die

von einer strahlenden Stewardess pantomimisch vorgetragenen Sicherheitsanweisungen für den Fall einer Explosion, eines Druckabfalls in der Kabine mit Sturz ins Meer und munterem Aussteigen über die Rutschen machten die Sache nicht leichter. Danglard suchte tastend nach seiner Schwimmweste.

»Sinnlos«, sagte Adamsberg. »Wenn's kracht, fliegt man durchs Bullauge, ohne es überhaupt zu merken, man schießt als Schwall davon wie die Kröte, paff, paff, paff, und Explosion.«

Nichts, kein Schimmer auf dem leichenblassen Gesicht des Capitaine.

Als die Maschine stehenblieb, um ihre Triebwerke mit voller Wucht dröhnen zu lassen, glaubte Adamsberg, daß er seinen Stellvertreter tatsächlich verlieren würde, genau wie diese verfluchte Kröte. Danglard überstand das Abheben mit in die Armlehnen verkrallten Fingern. Adamsberg wartete, bis das Flugzeug seine normale Flughöhe erreicht hatte, dann startete er einen Beschäftigungsversuch.

»Hier«, erklärte er ihm, »haben Sie einen Bildschirm. Es laufen gute Filme. Es gibt auch einen Kulturkanal. Sehen Sie mal, hier«, fügte er hinzu, während er das Programm durchging, »eine Sendung über die Vorzeichen der italienischen Renaissance. Das ist doch nicht schlecht? Die italienische Renaissance?«

»Kenne ich schon«, murmelte Danglard mit reglosem Gesicht, die Finger noch immer an die Armlehnen geschraubt.

»Aber die Vorzeichen?«

»Kenne ich auch.«

»Wenn Sie Ihr Radio einschalten, können Sie sich eine Diskussion über Hegels Ästhetikkonzeption anhören. Das lohnt sich doch, oder?«

»Kenne ich«, wiederholte Danglard düster.

Na schön, wenn weder die Vorzeichen noch Hegel Danglard

fesseln konnten, war die Lage so gut wie hoffnungslos, schätzte Adamsberg. Er warf einen Blick auf seine Nachbarin, Hélène Froissy, die, das Gesicht zum Bullauge gedreht, schon eingeschlafen war oder wieder ihren traurigen Gedanken nachhing.

»Danglard, wissen Sie, was ich am Samstag gemacht habe?« fragte Adamsberg.

»Mir egal.«

»Ich habe den letzten Wohnsitz unseres verstorbenen Richters in der Nähe von Straßburg aufgesucht, einen Wohnsitz, den er wie ein Phantom sechs Tage nach dem Mord von Schiltigheim verlassen hat.«

Auf den eingefallenen Zügen des Capitaine machte Adamsberg ein leichtes Beben aus, das er als Ermutigung auffaßte.

»Ich erzähle es Ihnen.«

Adamsberg zog seinen Bericht in die Länge, ließ kein Detail aus, Blaubarts Dachboden, seinen Stall, sein Gartenhäuschen, sein Badezimmer, und nannte den Besitzer nur »den Richter« oder auch »den Toten« oder »das Gespenst«. Zwar bekam Danglard keinen Wutanfall, aber immerhin lief ein unwilliges Interesse über das Gesicht des Capitaine.

»Ist doch interessant, oder?« sagte Adamsberg. »Dieser für alle unsichtbare Mann, diese kaum spürbare Anwesenheit?«

»Misanthrop«, wandte Danglard mit beherrschter Stimme ein.

»Aber ein Misanthrop, der alle seine Spuren verwischt? Der - und auch das nur durch einen unglücklichen Zufall - lediglich ein paar schneeweiße Haare zurückläßt?«

»Sie werden mit diesen Haaren nichts anfangen können«, murmelte Danglard.

»Doch, Danglard, ich kann sie vergleichen.«

»Womit?«

»Mit denen, die sich im Grab des Richters in Richelieu befinden. Man brauchte nur um eine Exhumierung zu bitten. Haare halten sich lange. Mit ein wenig Glück ...«

»Was ist das?« unterbrach ihn Danglard mit veränderter Stimme. »Dieses Pfeifen?«

»Der Druckausgleich in der Kabine, das ist normal.«

Danglard lehnte sich mit einem langen Seufzer wieder in seinen Sitz zurück.

»Aber ich konnte mich einfach nicht mehr daran erinnern, was Sie mir über die Bedeutung des Namens ›Fulgence‹ gesagt haben«, log Adamsberg.

»Kommt von *fulgur*, Blitz, Leuchten«, konnte Danglard nicht widerstehen. »Oder vom Verb *fulgeo*: Blitze schleudern, leuchten, erhellen, glänzen. Im übertragenen Sinne: glänzen, berühmt sein, mit großem Aufsehen in Erscheinung treten.«

Adamsberg merkte sich nebenher die neuen Bedeutungen, die sein Stellvertreter von seinen Bildungsrollen abspulte.

»Und ›Maxime‹? Was sagen Sie zu ›Maxime‹?«

»Erzählen Sie mir nicht, das wüßten Sie nicht«, grummelte Danglard. »*Maximus*: der Größte, der Bedeutendste.«

»Ich habe Ihnen noch nicht verraten, unter welchem Namen unser Mann das *Schloß* gekauft hatte. Interessiert Sie das?«

»Überhaupt nicht.«

In Wirklichkeit war sich Danglard sehr wohl bewußt, welche Anstrengungen Adamsberg unternahm, um ihn von seiner Angst abzulenken, und obwohl ihn die Geschichte mit dem *Schloß* verärgerte, war er ihm dankbar für seine Fürsorge. Noch sechs Stunden und zwölf Minuten Flug. Im Moment waren sie über dem Atlantik, und dort würden sie auch noch eine ganze Weile bleiben.

»Maxime Leclerc. Was sagen Sie dazu?«

»Daß der Name Leclerc sehr häufig vorkommt.«

»Jetzt sind Sie aber unfair. Maxime Leclerc: der Größte, der Hellste, der Strahlende. Der Richter hat sich nicht entschließen können, sich einen ganz gewöhnlichen Namen zuzulegen.«

»Mit Worten läßt sich wie mit Zahlen spielen, am Ende sagen sie, was man will. Man kann sie zu unendlich vielen Varianten verdrehen.«

»Wenn Sie sich nicht so an Ihre Rationalität klammern würden«, beharrte Adamsberg aus reiner Provokation, »würden Sie zugeben, daß es bei meinem Standpunkt zum Fall Schiltigheim interessante Überlegungen gibt.«

Der Kommissar hielt eine wohlthätige Stewardess an, die vor dem erloschenen Blick des Capitaine mit Sektbechern vorbeiging. Nachdem Froissy abgelehnt hatte, nahm er zwei Gläser, die er Danglard in die Hand drückte.

»Trinken Sie«, befahl er. »Beide, aber nur eins auf einmal, wie Sie sich versprochen hatten.«

Danglard erwies ihm mit einem kurzen Nicken seine matte Dankbarkeit.

»Denn mein Standpunkt«, fuhr Adamsberg fort, »ist vielleicht nicht unbedingt richtig, aber falsch ist er nun auch wieder nicht.«

»Wer hat Ihnen denn das erzählt?«

»Clémentine Courbet. Erinnern Sie sich an sie? Ich habe sie besucht.«

»Wenn Sie jetzt schon die Aussprüche der alten Clémentine zu Ihren Leitsätzen machen, rennt wohl bald die ganze Brigade ins Verderben.«

»Kein Pessimismus, Danglard. Aber es ist schon richtig, daß man mit Namen unendlich spielen kann. Zum Beispiel mit meinem. Adamsberg, der Berg von Adam. Dem Ersten der Menschen. Das ergibt einen imposanten Kerl, was? Noch dazu

auf einem Berg. Ich frage mich, ob es nicht überhaupt daher kommt, dieses ...«

»Münster von Straßburg«, fuhr Danglard dazwischen.

»Nicht wahr? Und Ihr Name, Danglard, was machen wir damit?«

»So ähnlich heißt der Verräter im *Graf von Monte Christo*. Ein richtiges Schwein.«

»In der Tat interessant.«

»Aber es gibt noch was Besseres«, sagte Danglard, der seine beiden Sektgläser bereits hintergekippt hatte. »Er kommt von d'Anglard, und Anglard kommt von dem Germanischen *Angilhard*.«

»Na los, mein Lieber, übersetzen Sie's.«

»In *Angil* verbinden sich zwei Wortursprünge: ›Schwert‹ und ›Engel‹. Und *hard* bedeutet ›hart‹.«

»Was eine Art unnachgiebigen, schwertschwingenden Engel ergibt. Ist ja viel schlimmer als dieser arme Erste Mensch, der ganz allein auf seinem Berg herumfuchelt. Das Straßburger Münster scheint ja ziemlich dürftig ausgestattet, um gegen Ihren Racheengel etwas ausrichten zu können. Wo es noch dazu verstopft ist.«

»Ach was?«

»Ja, von einem Drachen.«

Adamsberg warf einen Blick auf seine Uhren. Noch fünf Stunden und vierundvierzeigeminuten Flug. Er fühlte, daß er auf dem richtigen Weg war, aber wie lange würde er das durchhalten? Sieben Stunden lang hintereinander zu reden, das war ihm noch nie passiert.

Plötzlich schnitten ihm Lichtzeichen, die über den Sitzen blinkten, den richtigen Weg wieder ab.

»Was bedeutet das?« fragte Danglard beunruhigt.

»Schnallen Sie sich an.«

»Aber warum, schnallen Sie sich an?«

»Luftlöcher, ist nicht schlimm. Es kann ein bißchen ruckeln, das ist schon alles.«

Adamsberg flehte zum Ersten Menschen, er möge die Ruckelei geringhalten. Aber der Erste Mensch war anderweitig beschäftigt und scherte sich einen Dreck darum. Unglücklicherweise waren die Turbulenzen auch noch sehr heftig und ließen die Maschine in mehrere Meter tiefe Hohlräume fallen. Die gleichgültigsten Passagiere mußten mit dem Lesen aufhören, die Stewardessen sich an den Klappsitzen festschnallen, und eine junge Frau schrie kurz auf. Danglard hatte die Augen geschlossen und atmete sehr schnell. Hélène Froissy beobachtete ihn sorgenvoll. Auf eine Eingebung hin drehte sich Adamsberg zu Retancourt um, die hinter dem Capitaine saß.

»Lieutenant«, sagte er leise in den Spalt zwischen den Sitzen, »Danglard hält nicht durch. Könnten Sie vielleicht eine einschläfernde Massage machen? Oder irgendwas anderes, das ihn betäubt, das ihn abstumpft und narkotisiert?«

Retancourt willigte ein, was Adamsberg nicht sonderlich überraschte.

»Das funktioniert aber nur«, sagte sie, »wenn er nicht weiß, daß es von mir kommt.«

Adamsberg nickte.

»Danglard«, sagte er zu ihm und ergriff seine Hand, »lassen Sie die Augen zu, eine Stewardess wird sich um Sie kümmern.«

Er gab Retancourt ein Zeichen, daß sie anfangen könne.

»Offnen Sie drei Knöpfe an seinem Hemd«, bat sie und löste ihren Gurt.

In einem rasanten, pianomäßigen Tanz, bei dem sie nur ihre Fingerkuppen aufzudrücken schien, machte sich Retancourt über

Danglards Hals her, folgte dabei dem Lauf der Wirbelsäule und verweilte mit besonderer Intensität bei den Schläfen. Froissy und Adamsberg beobachteten das Unternehmen inmitten des ruckelnden Flugzeugs und sahen abwechselnd auf Retancourts Hände und auf Danglards Gesicht. Der Capitaine schien langsamer zu atmen, dann entspannten sich seine Züge, und weniger als fünfzehn Minuten später schlief er.

»Hat er Beruhigungsmittel genommen?« fragte Retancourt und löste einen Finger nach dem anderen vom Nacken des Capitaine.

»Eine ganze Wagenladung voll.«

Retancourt sah auf ihre Uhr.

»Er muß in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan haben. Er wird mindestens vier Stunden schlafen, wir haben erst einmal Ruhe. Wenn er aufwacht, sind wir schon über Neufundland. Land beruhigt.«

Adamsberg und Froissy sahen sich kurz an.

»Sie verblüfft mich«, murmelte Froissy. »Sie würde einen Liebeskummer im Vorbeigehen wie eine Laus zerdrücken.«

»Das sind nie Läuse, Froissy, es sind immer hohe Mauern. Und es ist keine Schande, wenn man das Hinaufsteigen schwierig findet.«

»Danke«, murmelte Froissy.

»Sie wissen, Lieutenant, daß mich Retancourt nicht mag.«

Froissy widersprach nicht.

»Hat sie Ihnen gesagt, warum?« fragte er.

»Nein, sie spricht nicht über Sie.«

Ein 142 Meter hoher Turm kann ins Schwanken geraten, nur weil eine dicke Retancourt es nicht einmal für nötig befindet, über einen zu sprechen, dachte Adamsberg. Er warf einen Blick auf Danglard. Der Schlaf gab ihm Farbe zurück, und die Luftlöcher ließen nach.

Das Flugzeug war schon im Landeanflug, als der Capitaine überrascht aufwachte.

»Das liegt an der Stewardess«, erklärte Adamsberg. »Sie ist Spezialistin. Zum Glück wird sie auch auf dem Rückflug mit dabeisein. Wir landen in zwanzig Minuten.«

Abgesehen von zwei Rückfällen in die Angst, als die Maschine lärmend ihr Fahrgestell ausfuhr und die Tragflächen ihre Bremsklappen aufstellten, bestand Danglard, noch unter dem Eindruck seiner schmerzlindernden Massage, die Landeprüfung beinah fehlerfrei. Bei der Ankunft war er ein neuer Mensch, während die übrigen Mitglieder schläfrige Mienen vor sich her trugen. Zweieinhalb Stunden später war jeder in sein Zimmer verfrachtet. In Anbetracht der Zeitverschiebung würde der Lehrgang am nächsten Tag erst um vierzehn Uhr Ortszeit beginnen.

Adamsberg hatte Anrecht auf ein Zweizimmerappartement im fünften Stock gehabt, so neu und weiß wie eine Musterwohnung, das über einen Balkon verfügte. Gotisches Privileg. Er lehnte sich eine Weile über die Brüstung, um den gewaltigen Ottawa River zu betrachten, der da unten zwischen wilden Steilufern dahinfloß, und auf dem jenseitigen Ufer die Lichter der Türme von Ottawa.

Am nächsten Tag hielten vor dem Gebäude drei Wagen der GRC. Unübersehbar zeigten sie auf ihren weißen Seitenflächen den Kopf eines Bisons mit halb sanftmütigem, halb grimmigem Ausdruck, umrahmt von Ahornblättern und der englischen Krone darüber. Drei Männer in Uniform erwarteten die Franzosen. Der eine, den Adamsberg an seinen Schulterstücken als den Surintendant identifizierte, neigte sich zu seinem Nebenmann.

»Was glaubst du, welcher ist der Kommissar?« fragte er seinen Kollegen.

»Der Kleinste. Der Dunkelhaarige mit der schwarzen Jacke.«

Adamsberg hatte ihre Worte so ungefähr mitbekommen. Brézillon und Trabelmann wären zufrieden gewesen: der Kleinste. Zugleich wurde seine Aufmerksamkeit durch kleine schwarze Eichhörnchen abgelenkt, die so unbekümmert und lebhaft wie Spatzen auf der Straße herumhüpften.

»Criss, quatsch doch keinen Blödsinn«, fuhr der Surintendant fort. »Der, der wie ein armer Schlucker angezogen ist?«

»Reg dich nicht auf, ich sage dir, der ist es.«

»Ist es nicht eher der große, gutangezogene Slack?«

»Ich sage dir, es ist der Dunkelhaarige. Und er ist ein bedeutender Boß da drüben, ein As. Also laß bloß die Kinnbacken zu.«

Der Surintendant Aurèle Laliberté nickte und ging mit ausgestreckter Hand auf Adamsberg zu.

»Willkommen, Kommissar. Nicht zu sehr verteppt durch die Reise?«

»Danke, alles in Ordnung«, antwortete Adamsberg vorsichtig.

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

In einer peinlichen Stille drückte jeder jedem die Hand.

»Tut mir leid wegen dem Wetter«, erklärte Laliberté mit seiner kräftigen Stimme und einem breiten Lächeln. »Der Frost kam ganz plötzlich. Steigen Sie in die Karren, wir haben zehn Minuten Weg vor uns. Wir werden Ihnen heute zur Eröffnung nicht gleich auf die Nerven gehen«, fügte er hinzu und lud Adamsberg ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen. »Nur so ein kleines Kennenlernen.«

Der Stützpunkt der GRC lag in einem bewaldeten Park, der sich so weit zu erstrecken schien wie ein französischer Wald. Laliberté fuhr langsam, und Adamsberg hatte beinahe die Zeit, jeden Baum einzeln zu betrachten.

»Sie haben Platz hier«, sagte er beeindruckt.

»Ja. Wie wir hier sagen, wir haben zwar keine Geschichte, dafür aber Geographie.«

»Und sind das dort Ahornbäume?« fragte er und zeigte mit dem Finger durch die Scheibe.

»Ganz genau.«

»Ich dachte, die Blätter seien rot.«

»Findst du nicht rot genug nicht, Kommissar? Die Blätter sind nicht wie auf der Flagge. Es gibt rote, orange, gelbe. Wir würden uns sonst langweilen. Und du bist also der große Chef zur Zeit?«

»So ist es.«

»Für einen Kommissar schmeißt du dich ja nicht gerade in Wichs. Lassen Sie euch in Paris so rumlaufen?«

»In Paris bedeutet Polizei nicht Armee.«

»Reg dich ab. Ich hab kein Hintertürchen und rede ohne Umschweife. Besser, du weißt es gleich. Siehst du diese Gebäude,

siehsta? Das ist die GRC, und da bleiben wir«, sagte er und bremste.

Die Gruppe aus Paris versammelte sich vor großen Würfeln aus Backstein und Glas, die funkelnagelneu inmitten roter Bäume standen. Ein schwarzes Eichhörnchen bewachte knabbernd die Eingangstür. Adamsberg blieb ein wenig zurück, um Danglard zu befragen.

»Ist das hier Brauch, alle Welt zu duzen?«

»Ja, sie machen das auf eine ganz natürliche Weise.«

»Müssen wir es genauso machen?«

»Wir machen's, wie wir wollen und wie wir können. Wir passen uns einfach an.«

»Die Bezeichnung, die er Ihnen gegeben hat? Der große Slack, was bedeutet das?«

»Der wabbelige Lulatsch.«

»Verstanden. Na, wie er selbst gesagt hat, Aurèle Laliberté hat kein Hintertürchen.«

»Scheint so«, bestätigte Danglard.

Laliberté führte das französische Team in einen riesigen Sitzungssaal - eine Art Konzilsaal irgendwie - und stellte rasch alle vor. Mitglieder der Quebec-Sektion: Mitch Portelance, Rhéal Ladouceur, Bertha Louisseize, Philibert Lafrance, Alphonse Philippe-Auguste, Ginette Saint-Preux und Fernand Sanscartier. Dann wandte sich der Surintendant nachdrücklich an seine Beamten.

»Jeder von euch wird sich eins der Mitglieder der Pariser Brigade greifen, und alle zwei oder drei Tage wechseln wir die Paare. Geht mit ganzem Herzen ran, aber macht nicht einen auf Klugscheißer, wenn ihr sie anleitet, nur um wie die Oberprotzen dazustehen, die sind ja nun auch nicht auf den Kopf gefallen. Sie befinden sich in der Trainingsphase und machen sich gerade erst

mit allem vertraut. Also geht für den Anfang mit Kleppertempo an ihre Ausbildung. Und macht nicht auf damische Ulknudel, wenn sie euch nicht verstehen oder anders reden als wir. Nur weil sie Franzosen sind, sind sie ja nicht piefiger als ihr. Ich verlasse mich auf euch.«

Im Grunde fast derselbe Vortrag, den Adamsberg seiner Mannschaft einige Tage zuvor gehalten hatte.

Während der langwierigen Besichtigung der Räumlichkeiten befaßte sich Adamsberg damit, den Getränkeautomaten ausfindig zu machen, der im wesentlichen »Suppen«, aber auch Kaffees von der Größe eines Bierglases im Angebot hatte, und die Gesichter seiner vorübergehenden Kollegen zu studieren. Er empfand sofort Sympathie für den Sergent Fernand Sanscartier, den einzigen Unteroffizier der Einheit, dessen zwei braune Unschuldsaugen in einem vollen, rosigen Gesicht ihm zwangsläufig die Rolle des »Guten« zuzuweisen schienen. Mit ihm ein Tandem zu bilden würde ihm gefallen. Aber in den drei kommenden Tagen hatte er es mit dem energischen Aurèle Laliberté zu tun, Rangordnung verpflichtet. Punkt achtzehn Uhr wurden sie entlassen und zu ihren winterbereiften Dienstfahrzeugen geführt. Nur der Kommissar verfügte über einen eigenen Wagen.

»Warum trägst du denn zwei Uhren?« fragte Laliberté Adamsberg, als der endlich am Steuer saß.

Adamsberg zögerte.

»Wegen der Zeitverschiebung«, erklärte er rasch. »Ich habe noch Ermittlungen in Frankreich zu laufen.«

»Kannst du das nicht wie alle im Kopf umrechnen?«

»So geht's schneller«, wich Adamsberg aus.

»Mußt du wissen. Lassen wir das, nix für ungut, Mensch, und bis morgen neun Uhr.«

Adamsberg fuhr langsam, achtete auf die Bäume, die Straßen, die Menschen. Als er aus dem Gatineau-Park heraus war, kam er in die Partnerstadt Hull, die er persönlich nicht unbedingt »Stadt« genannt hätte, erstreckte sich das Zentrum doch über eine kilometerlange flache Gegend, die durch leere, saubere Straßen in Vierecke aufgeteilt war, auf denen immer mal wieder ein Haus mit hölzernem Fachwerk stand. Nirgendwo etwas Altes, Abgebröckeltes, nicht einmal an den Kirchen, die eher Zuckerbäckerminiaturen als dem Straßburger Münster glichen. Niemand hier schien es eilig zu haben, jeder fuhr gemächlich in jenen mächtigen Pick-ups, die geeignet waren für den Transport von sechs Raummetern Holz.

Keine Cafés, keine Restaurants oder Geschäfte. Adamsberg entdeckte einige vereinzelte Läden, »Pannenhelfer« genannt, in denen alles mögliche verkauft wurde; schon hundert Meter von ihrem Quartier entfernt befand sich einer. Zufrieden ging er zu Fuß dorthin, ließ dabei die Schneeplatten unter seinen Schritten krachen, ohne daß die Eichhörnchen bei seinem Vorbeimarsch weghuschten. Ein wesentlicher Unterschied zu den Spatzen.

»Wo gibt es hier Restaurants oder Kneipen?« fragte er die Kassiererin.

»Im Stadtzentrum findst du alles, was du als Nachtschwärmer brauchst«, antwortete sie liebenswürdig. »Das ist fünf Kilometer von hier, mußt deinen Karren nehmen.«

Sie sagte auf Wiedersehen, als er ging, und einen schönen Abend, bye.

Das Stadtzentrum war klein, Adamsberg hatte die rechtwinkligen Straßen in weniger als einer Viertelstunde abgelaufen. Als er in den *Vierzeiler* eintrat, geriet er in eine Lyriklesung vor einem dichtgedrängten, schweigenden Publikum und ging, die Tür hinter sich schließend, gleich wieder hinaus. Auf dieses Ding mußte er Danglard aufmerksam machen. Er begnügte sich schließlich mit einer Art

amerikanischer Bar, *Die fünf Sonntage*, einem geräumigen, überheizten Raum, dekoriert mit Karibu- und Bärenköpfen und Fahnen von Quebec. Der Kellner brachte ihm das Abendessen mit bedächtigem Schritt, wobei er sich alle Zeit ließ und vom Leben sprach. Der Teller war groß wie eine Platte mit einem Zwei-Personen-Gericht. Alles ist größer in Kanada, und alles geht langsamer.

Am anderen Ende des Raumes winkte ein Arm in seine Richtung. Ginette Saint-Preux kam ganz ungezwungen mit ihrem Teller an seinen Tisch und setzte sich.

»Das störta doch nicht, daß ich mich zu dir setze?« sagte sie.
»Ich saß auch ganz allein.«

Ginette, sehr hübsch, beredt und schnell, stürzte sich ins Gespräch. Seine ersten Eindrücke von Quebec? Die Unterschiede zu Frankreich? Flacher? Wie war Paris? Wie ging's mit der Arbeit? Lustig? Und sein Leben? Ach so? Sie selbst hatte Kinder und Hobbys, vor allem die Musik. Aber für ein gutes Konzert müsse man bis nach Montreal fahren, interessierte ihn das? Was denn seine Hobbys wären? Ach so? Zeichnen, Spaziergehen, träumen? Gab's so was? Und wie machte man das in Paris?

Gegen elf Uhr interessierte sich Ginette für seine zwei Uhren.

»Du Armer«, schloß sie und stand auf. »Es ist wahr, mit deiner Zeitverschiebung ist es erst fünf Uhr früh.«

Ginette hatte auf dem Tisch den grünen Prospekt vergessen, den sie während ihrer Unterhaltung unaufhörlich zusammen- und wieder auseinandergerollt hatte. Adamsberg, die Augen schon müde, faltete ihn langsam auf. Vivaldi-Konzert in Montreal, 17. bis 21. Oktober, Streichquintett, Cembalo und Flöte. Diese Ginette war ja ganz schön mutig, wenn sie über vierhundert Kilometer fuhr, um ein kleines Quintett zu hören.

Adamsberg hatte nicht die Absicht, während des gesamten Aufenthaltes nur auf Pipetten und Strichcodes zu starren. Um sieben Uhr früh war er bereits draußen, magisch angezogen vom Strom. Nein, vom Fluß, dem gewaltigen Fluß der Ottawa-Indianer. Er durchstreifte das Steilufer bis zu einer Stelle, wo ein Wildpfad begann. *Tragestellen-Weg*, las er auf einem Schild, *im Jahre 1613 benutzt von Samuel de Champlain*. Sofort schlug er ihn ein mit dem zufriedenen Gefühl, in die Fußtapfen der Ahnen zu treten, von Indianern und Reisenden, die ihren Einbaum auf dem Rücken getragen hatten. Die Strecke war beschwerlich, da der aufgewühlte Weg oft um einen Meter abfiel. Packendes Schauspiel, reißende Fluten, lärmende Wasserfälle, Vogelkolonien und ahornrote Ufer. Er blieb vor einem Gedenkstein stehen, aufgestellt inmitten der Bäume, auf dem die Geschichte dieses Typen, dieses Champlain, ausführlich erzählt wurde.

»Salut«, sagte eine Stimme in seinem Rücken.

Ein junges Mädchen in Jeans saß auf einem flachen, den Fluß überragenden Felsstein und rauchte in dieser Herrgottsfrühe eine Zigarette. Adamsberg hatte in dem Klang dieses »Salut« etwas sehr Pariserisches bemerkt.

»Salut«, antwortete er.

»Franzose«, behauptete das junge Mädchen. »Was machst du hier? Bist du auf Reisen?«

»Ich arbeite.«

Das junge Mädchen blies den Rauch aus und schnippte die Kippe ins Wasser.

»Ich weiß nicht, wie's weiter geht. Also warte ich ein bißchen ab.«

»Wie's weitergeht?« fragte Adamsberg vorsichtig, während er gleichzeitig die Inschrift auf dem Champlain-Stein entzifferte.

»In Paris hab ich einen Typen an der Juristischen Fakultät getroffen, einen Kanadier. Er hat mir vorgeschlagen, mit ihm hierherzukommen, und ich habe ja gesagt. Er wirkte eigentlich wie ein großartiger Schumm.«

»Schumm?«

»Kumpel, Freund, Schatz. Wir wollten zusammen leben.«

»Ah«, sagte Adamsberg mit einiger Distanz.

»Und weißt du, was er sechs Monate später getan hat, mein Schumm? Er hat Noëlla den Laufpaß gegeben und sie einfach hängenlassen.«

»Noëlla, bist du das?«

»Ja. Schließlich konnte sie bei einer Freundin unterkommen.«

»Ah«, wiederholte Adamsberg, der so viel gar nicht wissen wollte.

»Also warte ich«, sagte das junge Mädchen und zündete sich eine neue Zigarette an. »Ich verdien mir ein paar Dollar in einer Kneipe in Ottawa, und sobald ich genug zusammenhabe, flieg ich nach Paris zurück. Ist wirklich eine blöde Geschichte.«

»Und was machst du so früh hier?«

»Sie hört dem Wind zu. Sie kommt oft hierher, morgens, abends. Ich glaube, selbst wenn man nicht weiß, wie's weitergeht, muß man einen Platz für sich finden. Und ich habe mir diesen Stein ausgesucht. Wie heißt du?«

»Jean-Baptiste.«

»Und dein Nachname?«

»Adamsberg.«

»Und was bist du?«

»Bulle.«

»Das ist komisch. Hier heißen die Bullen Ochsen, Hunde oder

auch Cochs, wie Cochons, Schweine. Mein Schumm mochte sie nicht. ›Check die Ochsen!‹ hat er immer gesagt. Also: ›Paß auf die Bullen auf!‹ Und dann war er weg. Arbeitest du mit den Cops von Gatineau zusammen?«

Adamsberg nickte und nutzte den beginnenden Schneeregen, um den Rückzug anzutreten.

»Salut«, sagte sie, ohne sich von ihrem Stein wegzubewegen.

Zwei Minuten vor neun parkte Adamsberg vor der GRC. Laliberté winkte ihm von der Türschwelle aufgeregt *TM*.

»Komm schnell rein!« schrie er. »Das schüttet ja, daß man im Stehen trinken kann! Hey, Mensch, was hast du denn gemacht?« fuhr er fort und betrachtete die schlammbespritzte Hose des Kommissars.

»Ich bin auf dem Tragestellen-Pfad hingeschlagen«, erklärte Adamsberg und putzte sich die Erdspuren ab.

»Du warst draußen heute morgen? Ista das zu glauben?«

»Ich wollte den Fluß sehen. Die Wasserfälle, die Bäume und den alten Pfad.«

»Criss, du bist verdammt krank«, sagte Laliberté lachend. »Und wie kam's, daß du gegrubbert hast?«

»Was heißt das? Nimm es mir nicht übel, Surintendant, aber ich versteh nicht alles, was du sagst.«

»Mach dir keine Sorgen, ich nehm's nicht persönlich. Und nenn mich Aurèle. Ich meinte: wie kam's, daß du hingefallen bist?«

»An einer der abschüssigen Stellen auf dem Pfad bin ich auf einem Stein ausgerutscht.«

»Du hast dir dabei hoffentlich nichts weggeschlagen?«

»Nein, alles in Ordnung.«

»Einer von deinen Kollegen is noch nich da. Der große Slack.«

»Nenn ihn nicht so, Aurèle. Er versteht nämlich Quebecois.«

»Wie das?«

»Er liest für zehn. Sicher, er sieht wie ein Weichling aus, hat aber nicht ein halbes Gramm Slack im Kopf. Es fällt ihm nur ein bißchen schwer, sich morgens aus dem Bett zu hieven.«

»Laß uns einen Kaffee trinken, solange wir auf ihn warten«, sagte der Surintendant und wandte sich dem Automaten zu. »Hast du Piaster dabei?«

Adamsberg holte eine Handvoll unbekanntes Kleingeld aus seiner Hosentasche, und Laliberté nahm sich die passende Münze.

»Willst du 'n Dekaff oder einen Normalen?«

»Einen Normalen«, wagte sich Adamsberg vor.

»Der wird dir wieder auf die Haxen helfen«, sagte Aurèle und reichte ihm einen großen heißen Becher. »Ich hab gehört, morgens gehst du immer zum Luftschnappeln raus?«

»Ich geh spazieren. Morgens, tagsüber, abends, zu jeder Zeit. Ich mag das, ich brauch's einfach.«

»Klar«, sagte Aurèle mit einem Lächeln. »Es sei denn, du gehst auf Entdeckungstour. Suchst du 'ne Puppe? Ein Mädchen?«

»Nein. Aber komischerweise war da eine, sie saß ganz allein in der Nähe des Champlain-Gedenksteins, um gerade mal acht Uhr morgens. Das kam mir sehr seltsam vor.«

»Das ist sogar ziemlich dubios, willst du sagen. Eine Puppe ganz allein auf dem Pfad, die sucht doch was. Normalerweise ist da niemand. Laß dich bloß nicht ins Netz locken, Adamsberg. So schnell, wie man die Brille aufhat, kann man gar nicht gucken, und nachher hocksta völlig verdattert da.«

Männergespräch am Automaten, dachte Adamsberg. Hier wie da.

»Auf geht's«, schloß der Surintendant. »Wir werden hier nicht stundenlang über Frauen rumpriemeln, wir haben schließlich zu tun.«

Laliberté gab den im Raum versammelten Tandems seine Anweisungen. Die Mannschaften waren zusammengestellt, wobei Danglard an den unschuldigen Sanscartier geraten war. Vermutlich aus Höflichkeit hatte Laliberté die Frauen jeweils in eine Gruppe gesteckt, wobei er Retancourt mit der zarten Louiseize und Froissy mit Ginette Saint-Preux zusammengetan hatte. Heute: Außendienst. Probenentnahme bei acht Bürgern, die sich bereit erklärt hatten, bei diesem Experiment mitzumachen. Auf Spezialkarton, an dem die Körpersubstanzen haften blieben, skandierte Laliberté und zeigte ihnen das Ding mit erhobenen Händen wie eine geweihte Hostie. Und der die Verunreinigungen durch Bakterien oder Viren neutralisierte, ohne daß man ihn dazu einfrieren mußte.

»Eine Erfindung, durch die man erstens Zeit, zweitens Geld und drittens Platz spart.«

Während er den genauen Darlegungen des Surintendant folgte, beugte sich Adamsberg, die Hände in den noch feuchten Hosentaschen, auf seinem Stuhl nach vorn. Seine Finger trafen auf den grünen Prospekt, den er vom Tisch genommen hatte, um ihn Ginette Saint-Preux zurückzugeben. Das Ding war in üblem Zustand, vollkommen aufgeweicht, er zog ihn vorsichtig heraus, um ihn nicht zu zerreißen. Behutsam drückte er ihn mit der flachen Hand auf dem Tisch auseinander, um ihn wieder zu glätten.

»Heute«, fuhr Laliberté fort, »entnehmen wir: erstens Schweiß, zweitens Speichel, drittens Blut. Morgen: Tränen, Urin, Nasenschleim und Hautzellen. Und Sperma bei den Bürgern, die sich bereit erklären, das Reagenzglas zu füllen.«

Adamsberg zuckte zusammen. Nicht wegen der

spendebereiten Bürger, sondern wegen dem, was er beim Glätten des feuchten Papiers gerade gelesen hatte.

»Checkt vor allem«, schloß Laliberté nachdrücklich und an die Pariser Mannschaft gewandt, »daß die Codes auf den Spezialpappen mit denen auf den Abstrich-Sets übereinstimmen. Wie ich immer gern sage, man muß bis drei zählen können: Seid akkurat, akkurat und nochmals akkurat. Ich weiß keine andere Möglichkeit, um erfolgreich zu sein.«

Die acht Tandems liefen zu den Wagen, ausgerüstet mit den Adressen der Bürger, die in zuvorkommender Weise ihre Wohnungen und Körper für die Abstrichversuche zur Verfügung stellten. Adamsberg stoppte Ginette im Vorbeigehen.

»Ich wollte Ihnen das zurückgeben«, sagte er und reichte ihr das grüne Papier. »Sie haben es im Restaurant liegenlassen, und es sah so aus, als ob Sie Wert drauf legten.«

»Sakrament, ich hatte mich schon gefragt, wo ich's nur hingetan hab.«

»Es tut mir leid, es hat ein bißchen Regen abbekommen.«

»Mach dir keine Sorgen. Ich lauf schnell und bring's in mein Büro. Kannst du H       Bescheid sagen, da   ich nachkomme?«

»Ginette«, sagte Adamsberg, indem er sie am Arm zur    hielt und auf den Prospekt zeigte. »Geh     diese Camille Forestier an der Bratsche auch zu dem Montrealer Quintett?«

»Osti, nein. Alban hat mir erz    lt, da   die Bratschistin aus der Gruppe 'n Kleines gekriegt hat. Sie mu    te sich ab dem vierten Schwangerschaftsmonat hinlegen, als die Proben begannen.«

»Alban?«

»Der erste Geiger, ein guter Schumm von mir. Er hat diese Forestier, eine Franz    sin, getroffen und sie vorspielen lassen. Er war begeistert und, Criss, hat sie vom Fleck weg engagiert.«

»Hey! Adamsberg!« rief Laliberté. »Bewegst du jetzt endlich deine Hufe hierher, oder was?«

»Danke, Ginette«, sagte Adamsberg und lief seinem Teamkollegen hinterher.

»Was hab ich dir gesagt?« der Surintendant sank mit einem Lachanfall in seinen Wagen. »Du mußt wohl dauernd anbändeln, was? Und das mit einer meiner Ermittlerinnen, und gleich am zweiten Tag. Du hast ja wirklich Schneid, Mensch!«

»Überhaupt nicht, Aurèle, wir haben über Musik gesprochen. Über klassische Musik sogar«, fügte Adamsberg hinzu, als könne dieses »klassisch« die Ehrenhaftigkeit ihrer Beziehung belegen.

»Musik, my eye!« feixte der Surintendant und fuhr los.

»Mach doch nicht einen auf Gipsengelchen, so leichtgläubig bin ich nicht. Du hast sie doch gestern abend getroffen, right?«

»Zufällig. Ich habe im *Fünf Sonntage* zu Abend gegessen, und sie kam an meinen Tisch.«

»Laß bloß den Hebel bei Ginette wieder los. Sie ist verheiratet, und zwar komplett verheiratet.«

»Ich habe ihr einen Prospekt zurückgegeben, das ist alles. Du mußt mir ja nicht glauben.«

»Krieg dich wieder ein. Ich mach nur Spaß.«

Nach einem langen, von den gewaltigen Stimmausbrüchen des Surintendant begleiteten Arbeitstag, als schließlich alle Proben bei der hilfsbereiten Familie Jules und Linda Saint-Croix entnommen waren, stieg Adamsberg in seinen Dienstwagen.

»Was machst du heute abend?« fragte ihn Laliberté, den Kopf ins Wagenfenster geneigt.

»Zum Fluß runtergehen, ein wenig herumbummeln. Und dann zu Abend essen in der Stadt.«

»Du hast wohl 'ne Natter im Leib, was, daß du ständig umherstrolchen mußt.«

»Ich mag das, ich hab's dir erzählt.«

»Aber vor allem, weil du gern ein bißchen rumschlinderst. Ich geh nie in die Stadt zum Mädchen-Ankabbeln. Da kennen mich einfach zu viele. Wenn's mich mal umtreibt, fahr ich nach Ottawa. Okay, Mensch, mach's besser!« fügte er hinzu und schlug mit der Hand auf die Wagentür. »Schönen Tag und bis morgen.«

»Tränen, Urin, Nasenschleim, Schuppen und Sperma«, zählte Adamsberg auf und startete den Motor.

»Sperma bleibt zu hoffen«, sagte Laliberté, wieder ganz dienstlich, und runzelte die Stirn. »Falls Jules Saint-Croix den Entschluß faßt, sich heute abend mal ein bißchen anzustrengen. Am Anfang hatte er yes gesagt, aber jetzt habe ich den Eindruck, daß er nicht mehr voll mit dabei ist. Criss, man kann niemanden zwingen.«

Adamsberg überließ Laliberté seinen Reagenzglassorgen und fuhr geradewegs zum Fluß.

Nachdem er sich am Rauschen der Ottawawellen satt gehört hatte, begab er sich auf den Tragestellen-Pfad, um zu Fuß ins Stadtzentrum zu gelangen. Wenn er die Geländebeschreibung richtig verstanden hatte, mußte der Pfad an der großen Brücke bei den Chaudière-Wasserfällen enden. Von dort war es nicht mehr als eine Viertelstunde bis ins Zentrum. Den holprigen Weg trennte ein Waldstreifen von einer Fahrradpiste, der ihn in vollkommenes Dunkel tauchte. Er hatte sich von Retancourt eine Taschenlampe geborgt, dem einzigen Mitglied der Mannschaft, von dem man erwarten konnte, daß es solch ein Utensil mitnahm. Er kam ganz gut voran, lief um Haaresbreite in einen kleinen See, der am Flußufer entstanden war, und wich immer wieder tiefhängenden Ästen aus. Er spürte keine Kälte mehr, als er das Ende des Pfades erreichte, nur ein Stück entfernt von der gußeisernen Brücke, einem riesenhaften

Bauwerk, dessen gekreuzte Pfeiler ihn an einen dreifachen Eiffelturm erinnerten, der über dem Ottawa River zusammengesackt war.

Die bretonische Crêperie im Stadtzentrum gab sich alle Mühe, die Erinnerung an die heimatliche Erde der Vorfahren des Wirts heraufzubeschwören, mit Netzen, Bojen und Dörrfischen. Und einem Dreizack. Adamsberg erstarrte vor dem Gerät, das ihn von der gegenüberliegenden Wand her provozierend ansah. Meeresdreizack, Neptuns Harpune, mit drei schmalen Zinken, die in Widerhaken endeten. Ganz anders als sein persönlicher Dreizack, der das Werkzeug eines Bauern war, wuchtig und schwer, ein Erddreizack sozusagen. Genau wie man von einem Erdwurm oder einer Erdkröte sprach. Aber die scharfen Dreizacke und explosiven Kröten waren weit weg, zurückgelassen im Nebel auf der anderen Seite des Atlantiks.

Der Kellner brachte ihm eine Crêpe von abnormer Größe, wobei er auch noch über das Leben sprach.

Zurückgelassen auf der anderen Seite des Atlantik die Dreizacke, die Kröten, die Richter, die Münster und auch Blaubarts Dachböden.

Er hatte sie zurückgelassen, aber trotzdem warteten sie auf ihn und lauerten auf seine Rückkehr, all die Gesichter und die Wunden, all diese Ängste, die sich durch das beharrliche Tau der Erinnerung an seine Schritte geheftet hatten. Und auch Camille mußte ausgerechnet hier auftauchen, mitten im Herzen einer abgelegenen Stadt im riesigen Kanada. Die Vorstellung dieser fünf Konzerte, die da, zweihundert Kilometer von der GRC entfernt, gegeben wurden, störte ihn, als könnte er Gefahr laufen, die Bratsche vom Balkon seines Zimmers aus klingen zu hören. Daß bloß Danglard nichts davon erfuhr, das war alles, was er wollte. Der Capitaine wäre imstande, in gestrecktem

Galopp nach Montreal zu rasen und ihn den ganzen nächsten Tag über grollend anzustarren.

Er entschied sich für einen Kaffee und ein Glas Wein als Nachtisch, und ohne den Blick von der Speisekarte zu heben, bemerkte er, wie sich jemand grußlos an seinen Tisch gesetzt hatte. Das junge Mädchen vom Champlain-Gedenkstein, das den Kellner rief, um noch einen zweiten Kaffee zu bestellen.

»Guten Tag gehabt?« fragte sie ihn und lächelte.

Das junge Mädchen zündete sich eine Zigarette an und sah ihm offen ins Gesicht.

Scheiße, dachte Adamsberg und fragte sich, warum. In anderen Momenten hätte er die Gelegenheit beim Schopfe gepackt. Aber er verspürte keinerlei Lust, sie in sein Bett zu locken, entweder, weil die Qualen der vergangenen Woche noch immer auf ihm lasteten, oder vielleicht auch, weil er den Phantasien des Surintendant entgegenzuhandeln suchte.

»Ich geh dir auf die Nerven«, behauptete sie. »Du bist müde. Die Ochsen haben dich ganz schön rangenommen.«

»So ist es«, sagte er und bemerkte, daß er ihren Vornamen vergessen hatte.

»Deine Jacke ist feucht«, sagte sie und faßte ihn an. »Ist dein Wagen weg? Bist du mit dem Fahrrad gekommen?«

Was wollte sie denn wissen? Alles?

»Ich bin zu Fuß gekommen.«

»Hier geht niemand zu Fuß. Hast du das noch nicht bemerkt?«

»Doch. Aber ich bin über den Tragestellen-Pfad gelaufen.«

»Die ganze Strecke? Und wie lange hast du gebraucht dafür?«

»Ein bißchen mehr als eine Stunde.«

»Na, da hast du ja wirklich Schneid, wie mein Schumm gesagt hätte.«

»Und warum sollte ich Schneid haben?«

»Weil der Pfad nachts der Treffpunkt der Schwulen ist.«

»Und weiter? Was meinst du, könnten dir mir anhaben?«

»Und auch der Vergewaltiger. Ich bin nicht sicher, ist so ein Gerücht. Aber wenn Noëlla nachts dort langläuft, geht sie nie weiter als bis zum Champlain-Stein. Das reicht ihr, um sich den Strom anzugucken.«

»Es heißt, es wär ein Fluß.«

Noëlla schmollte.

»Wenn es derart riesig ist, nenn ich so was Strom. Ich habe den ganzen Tag lang blöde Franzosen bedient, ich bin total am Ende. Ich kellnere im *Karibu*, hab ich's dir erzählt? Ich mag Franzosen nicht, wenn sie so in der Gruppe rumschreien, da mag ich die Leute aus Quebec lieber, die sind netter. Außer mein Schumm. Erinnerst du dich, daß er mich wie ein Schwein abserviert hat?«

Das junge Mädchen war wieder in Fahrt, und Adamsberg sah kaum eine Möglichkeit, sie loszuwerden.

»Hier, sieh dir sein Foto an. Schön, findest du nicht? Du bist auch auf eine Art schön. Nicht alltäglich, ein bißchen von dem und von jenem, und du bist kein junger Mann. Aber ich mag deine Nase, deine Augen. Und ich mag's, wenn du lächelst«, sagte sie und berührte ganz leicht seine Lider und die Lippen. »Und auch, wenn du sprichst. Deine Stimme. Das mit deiner Stimme weißt du doch?«

»Hey, Noëlla«, der Kellner trat dazwischen und legte die Rechnungen auf den Tisch. »Hasta noch deinen Job im *Karibu*?«

»Ja, ich muß doch das Geld für das Flugticket zusammenkriegen, Michel.«

»Und bläst du immer noch Trübsal wegen deinem Schumm?«

»Manchmal schon, abends. Manche Menschen sind morgens deprimiert und andere abends. Ich bin's abends.«

»Na, traure ihm bloß nicht nach. Er ist von den Cops geschnappt worden.«

»Wirklich?« sagte Noëlla und richtete sich auf.

»Ich quatsch keinen Blödsinn. Er hat Karren geklaut und sie mit neuen Nummernschildern weiterverkauft. Kannst du dir das vorstellen?«

»Das glaube ich dir nicht«, sagte Noëlla und schüttelte den Kopf. »Er hat in der Computerbranche gearbeitet.«

»Bist schwer von Kapee, meine Kleine. Dein Schumm war ein Schlitzohr, ein Heuchler. Knips mal die Lichter an, Noëlla. Das ist kein Scherz, es stand in der Zeitung.«

»Davon habe ich nichts gewußt.«

»Schwarz auf weiß in der Huller Tageszeitung. Eines Abends hat er sich einen ins Jackett gekloppt, und die Cochs kriegten ihn bei den Nüssen. Er hat 'n Ding kassiert, und ich kann dir sagen, der ist noch nicht raus aus 'm Wald. Das war ein verdammt falscher Hund, dein Schumm. Also setz dich drauf und dreh dich rum. Ich hatte Lust, es dir zu erzählen, damit du ihm nicht nachtrauerst. Entschuldige, da ruft ein Tisch nach mir.«

»Ich fasse es nicht«, sagte Noëlla und puhlte den zuckrigen Satz ihres Kaffees aus der Tasse. »Stört's dich sehr, wenn ich ein Glas mit dir trinke? Ich muß mich erst mal wieder einkriegen.«

»Zehn Minuten«, räumte Adamsberg ein. »Dann gehe ich schlafen«, beharrte er.

»Ich verstehe«, sagte Noëlla und bestellte ihr Glas Wein.

»Du bist ein beschäftigter Mann. Kannst du dir das vorstellen? Mein Schumm?«

»»Also setz dich drauf und dreh dich rum««, wiederholte Adamsberg. »Was rät er dir da? Zu vergessen? Alles auszulöschen?«

»Nein. Das bedeutet: ›Verweil einen Moment bei der Sache und denk gut drüber nach.«

»Und ›sich einen ins Jackett kloppen?«

»Sich vollaufen lassen. Das reicht jetzt aber, Noëlla ist kein Wörterbuch.«

»Ich wollte ja nur deine Geschichte verstehen.«

»Tja, wie du siehst, ist sie noch viel blöder, als ich gedacht habe. Jetzt brauche ich ein bißchen Ablenkung«, sagte sie und trank ihr Glas in einem Zug aus. »Ich begleite dich zurück.«

Überrascht, zögerte Adamsberg mit einer Antwort.

»Ich bin mit dem Auto hier und du zu Fuß«, erklärte Noëlla ungeduldig. »Oder hast du etwa vor, den Pfad zurückzulaufen?«

»Das war meine Absicht.«

»Es gießt in Strömen. Erschrecke ich dich? Macht sie einem vierzigjährigen Mann Angst? Einem Coch?«

»Aber nein«, sagte Adamsberg lächelnd.

»Gut. Wo wohnst du?«

»In der Nähe der Rue Prévost.«

»Kenne ich, ich wohn drei Straßen weiter. Komm.«

Adamsberg erhob sich und verstand nicht, warum er so zögerte, einem entzückenden Mädchen in ihren Wagen zu folgen.

Noëlla hielt vor seinem Wohnblock, Adamsberg bedankte sich und öffnete schon die Wagentür.

»Gibst du mir keinen Kuß zum Abschied? Für einen Franzosen bist du aber nicht gerade höflich.«

»Entschuldige, ich bin ein Bergmensch. Ein ungehobelter Klotz.«

Mit starrem Gesichtsausdruck küßte Adamsberg sie auf die Wangen, und Noëlla runzelte beleidigt die Stirn. Er schloß die Eingangstür des Gebäudes auf und grüßte den Wachmann, der

auch nach elf Uhr noch auf der Lauer lag. Nachdem er geduscht hatte, streckte er sich auf dem breiten Bett aus. In Kanada ist alles größer. Außer den Erinnerungen, die sind kleiner.

Am Morgen war die Temperatur auf minus vier Grad gesunken, und Adamsberg lief zu seinem Fluß. Die Ränder der kleinen Tümpel auf dem Pfad waren gefroren, und unter dem wachsamen Blick der Eichhörnchen machte er sich daran, mit seinen schweren Schuhen das Eis aufzubrechen. Er wollte schon weitergehen, als ihn der Gedanke an Noëlla auf ihrem Stein wie eine Leine zurückhielt. Er kehrte um und setzte sich auf einen Felsen, um den Wettstreit zu beobachten, der zwischen einer Entenkolonie und einer Schar Ringelgänse entbrannt war. Reviere und Kämpfe, überall. Eine der Gänse hatte ganz offensichtlich die Rolle des Oberbullens inne und startete schnatternd und mit ausgestellten Flügeln einen nächsten Angriff, mit geradezu despotischer Beharrlichkeit. Adamsberg mochte diese Ringelgans gar nicht. Er merkte sie sich an einem Fleck im Gefieder, um tags darauf nachzusehen, ob sie noch immer die Herrscherrolle innehatte oder ob die Gänse vielleicht einen demokratischen Wechsel praktizierten. Er überließ die Enten ihrem Widerstand und ging zu seinem Wagen. Ein Eichhörnchen hatte sich darunter verkrochen, er sah seinen Schwanz neben dem Hinterreifen hervorlugen. Sehr vorsichtig und nur stoßweise fuhr er an, um es nicht zu überfahren.

Der Surintendant Laliberté fand seine gute Laune wieder, als er erfuhr, daß Jules Saint-Croix seiner Bürgerpflicht nachgekommen war und sein Reagenzglas, das er ihnen in einem dicken Umschlag übergab, gefüllt hatte. Ganz wichtig, das Sperma, ganz wichtig, schrie Laliberté Adamsberg zu und riß dabei ohne Rücksicht auf das Ehepaar Saint-Croix, das in einer Ecke hockte, den Umschlag auf.

»Zwei Experimente, Adamsberg«, fuhr Laliberté fort und schüttelte mitten im Wohnzimmer das Reagenzglas: »heißer und

trockener Abstrich. Heiß, als wäre es in den Vaginalpartien des Opfers zurückgeblieben. Trocken, da macht uns der Untergrund zu schaffen. Je nachdem, ob der Samen sich auf einem Stück Stoff befindet, auf einer Straße, auf Gras oder einem Teppich, nimmst du auch den Abstrich anders vor. Das fieseste ist Gras. Kannst du mir folgen? Wir verteilen die Portiönchen an vier strategischen Orten: auf der Straße, im Garten, im Bett und auf dem Wohnzimmerteppich.«

Die Saint-Croix' verschwanden wie Schuldige aus dem Zimmer, und der Vormittag verging darüber, daß sie hier und da Samentröpfchen verteilten und mit Kreide einen Kreis darum zogen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

»Bis das getrocknet ist«, erklärte Laliberté, »bewegen wir uns in die Toilette und beschäftigen uns mit dem Urin. Nimm deine Spezialpappen und das Abstrich-Set mit.«

Die Saint-Croix' verbrachten einen schwierigen Tag, der den Surintendant mit Zufriedenheit erfüllte. Er hatte Linda zum Weinen gebracht, um ihre Tränen zu sammeln, und Jules in die Kälte zum Laufen geschickt, um sein Nasensekret aufzufangen. Alle Abstriche waren wirksam gewesen, er kehrte mit seinen beschrifteten Pappen und Abstrich-Sets als erfolgreicher Jäger zur GRC zurück. Das einzige Ärgernis dieses Tages: In letzter Sekunde hatte man noch einmal eine Umbesetzung vornehmen müssen, da zwei freiwillige Bürger sich hartnäckig geweigert hatten, den weiblichen Teams ihr Reagenzglas zu übergeben. Was Laliberté in Rage versetzt hatte.

»Sakrament, Louisseize!« hatte er in sein Telefon gebrüllt.

»Was wollen uns diese Kerle mit ihrem Esti von Sperma denn weismachen? Daß es flüssiges Gold wär? Wenn sie sich vergnügen, schmieren sie's den Puppen ja auch rein, aber wenn's um die Arbeit geht, läßt sich keiner mehr blicken. Sag

das deinem verdammten Bürger ins Gesicht.«

»Ich kann es nicht, Surintendant«, hatte die feinfühlige Berthe Louisseize geantwortet. »Der ist verbuckt wie ein Bär. Ich muß mit Portelance wechseln.«

Laiberté hatte nachgeben müssen, kaute aber noch am Abend an dieser Beleidigung herum.

»Die Männer«, sagte er zu Adamsberg, während er bei der GRC vorfuhr, »sind manchmal stumpfsinnig wie Bisons. Jetzt, wo wir mit der Probenentnahme fertig sind, werde ich ihnen was pfeifen, diesen Sauhunden von Bürgern. Die Frauen in meiner Truppe wissen hundertmal mehr über deren verdammtes Sperma als diese beiden Blödköpfe.«

»Vergiß es, Aurèle«, riet Adamsberg. »Die beiden Typen können dir doch egal sein.«

»Ich nehm es eben persönlich, Adamsberg. Geh ruhig zu den Frauen heute abend, wenn dir danach ist, ich aber werde diesen beiden Dickschädeln nach dem Abendessen einen Besuch abstatten und ihnen mal die Uhrzeit gongen.«

An diesem Tag begriff Adamsberg, daß die überbordende Jovialität des Surintendant eine ebenso feurige Kehrseite besaß. Ein herzlicher Kerl, direkt und taktlos, zugleich aber auch ein verbohrt, bedingungsloser Choleriker.

»Hoffentlich hast nicht du ihn so fuchsig gemacht?« fragte der Sergent Sanscartier Adamsberg beunruhigt.

Sancartier sprach leise und stand in der etwas gekrümmten Haltung eines Schüchternen da.

»Nein, es ist wegen dieser beiden Idioten, die sich geweigert haben, den weiblichen Tandems ihre Reagenzgläser zu geben.«

»Ist auch besser so. Kann’ch dir einen Rat geben?« fügte er hinzu und blickte Adamsberg aus seinen überströmenden Augen an.

»Ich höre.«

»Er ist ein guter Schumm, aber wenn er einen Witz macht, soll man besser drüber lachen und die Kinnbacken zuhalten. Ich meine, provoziere ihn nicht. Denn wenn der Boß so richtig in Furt gerät, wackeln die Bäume.«

»Passiert ihm das oft?«

»Wenn man ihm widerspricht oder wenn er mit dem falschen Ende aufgestanden ist. Weiß du, daß wir Montag im Tandem sind?«

Nach einem organisierten Gruppenabendessen in den *Fünf Sonntagen*, bei dem die erste, kurze Woche gefeiert wurde, ging Adamsberg durch den Wald zurück. Er kannte seinen Pfad jetzt gut, witterte seine Spalten und Senken, erkannte das Glitzern der Uferseen und kam schneller durch als auf dem Hinweg. Auf halber Strecke war er stehengeblieben, um seinen Schnürsenkel zuzubinden, als ein Lichtstrahl ihn traf.

»Hey, Mensch!« rief eine kräftige, aggressive Stimme.

»Was bleibst 'n da stehen? Suchsta was?«

Adamsberg hielt seine Taschenlampe ebenfalls hoch und entdeckte einen stämmigen Kerl, der ihn breitbeinig beobachtete. Er war angezogen wie ein Waldarbeiter, auf dem Kopf eine Schapka, die er bis über die Augen herabgezogen hatte.

»Was ist denn los?« fragte Adamsberg. »Der Pfad ist doch für alle da, oder?«

»Ach«, machte der Mann nach einer Pause, »kommst wohl vom alten Kontinent? Franzose, was?«

»Ja.«

»Woher ich das wohl weiß?« sagte der Mann diesmal lachend und trat auf Adamsberg zu. »Weil, wenn du sprichst, habe ich nicht das Gefühl, dich zu hören, sondern dich zu lesen. Was machsta 'n hier? Gehst du zu den Männern?«

»Und du?«

»Für wen hältst'n mich, ich bewach die Baustelle. Nachts kann man die Werkzeuge nicht einfach so rumliegen lassen, die sind 'ne Menge Piaster wert.«

»Welche Baustelle denn?«

»Siehsta das nicht?« sagte der Mann und schwenkte seine Lampe hinter sich.

In dem Waldabschnitt, der in den Weg hineinragte, erkannte Adamsberg in der Finsternis einen Pick-up, einen Wohnwagen und Werkzeug, das an den Baumstämmen lehnte.

»Baustelle wovon?« fragte er höflich.

Es schien ziemlich heikel in Quebec, ein Gespräch ohne Freundlichkeit abubrechen.

»Sie graben die abgestorbenen Baumstümpfe aus und pflanzen junge Ahornbäume«, erklärte der Nachtwächter.

»Ich dachte, du willst ans Material ran. Tut mir leid, Criss, daß ich dich angefahren hab, aber das ist nun mal mein Job. Rennsta nachts oft so rum?«

»Ich mag das.«

»Bist du Tourist?«

»Ich bin Bulle. Ich arbeite mit der GRC von Gatineau zusammen.«

Diese Erklärung räumte mit einem Schlag auch noch den letzten Verdacht des Wächters aus der Welt.

»Okay, Mensch, alles korrekt. Würdsta gern ein Bier in der Bude mittrinken?«

»Danke, aber ich muß los. Ich habe zu tun.«

»Pech, Mensch. Nichts für ungut, und bye.«

Als er in die Nähe des Champlain-Denkmal kam, wurde Adamsberg langsamer. Noëlla saß auf ihrem Stein, in einen

dicken Anorak gehüllt. Er erkannte das Glimmen ihrer Zigarette. Lautlos zog er sich zurück und stieg in den Wald hinauf, um sie zu umgehen. Dreißig Meter weiter kehrte er auf den Pfad zurück und beeilte sich, zum Wohnblock zu gelangen. Scheiße, dieses Mädchen war doch trotz allem nicht der Teufel. Teufel - urplötzlich stand das Bild des Richters Fulgence ihm wieder vor Augen. Man glaubt, die eigenen Gedanken verblassen, während sie einem doch mitten in der Stirn stecken wie drei nebeneinanderliegende Löcher. Nur verschleiert von einer vorüberziehenden atlantischen Wolke.

Voisenet, ausgestattet mit Fernglas und Fotoapparat, plante, sich an seinem Wochenende zu den Wäldern und Seen aufzumachen. Wegen der begrenzten Anzahl von Wagen nahm er Justin und Retancourt mit sich. Die vier anderen Beamten hatten sich für die Stadt entschieden und brachen nach Ottawa und Montreal auf. Adamsberg hatte beschlossen, allein nach Norden zu fahren. Bevor er sich am Morgen auf den Weg machte, überprüfte er noch, ob die schnatternde Gans vom Vortag ihre autoritäre Herrschaft an einen Kollegen abgetreten hatte. Denn daß es ein Männchen war, daran zweifelte er nicht.

Nein, die despotische Ringelgans hatte nichts abgetreten. Die anderen Gänse folgten ihr brav, wie Automaten wendeten sie auf dem Flügel, sobald der Boß die Richtung änderte, verharrte und schließlich zum Angriff überging, wobei er, um dicker zu wirken, mit gehißten Segeln und aufgeplustertem Gefieder bis dicht auf die Wasseroberfläche niederging, um die Enten zu jagen. Adamsberg beschimpfte ihn mit erhobener Faust und kehrte zu seinem Wagen zurück. Bevor er losfuhr, hockte er sich hin, um sicherzugehen, daß kein Eichhörnchen daruntergeschlüpft war.

Er hielt immer auf Norden zu, aß in Kazabazua zu Mittag und fuhr weiter auf den unendlichen erdigen Straßen dahin. Weiter als etwa zehn Kilometer über die Städte hinaus machten sich die Quebecois nicht mehr die Mühe zu teeren, da der Frost ohnehin jeden Winter den Asphalt zersprengte. Wenn er in gerader Linie weiterfuhr, dachte er mit heftiger Freude, stünde er bald vor Grönland. An solche Sachen war in Paris nicht zu denken, wenn man von der Arbeit kam. Und auch nicht in Bordeaux. Er ließ sich bereitwillig vom Weg abbringen, bog erneut nach Süden ab und parkte am Waldrand, in der Nähe des Pinksees. Die Wälder

waren menschenleer, hier und da war der rotblättrige Boden mit Schneeschollen bedeckt. Manchmal riet ein Schild, sich vor Bären in acht zu nehmen und ihre Krallenspuren auf den Buchenstämmen auszumachen. *Sie sollten wissen, daß die Schwarzbären in diesen Bäumen herumklettern, um die Bucheckern zu essen.* Na schön, dachte Adamsberg, hob den Kopf und strich leicht über die Kratznarben, wobei er im Laub nach dem Tier forschte. Bis jetzt hatte er nur Biberdämme gesehen und die Losung von Damwild. Alles nur Abdrücke und Spuren, ohne daß die Tiere selbst zu sehen gewesen wären. Ein bißchen wie Maxime Leclerc im Hagenauer *Schloß*.

Denk nicht an das Schloß, sondern sieh dir diesen rosafarbenen See an.

Der Pinksee war ausgewiesen als ein kleiner See unter Millionen, die es in Quebec gab, doch Adamsberg fand ihn weit und schön. Da es ihm seit Straßburg zur Gewohnheit geworden war, Informationstafeln zu studieren, machte er sich beflissen daran, auch die über den Pinksee zu lesen. Die ihm verkündete, daß er an einen See geraten war, der in seiner Art absolut einmalig war.

Er wich ein wenig zurück. Dieser neuerliche Hang, sich an Ausnahmen zu stoßen, verschaffte ihm ein unbehagliches Gefühl. Er verjagte seine Gedanken mit der gewohnten Handbewegung und las weiter. Der Pinksee war zwanzig Meter tief, und sein Grund war von einer drei Meter dicken Schlammsschicht bedeckt. Bis hierher lief alles gut.

Aber aufgrund ebendieser Tiefe vermischte sich das Wasser an der Oberfläche nicht mit dem am Grund. Ab fünfzehn Metern abwärts bewegte es sich nicht mehr, war nie umgewälzt worden und ebensowenig mit Sauerstoff in Berührung gekommen wie auch der Morast nicht, der seine zehntausendsechshundert Jahre Geschichte in sich verschloß. Alles in allem ein See, der auf den ersten Blick ganz normal erschien, faßte Adamsberg für sich zusammen, und sogar tatsächlich rosa und blau war, der aber

einen zweiten, ewig stehenden See unter sich verbarg, luftlos, tot, ein Fossil. Das Schlimmste aber war, daß noch ein Fisch dort unten lebte, aus der Zeit, da es hier noch das Meer gab. Adamsberg betrachtete die Zeichnung von dem Fisch, der an eine Kreuzung zwischen Karpfen und Forelle erinnerte und Bartspitzen trug. Doch er konnte sich die Tafel noch so oft durchlesen, der unbekannte Fisch trug keinen Namen.

Ein lebender See über einem toten See. Der ein namenloses Geschöpf in sich barg, von dem man eine Skizze, ein Bild besaß. Adamsberg beugte sich über das hölzerne Geländer und versuchte diese verborgene Trägheit unter dem rosafarbenen Wasser zu erspähen. Warum mußten ihn alle seine Gedanken immer wieder zu dem Dreizack zurückbringen? Wie die Kratzspuren der Bären auf den Baumstämmen? Wie dieser verstorbene See, der, versteckt unter einer Oberfläche von Leben, lautlos vor sich hin lebte, schlammig und gräulich, und in dem sich dazu noch ein Gast aus einem toten Zeitalter bewegte?

Adamsberg zögerte und zog dann sein Notizbuch aus seinem Anorak. Während er sich immer wieder die Hände wärmte, übertrug er bis ins kleinste die Zeichnung dieses verdammten Fisches, der zwischen Himmel und Hölle schwamm. Er hatte ursprünglich lange im Wald bleiben wollen, doch der Pinksee ließ ihn wieder umkehren. Überall stieß er auf den toten Richter, überall traf er auf Neptuns beunruhigende Wasser und auf die Spuren seines verfluchten Dreizacks. Was hätte Laliberté getan angesichts dieser Qual? Hätte er gelacht und die Angelegenheit mit einem Schlag seiner dicken Pranke aus dem Weg geräumt, indem er sich dafür entschied, akkurat, akkurat und nochmals akkurat zu sein? Oder hätte er seine Beute gepackt, um sie nie wieder loszulassen? Während er sich vom See entfernte, beschlich Adamsberg das Gefühl, daß die Hetzjagd sich verkehrt hatte und die Beute nun ihrerseits ihre Zähne in ihn schlug. Ihre Bartspitzen, ihre Krallen, ihre Stacheln. In welchem Fall

Danglard ihn zu Recht verdächtigt hätte, daß er eine regelrechte Obsession nährte.

Mit langsamen Schritten kam er zu seinem Wagen zurück. Auf seinen Uhren, die er beide unter Berücksichtigung ihres Fünf-Minuten-Abstands auf Ortszeit umgestellt hatte, war es sechzehn Uhr und zwölfteinhalb Minuten. Er fuhr lange auf den leeren Straßen umher, suchte in der gleichförmigen Unendlichkeit der Wälder nach Ruhe und beschloß am Ende, in bewohntes Gebiet zurückzukehren. Als er den Parkplatz seines Wohnblocks erreichte, verlangsamte er, wurde allmählich wieder schneller, ließ Hull hinter sich und fuhr in Richtung Montreal. Genau das, was er nicht tun wollte. Was er sich auf den gesamten zweihundert Kilometern immer wieder sagte. Aber der Wagen rollte von allein, wie ein ferngesteuertes Spielzeug mit einer konstanten Geschwindigkeit von neunzig Stundenkilometern, immer den Rücklichtern des Pick-ups vor ihm folgend.

So wie der Wagen wußte, daß es nach Montreal ging, erinnerte sich Adamsberg genau an die Angaben auf dem grünen Papier, an den Ort und die Uhrzeit. Es sei denn, dachte er, als er in die Stadt hineinfuhr, er entschied sich für ein Kino oder ein Theater, warum nicht. Vielleicht würde er den Wagen wechseln müssen, diesen verdammten Karren hier zurücklassen und einen finden müssen, der ihn weder zum Pinksee brachte noch zum Montrealer Quintett. Um zweiundzwanzig Uhr und sechsunddreißigteinhalb Minuten schlüpfte er, die Pause war gerade vorbei, in die Kirche und setzte sich auf eine der vorderen Bänke, in den Schutz einer weißen Säule.

Die Musik von Vivaldi wand sich um ihn herum und löste Wogen von Gedanken aus, brandend und verworren. Der Anblick von Camille an ihrer Bratsche berührte ihn mehr, als er wollte, doch war dies ja nur ein gestohlener Augenblick und ein heimliches Gefühl, das zu nichts verpflichtete. In seinem kriminalistisch deformierten Bewußtsein spannte sich der musikalische Faden wie ein unlösbares Rätsel, er hörte ihn fast knirschen vor Vergeblichkeit, dann, ganz unerwartet, ging er in einer fließenden Harmonie auf, in der sich Bedrängnis und Lösung, Frage und Ausweg unaufhörlich ablösten.

In einem dieser Momente, die Streicher setzten gerade zu einem »Ausweg« an, gingen seine Gedanken blitzartig zu der übereilten Abreise des Dreizacks aus dem Hagenauer Schloß zurück. Er folgte dieser Fährte, während er Camilles Bogen beobachtete. Er hatte den Dreizack immer in die Flucht getrieben, die einzige armselige Macht, die er jemals über den Richter errungen hatte. Mittwoch war er in Schiltigheim eingetroffen, und am Morgen darauf hatte Trabelmann seine Empörung über ihm ausgeschüttet. Was dem Vorfall viel Zeit gelassen hatte, durchzusehen und am Freitag in den Lokalnachrichten zu erscheinen. Genau an dem Tag aber bot Maxime Leclerc sein Haus zum Verkauf an und räumte es leer. Wenn dem so war, waren sie jetzt zwei. Adamsberg jagte auf neue den Verstorbenen, aber der Verstorbene wußte nun, daß sein Jäger wieder aufgetaucht war. In diesem Fall verlor Adamsberg seinen einzigen Vorteil, und die Macht des Toten konnte sich ihm jederzeit in den Weg stellen. Ein gewarnter Mann ist doppelt vorsichtig, der da aber war es tausendmal. Wenn er wieder in Paris war, würde er seine Strategie dieser neuen Bedrohung anpassen müssen, um den Beaucerons, die

versuchen würden, ihm die Beine auszureißen, zu entkommen. *Ich gebe dir einen Vorsprung, junger Mann. Ich zähle bis vier.* Und nun lauf, Adamsberg, lauf.

Wenn er sich nicht irrte. Er dachte an Vivaldi, der ihm über die Jahrhunderte hinweg dieses Warnzeichen sandte. Ein feiner Kerl, dieser Vivaldi, ein sehr guter Schumm, auf dem Wege über ein außergewöhnliches Quintett. Sein Wagen sollte ihn nicht umsonst hierhergebracht haben. Er hatte Camille eine Stunde aus ihrem Leben gestohlen und die wertvolle Warnung des Musikers empfangen. Wenn er inzwischen sogar die Toten hörte, konnte er auch Antonio Vivaldis Gemurmeln vernehmen, und er war sich ziemlich sicher, daß er bei diesem Mann in guter Gesellschaft war. Ein Typ, der eine solche Musik hervorbringt, kann einem nur allerbeste Ratschläge zuflüstern.

Erst gegen Ende des Konzerts entdeckte Adamsberg Danglard, dessen Augen auf seinem Schützling ruhten. Dieser Anblick machte jegliche Freude in ihm zunichte. In was mischte sich dieser Typ denn noch alles ein? In alles? In sein ganzes Leben? Bestens informiert über die Konzerte, saß er getreu auf seinem Posten, der nette, treue, tadellose Danglard. Scheiße, Camille gehörte ihm ja wohl nicht, verdammt noch mal. Was bezweckte der Capitaine also mit seinem Personenschutz? Wollte er in ihr Leben eindringen? Eine Mordswut erfüllte ihn gegen seinen Stellvertreter. Den Wohltäter mit dem leicht ergrauten Haar, der durch die Tür schlüpfte, die Camilles Kummer für ihn angelehnt gelassen hatte, Die Schnelligkeit, mit der Danglard verschwand, überraschte Adamsberg. Der Capitaine war um die Kirche herumgegangen und wartete, daß die Musiker herauskämen. Zweifellos, um zu gratulieren. Doch Danglard lud die Ausrüstung in einen Wagen, setzte sich ans Steuer und nahm Camille mit sich. Adamsberg fuhr ihnen nach, begierig, zu erfahren, wie weit sich die heimliche Aufmerksamkeit seines Stellvertreters wohl erstrecken mochte. Nach einer kurzen Rast

und zehn Minuten Fahrt parkte der Capitaine und öffnete Camille, die ihm ein in eine Decke gehülltes Paket reichte, die Wagentür. Diese Decke und die Tatsache, daß das Paket einen Schrei ausstieß, ließen ihn schlagartig das Ausmaß der Situation begreifen.

Ein Kind, ein Baby. Und seiner Größe und Stimme zufolge ein winziges, vielleicht einen Monat altes Baby. Regungslos sah er, wie sich die Haustür hinter dem Paar schloß. Danglard, du niederträchtiges Schwein, du gemeiner Dieb.

Der bald wieder herauskam, Camille zum Abschied freundschaftlich zuwinkte und in einem Taxi verschwand.

Guter Gott, ein Kind, dachte Adamsberg wieder und wieder, während er nach Hull zurückfuhr. Jetzt, wo Danglard die Rolle des Verführers abgelegt hatte, um wieder der gute, wohlwollende Capitaine zu werden - was seinen Groll auf ihn kaum schmälerte -, bündelten sich seine Gedanken um die junge Frau. Durch welchen unfäßbaren Taschenspielertrick traf er Camille mit einem Kind an? Ein Trick, der, fiel ihm in diesem Moment ein, den unverschämten Durchmarsch eines Mannes erforderte. Ein Baby im Alter von einem Monat, so rechnete er. Plus neun ergibt zehn. Camille hatte also nach ihrer Abreise nicht mehr als zehn Wochen gewartet, um einen Nachfolger für ihn zu finden. Adamsberg trat aufs Gas, plötzlich voller Ungeduld, diese verfluchten Karren da vor ihm, die mit der heiligen Geschwindigkeit von 90 Stundenkilometern folgsam hintereinander her fuhren, endlich zu überholen. Der Tatbestand war eindeutig, und Danglard war von Anfang an darüber informiert gewesen, ohne einen Ton verlauten zu lassen. Gleichwohl verstand er, warum sein Stellvertreter ihm diese Neuigkeit erspart hatte, die ihm auch jetzt noch den Verstand raubte. Und warum? Was hatte er denn gehofft? Daß Camille ihre verlorene Liebe tausend Jahre lang still beweinen würde? Daß sie zu einem Standbild erstarren würde, das er nach Belieben wiederbeleben könnte? Wie in den Märchen? hätte

Trabelmann gefragt. Nein, sie war einen Moment lang getaumelt, hatte weitergelebt und einen Kerl getroffen, so einfach war das. Herbe Wirklichkeit, auf die er schroff gestoßen war.

Nein, dachte er, als er sich auf seinem Bett ausstreckte. Nein, er hatte nie wirklich begriffen, daß er Camille verloren hatte, als er Camille verlor. Einfache Logik, an der er nichts ändern konnte. Jetzt gab es diesen verdammten Vater, der ihn aus der Landschaft vertrieb. Bis hin zu Danglard, der sich gegen ihn entschieden hatte. Er konnte sich den Capitaine sehr gut vorstellen, wie er die Entbindungsstation betrat und dem Neuen die Hand drückte, einem vertrauenswürdigen Mann, einem verlässlichen Mann, der seine ganze Aufrichtigkeit in wohlthuendem Kontrast zu ihm selbst darbot. Ein tadelloser und geradliniger Kerl, ein Industrieller mit einem Labrador, mit zwei Labradors, mit neuen Schuhen und neuen Schnürsenkeln.

Adamsberg empfand einen wilden Haß auf ihn. An diesem Abend hätte er diesen Typen und seine zwei Hunde auf der Stelle massakriert. Er, der Bulle, er, der Ochse, der Coch, hätte ihn getötet. Und zwar durch einen Hieb mit dem Dreizack, warum nicht.

Nachdem er spät aufgewacht war, ging er nicht den Boß der Ringelgänse herausfordern und gab jeglichen Plan zu einem beschaulichen Besuch bei den Seen auf. Er bog sofort zum Pfad ab. Sonntags arbeitet das junge Mädchen nicht, die Chancen standen gut, sie am Champlain-Stein anzutreffen. Sie saß tatsächlich da, zweideutiges Lächeln und Zigarette zwischen den Lippen, bereit, ihm in sein Appartement zu folgen.

Adamsberg fand in der Hingabe seiner Begleiterin einen kleinen Trost für den Verdruß, den er tags zuvor empfunden hatte. Es war schwierig, sie um sechs Uhr abends auszuquartieren. Noëlla, nackt auf dem Bett sitzend, wollte nichts davon hören und war fest entschlossen, die Nacht genau hier zu verbringen. Unmöglich, erklärte ihr Adamsberg sanft, wobei er sie nach und nach wieder anzog, jeden Moment würden seine Kollegen zurückkommen. Er mußte ihr die Windjacke überziehen und sie am Arm zur Tür führen.

Als Noëlla endlich draußen war, hielten sich seine Gedanken nicht länger mehr bei dem jungen Mädchen auf, und er rief Mordent in Paris an. Der Commandant war ein Nachtmensch, und fünfzehn Minuten nach Mitternacht würde er ihn bestimmt nicht aufwecken. Seine Federfuchsermentalität verband sich mit einer altmodischen Schwäche fürs Akkordeon und das Volkslied, und an diesem Abend kam er von einem Tanzfest zurück, das ihm scheinbar großen Spaß gemacht hatte.

»Offen gestanden, Mordent«, sagte Adamsberg, »rufe ich Sie nicht an, um Neuigkeiten durchzugeben. Alles läuft, die Mannschaft kommt gut mit, nichts weiter zu vermelden.«

»Und die Kollegen?« erkundigte sich dennoch der Commandant.

»Sind korrekt, wie man hier sagt. Angenehm und kompetent.«

»Sind die Abende frei, oder ist Zapfenstreich um zehn?«

»Frei, aber in dieser Hinsicht verpassen Sie nichts. Hull-Gatineau hat nicht gerade ein breites Angebot an Kabaretts und Jahrmarktsfesten. Ist ein bißchen flach, wie Ginette sagt.«

»Aber ist es schön?«

»Sehr. Keine Probleme in der Brigade?«

»Nichts von Bedeutung. Der Zweck Ihres Anrufs, Kommissar?«

»Die Ausgabe der *Elsässer Neuesten Nachrichten* vom Freitag, dem 10. Oktober. Oder auch von jeder anderen Regional- oder Lokalzeitung, keine Ahnung.«

»Ziel der Recherche?«

»Der Mord von Schiltigheim am Abend des 4. Oktober, einem Samstag. Opfer Elisabeth Wind. Mit der Ermittlung betraut Commandant Trabelmann. Beschuldigter Bernard Vétilleux, Was ich suche, Mordent, ist ein Artikel oder eine kurze Pressemitteilung über den Besuch eines Pariser Bullen und den Verdacht eines Serienmörders. Irgend etwas in dieser Art. Freitag, der 10., kein anderer Tag.«

»Der Pariser Bulle sind Sie, nehme ich an?«

»So ist es.«

»Geheimhaltungspflicht in der Brigade, oder darf's durchsickern im Gerüchtezimmer?«

»Absolut geheim, Mordent. Diese Angelegenheit bringt mir nur Scherereien ein.«

»Ist es dringend?«

»Sehr dringend. Halten Sie mich auf dem laufenden, sobald Sie was haben.«

»Und wenn ich nichts habe?«

»Ist es genauso wichtig. Im einen wie im andern Fall rufen Sie mich an.«

»Eine Sekunde noch«, unterbrach Mordent. »Könnten Sie mir täglich eine ausführliche Mail über ihre Tätigkeiten in der GRC schicken? Brézillon erwartet nach der Rückkehr von der Mission einen genauen Bericht, und ich nehme an, Sie würden diese Aufgabe gern mir übertragen.«

»Ja, danke für die Hilfe, Mordent.«

Der Bericht. Er hatte ihn total vergessen. Adamsberg zwang sich, für den Commandant einen Rechenschaftsbericht über die Probenentnahmen der vergangenen Tage zu schreiben, soweit er die Anstrengungen von Jules und Linda Saint-Croix noch im Gedächtnis hatte. Es war gerade noch Zeit; das neuerliche Auftauchen von Fulgence, der Neue Vater und Noëlla hatten diese Schweiß- und Urinpappen in ziemlich weite Ferne gerückt. Er war nicht unglücklich darüber, daß er seinen schonungslosen und jovialen Begleiter morgen loswurde und mit Sanscartier dem Guten ein Tandem bilden würde.

Spät am Abend hörte er einen Wagen auf dem Parkplatz bremsen. Er warf einen Blick von seinem Balkon und sah, wie die Gruppe aus Montreal ausstieg, Danglard an der Spitze, der gebeugt durch das Schneegeästöber lief. Ihm hätte er auch gern die Uhrzeit gegongt, wie der Surintendant gesagt hätte.

23

Es ist seltsam, daß drei Tage schon ausreichen, das Staunen zu beenden und erste Gewohnheiten einrasten zu lassen, dachte Adamsberg, als er vor den Gebäuden der GRC parkte, nur wenige Meter von dem eifrigen Eichhörnchen entfernt, das die Tür bewachte. Das Gefühl von Absonderlichkeit verblaßte, und jeder Körper begann sich ein Nest in den neuen Gefilden zu bauen und es seiner Form anzupassen, so wie man nach und nach die Sitzfläche seines Sessels eindrückt. So setzte sich an diesem Montag auch jeder wieder auf denselben Platz im Versammlungsraum, um dem Surintendant zuzuhören. Nach dem Außendienst kam nun das Labor, Extraktion des Probenmaterials, Aufbringen auf Plättchen, zwei Millimeter Durchmesser, Einsetzen in die sechsundneunzig Wabenzellen der Mikropaletten. Instruktionen, die Adamsberg teilnahmslos für seine Tagespost an Mordent notierte.

Adamsberg ließ Fernand Sanscartier die Spezialpappen anordnen, die Plättchen vorbereiten und die automatisierten Kanülen starten. Alle beide lehnten sie auf einer weißen Reling und sahen dem Auf und Ab der Nadeln zu. Seit zwei Tagen schlief Adamsberg schlecht, und die eintönige Bewegung der Dutzenden von synchronen Kanülen machte ihn ganz benommen.

»Das macht einen richtig fertig, was? Soll'ch uns einen Normalen holen?«

»Einen doppelten Normalen, Sanscartier, schön stark.«

Die Becher vorsichtig tragend, kam der Sergent zurück.

»Verbrenn dich nicht«, sagte er und reichte Adamsberg seinen Kaffee.

Und wieder nahmen die beiden Männer ihre gebeugte Haltung am Geländer ein.

»Irgendwann«, sagte Sanscartier, »wird man nicht mal mehr ruhig in den Schnee pinkeln können, ohne daß man damit gleich einen Strichcode provoziert und drei Polizeihubschrauber auftauchen.«

»Irgendwann«, setzte Adamsberg fort, »wird man die Kerle nicht mal mehr verhören müssen.«

»Irgendwann braucht man sie nicht mal mehr zu sehen. Ihre Stimme zu hören und sich zu fragen, ob sie vielleicht. Man wird am Schauplatz des Verbrechens aufkreuzen, einen Hauch von Schweiß entnehmen, und der Kerl wird mit einer Pinzette frei Haus geschnappt und in einer Schachtel seiner Größe abgeliefert.«

»Und irgendwann wird man vor Langeweile nur noch abkotzen.«

»Findst du, daß dieses Getränk schmeckt?«

»Nicht sehr.«

»Ist nicht unsere Spezialität.«

»Und langweilst du dich hier, Sanscartier?«

Der Sergeant wog seine Antwort ab.

»Ich hätte Lust, wieder im Außendienst zu arbeiten. Da, wo ich meine Augen benutzen und auch in den Schnee pinkeln könnte, wenn du verstehst. Vor allem, weil meine Puppe in Toronto sitzt. Aber sag's nicht dem Boß, sonst krieg ich einen gedeckelt.«

Ein rotes Signal leuchtete auf, die beiden Männer blieben einen Augenblick regungslos stehen und sahen auf die nun unbeweglichen Kanülen. Dann rückte Sanscartier schwerfällig von der Reling ab.

»Wir müssen uns bewegen. Wenn der Boß uns dabei schnappt, wie wir hier nur die Luft umrühren, platzt er aus der Haut.«

Sie leerten die Palette und setzten nächste Spezialpappen ein. Plättchen, Wabenzellen. Sanscartier startete von neuem den Einstichvorgang.

»Machsta viel Außendienst in Paris?« fragte er.

»Soviel wie möglich. Und ich gehe auch spazieren, schlendere herum, träume.«

»Bist 'n Glückspilz. Du löst deine Fälle, indem du gemütlich Wolken schaufelst?«

»In gewisser Weise«, sagte Adamsberg mit einem Lächeln.

»Und bista gerade an 'nem guten dran?«

Adamsberg verzog das Gesicht.

»Das kann man nicht sagen, Sanscartier. Im Augenblick schaufle ich wohl eher Erde.«

»Bista auf 'n Knochen gestoßen?«

»Lauter Knochen. Ich bin auf einen kompletten Toten gestoßen. Aber dieser Tote ist nicht das Opfer, sondern der Mörder. Es ist ein toter Alter, der mordet.«

Adamsberg sah in Sanscartiers braune Augen, die beinah so rund waren wie die samtenen Kugeln, die man an den Gesichtern von Stofftieren befestigt.

»Na«, antwortete Sanscartier, »wenn er immer noch mordet, dann ist er ja wohl noch nicht wirklich tot.«

»Doch«, beharrte Adamsberg. »Er ist tot, wenn ich's dir sage.«

»Na, deshalb leistet er ja auch Widerstand«, erklärte Sanscartier und breitete die Arme aus. »Der schlägt um sich wie der Teufel im Weihwasser.«

Adamsberg stützte sich auf die Reling. Nach Clémentine endlich wieder eine Hand, die sich unschuldig zu ihm hinstreckte.

»Du bist ein einfallsreicher Coch, Sanscartier. Du mußt tatsächlich in den Außendienst.«

»Glaubsta wirklich?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Auf jeden Fall«, sagte der Sergeant und nickte, »wirst du dir mit deinem Teufel irgendwann die Finger im Zwirner zerhäckseln. Sieh dich vor, wenn ich das sagen darf. Da wird's genügend Esti von Typen geben, die sagen, daß du mit einemmal verkehrt gespult bist.«

»Das heißt?«

»Die sagen werden, daß du in Farbe träumst, daß du Stuß quasselst.«

»Ach so. Das wurde schon gesagt, Sanscartier.«

»Also halt deinen Mund und versuch nicht, ihnen was weiszumachen. Aber in meinem ganz persönlichen Buch sage ich mir, daß du Schneid hast und richtig liegst. Such deinen verdammten Dämon, und solange du drauf wartest, ihn endlich am Schlafittchen zu packen, fall nicht auf.«

Adamsberg blieb über das Geländer gebeugt, empfänglich für die Linderung, die ihm die Worte seines Kollegen mit der klaren Stirn verschafften.

»Aber warum hältst du mich nicht für verrückt, Sanscartier?«

»Weil du's nicht bist, ist doch leicht zu verstehn. Kommsta zum Essen? Ist schon zwölf durch.«

Am nächsten Abend, nachdem sie einen weiteren Tag miteinander am Extraktionsautomaten verbracht hatten, trennte sich Adamsberg nur mit Bedauern von seinem wohltuenden Kollegen.

»Mit wem bist du morgen im Team?« fragte Sanscartier, während er ihn zum Wagen begleitete.

»Ginette Saint-Preux.«

»Die ist ein guter Mädchen-Schumm. Da wirst du dich wohl fühlen.«

»Aber du wirst mir fehlen«, meinte Adamsberg und drückte ihm die Hand. »Du hast mir einen großen Dienst erwiesen.«

»Wie iss 'n das möglich?«

»Es ist eben möglich, und fertig. Und du? Mit wem arbeitest du zusammen?«

»Mit der Zartverpflegten. Kannst mir noch mal ihren Namen sagen?«

»Zartverpflegt?«

»Dick«, übersetze Sanscartier verlegen.

»Ach so. Violette Retancourt.«

»Entschuldige, daß ich noch mal darauf zurückkomme, aber wenn du den verdammten Toten gekascht hast, selbst in zehn Jahren, läßt du's mich dann wissen?«

»Interessiert es dich so sehr?«

»Ja. Und außerdem mag ich dich inzwischen wirklich gern.«

»Ich werde dir Bescheid sagen. Auch in zehn Jahren noch.«

Im Fahrstuhl stieß Adamsberg auf Danglard. Die zwei Tage mit Sanscartier dem Guten hatten ihn besänftigt, und so schob er seinen Wunsch nach einem Schlagabtausch mit seinem Stellvertreter auf.

»Gehen Sie heute abend aus, Danglard?« fragte er ihn in neutralem Ton.

»Bin völlig fertig. Ich esse einen Happen und leg mich schlafen.«

»Und die Kinder? Alles in Ordnung?«

»Ja, danke«, antwortete der Capitaine ein wenig überrascht.

Adamsberg lächelte auf seinem Nachhauseweg. In letzter Zeit war Danglard nicht sonderlich geschickt im Versteckspielen.

Am Abend zuvor hatte er gehört, wie der Wagen um achtzehn Uhr dreißig weggefahren und erst gegen zwei Uhr früh wiedergekommen war. Die Zeit, die man brauchte, um nach Montreal zu fahren, dasselbe Konzert zu hören und seine guten Taten zu vollbringen. Kurze Nächte, die seine Augenringe dunkler werden ließen. Wackerer Danglard, war sich seines Inkognitos so sicher und verschloß die Lippen über einem längst aufgefliegenen Geheimnis. An diesem Abend: letzte Vorstellung und erneute Hin- und Rückfahrt für den treuen Capitaine.

Von seinem Fenster aus beobachtete Adamsberg seinen heimlichen Aufbruch. Gute Fahrt und schönes Konzert, Capitaine. Er sah zu, wie der Wagen davonfuhr, als Mordent ihn anrief.

»Tut mir leid wegen der Verspätung, Kommissar, aber wir hatten hier das reinste Chaos, ein Typ, der seine Frau umbringen wollte und uns gleichzeitig anrief. Wir mußten das Haus umstellen.«

»Schäden?«

»Nein, die erste Kugel hat der Kerl ins Klavier eingepaßt und die zweite in den eigenen Fuß. Ein wahrer Trottel, zum Glück.«

»Was Neues aus dem Elsaß?«

»Ich lese Ihnen den Artikel auf Seite acht am besten vor: ›Zweifel im Schiltigheimer Mordfall? Im Anschluß an die Ermittlungen durch die Schiltigheimer Gendarmerie nach dem tragischen Mord an Elisabeth Wind in der Nacht vom 4. Oktober, einem Samstag, hat die Staatsanwaltschaft angeordnet, B. Vétilleux in Untersuchungshaft zu nehmen. Nach uns vorliegenden Informationen soll B. Vétilleux jedoch einem Gegenverhör durch einen hohen Kommissar aus Paris unterzogen worden sein. Der Mord an dem jungen Mädchen könnte laut derselben Quelle einem Serientäter zugeschrieben werden, der im gesamten Land wütet. Diese Vermutung wurde von Commandant Trabelmann, dem Ermittlungsbeauftragten,

jedoch ausdrücklich zurückgewiesen. Seinen Erklärungen zufolge beruhe sie nur auf einem Gerücht. Der Commandant legte Wert auf die nochmalige Bestätigung, daß die Festnahme von B. Vétilleux berechtigt gewesen sei. « War's das, wonach Sie suchten, Kommissar? »

»Genau. Heben Sie den Artikel gut auf. Jetzt können wir nur noch hoffen, daß Brézillon die *Elsässer Neuesten Nachrichten* nicht liest.«

»Wären Sie denn zufrieden, wenn dieser Vétilleux für unschuldig erklärt würde?«

»Ja und nein. Ist schon hart, in der Erde zu schaufeln.«

»Gut«, schloß Mordent, ohne weiter in ihn zu dringen.

»Danke für Ihre Post. Scheint interessant, aber nicht sehr verlockend, diese Spezialpappen, Kanülen und Plättchen?«

»Justin fühlt sich sehr wohl dabei, Retancourt paßt sich ohne Schwierigkeiten an, Voisenet entdeckt übernaturnwissenschaftliche Aspekte darin. Froissy läßt es über sich ergehen, Noël wird langsam ungeduldig, Estalère staunt, und Danglard besucht Konzerte.«

»Und Sie, Kommissar?«

»Ich? Mich nennt man hier den ›Wolkenschaufler‹. Behalten Sie das aber für sich, Mordent, genau wie den Artikel.«

Von Mordent wechselte Adamsberg direkt zu Noëlla, deren wachsende Leidenschaft ihn mit Sicherheit von der ärgerlichen Montrealer Entdeckung ablenken würde. Das junge Mädchen, sehr entschieden, hatte das Problem eines Ortes für ihre Treffen rasch gelöst. Er fand sie am Champlain-Stein wieder, und nach einer Viertelstunde auf dem Radweg erreichten sie den Laden eines Fahrradverleihers, bei dem eins der Schiebefenster schlecht schloß. Das Mädchen brachte in ihrem Rucksack alles mit, was ihrer Meinung nach für ihr Überleben nötig war, also Sandwichs, Getränke und Isomatte. Gegen elf Uhr abends ging

Adamsberg von ihr fort, lief über den Tragestellen-Pfad, dessen Unebenheiten er inzwischen alle kannte, kam an der Baustelle vorbei, winkte dem Wächter zu und grüßte den Ottawa River, bevor er schlafen ging.

Arbeit, Fluß, Wälder und ein junges Mädchen. Im Grunde konnte man die Dinge doch von der guten Seite nehmen. Den fremden Vater weit weg treiben lassen und, was den Dreizack betraf, sich an Sanscartiers Worte erinnern: *Du hast Schneid und liegst richtig*. Sanscartier wollte er glauben, obwohl er, den Anspielungen von Portelance und Ladouceur zufolge, hinsichtlich seines Verstandes nicht gerade der Angesehenste ihrer Gruppe zu sein schien.

Ein leichter Schatten nur trübte diesen Abend mit Noëlla. Ein kurzer Dialog, der zum Glück gleich abgebrochen worden war.

»Nimm mich mit dir«, hatte das junge Mädchen auf der Isomatte erklärt.

»Ich kann nicht, ich bin verheiratet«, hatte Adamsberg instinktiv erwidert.

»Du lügst.«

Adamsberg hatte sie geküßt, um den Worten ein Ende zu bereiten.

Adamsberg ließ sich Zeit bei seinem morgendlichen Gespräch mit dem diensthabenden Eichhörnchen der GRC, um seinen Tag, an dem er mit Mitch Portelance arbeiten würde, noch ein wenig hinauszuzögern. Heute hatte das Eichhörnchen eine kleine Kameradin rekrutiert, die es immer wieder von seiner schwierigen Aufgabe ablenkte. Was man von dem trockenen Portelance nicht behaupten konnte, einem hervorragenden Wissenschaftler, der Genetiker geworden war, wie ein anderer die Gelübde ablegt, und seine ganze Liebe den Strängen der Desoxyribonukleinsäure geschenkt hatte. Im Gegensatz zu Ginette war der Inspektor unfähig zu begreifen, daß Adamsberg seinen Erklärungen nicht folgen konnte, noch weniger, daß er sie nicht leidenschaftlich in sich aufsog, und überdies legte er die Fakten auch noch im Sturmschritt dar. Adamsberg, der einzelne Brocken dieses glühenden Vortrags mitbekam, vermerkte hier und da etwas in seinem Notizbuch. *Ablegen einer jeder Probe auf einem porösen Kamm ... Einführen in einen Sequenzer ...*

Poröser Kamm? schrieb Adamsberg auf.

Transfer der DNA in ein Trennungsgel mittels eines elektrischen Feldes.

Trennungsgel?

»Und Achtung!« stieß Portelance hervor. »Jetzt beginnt ein Wettlauf der Moleküle, bei dem die DNA-Fragmente das Gel passieren, um die Ziellinie zu erreichen.«

»Sieh einer an.«

»Das heißt einen Detektor, der erkennt, wie die Fragmente im Gel plaziert sind, eins nach dem anderen, der Länge nach geordnet.«

»Verblüffend«, sagte Adamsberg, während er eine dicke Ameisenkönigin zeichnete, die von Hunderten geflügelter Männchen verfolgt wurde.

»Was zeichnest du da?« Portelance unterbrach sich verärgert.

»Den Wettlauf der Fragmente durch das Gel. So kann ich meine Gedanken besser behalten.«

»Und hier ist das Ergebnis«, rief Portelance und tippte auf den Bildschirm. »Das Profil des DNA-Musters in achtundzwanzig Banden, die der Sequenzer aufgelistet hat. Schön, findsta nich?«

»Sehr.«

»Diese Kombination«, fuhr Mitch fort, »hier ist's der Urin von Jules Saint-Croix, wennsta dich erinnerst, stellt sein genetisches Profil dar, einmalig auf der ganzen Welt.«

Adamsberg betrachtete die Umwandlung von Jules' Urin in achtundzwanzig Banden. Das also war Jules, das war der Mensch.

»Wenn es dein Urin wäre«, sagte Portelance und wurde ein wenig lockerer, »würde man selbstverständlich etwas völlig anderes sehen.«

»Aber doch auch achtundzwanzig Banden? Und nicht etwa hundertzweiundvierzig?«

»Warum hundertzweiundvierzig?«

»Nur so. Wollt ich bloß wissen.«

»Achtundzwanzig, hab ich dir gesagt. Kurzum, wenn du jemanden tötest, würdsta nicht gerade plussen, wenn du auf die Leiche pinkeln würdest.«

Mitch Portelance lachte für sich allein.

»Keine Sorge, ich entspanne mich bloß«, erklärte er.

In der Nachmittagspause sah Adamsberg Voisenet, wie er einen Normalen trank und mit Ladouceur diskutierte. Er gab ihm ein Zeichen, und Voisenet kam zu ihm in eine Ecke.

»Haben Sie das alles begriffen, Voisenet? Das Gel, dieser wahnsinnige Wettlauf, die achtundzwanzig Banden?«

»Einigermaßen.«

»Ich nicht. Seien Sie so nett und senden Sie Mordent den heutigen Tagesbericht, ich bin dazu nicht in der Lage.«

»Geht Portelance zu schnell vor?« fragte der Lieutenant besorgt.

»Und ich gehe zu langsam vor. Sagen Sie mal, Voisenet«, fügte Adamsberg hinzu, indem er sein Notizheft herausholte, »sagt Ihnen dieser Fisch etwas?«

Interessiert beugte sich Voisenet über die Skizze, die Adamsberg von dem Tier, das in der Tiefe des Pinksees herumstromerte, angefertigt hatte.

»Noch nie gesehen«, sagte Voisenet, neugierig geworden. »Sind Sie sicher, daß die Zeichnung genau ist?«

»Es fehlt keine einzige Flosse.«

»Noch nie gesehen«, wiederholte der Lieutenant kopfschüttelnd. »Und mit der Ichthyofauna kenne ich mich ja immerhin ein bißchen aus.«

»Womit?«

»Mit den Fischen.«

»Dann sagen Sie auch ›Fische‹, ich bitte Sie. Ich habe schon Mühe genug, unsere Kollegen zu verstehen, machen Sie mir diese Aufgabe nicht noch schwerer.«

»Woher kommt das?«

»Aus einem verdammtten See, Lieutenant. Vielmehr aus zwei übereinanderliegenden Seen. Ein lebender See über einem toten See.«

»Wie bitte?«

»Zwanzig Meter tief und unten drei Meter dicker, zehntausend Jahre alter Schlamm. In der Tiefe bewegt sich nichts mehr. Und

dort treibt dieser uralte Fisch, der noch aus der Zeit des Meeres stammt. Eine Art lebendes Fossil, das da gar nichts zu suchen hat, wenn Sie so wollen. Man fragt sich sogar, warum er überhaupt überlebt hat und wie. Auf jeden Fall hat er überdauert, und er schlägt sich in diesem See herum wie der Teufel im Weihwasser.«

»Scheiße«, stieß Voisenet begeistert aus und konnte seine Augen nicht von der Zeichnung wenden. »Sind Sie sicher, daß es sich nicht um eine Fabelgestalt, eine Legende handelt?«

»Die Informationstafel war vollkommen seriös. Woran denken Sie? An das Ungeheuer von Loch Ness?«

»Nessie ist kein Fisch, sondern ein Reptil. Wo liegt er, Kommissar? Dieser See?«

Adamsberg blickte vage und antwortete nicht.

»Wo liegt er?« wiederholte Voisenet.

Adamsberg richtete die Augen wieder auf seinen Kollegen. Er fragte sich gerade, was wohl geschehen würde, wenn Nessie sich in voller Größe ins Portal des Straßburger Münsters gezwängt hätte. Davon hätte man sicher gehört. Obgleich es eine zwar ungewöhnliche Meldung unter der Rubrik Vermischtes gewesen wäre, aber dennoch kein Knaller, da das Ungeheuer von Loch nun mal kein Feuer aus seinen Nüstern spie und somit unfähig war, das Juwel gotischer Baukunst zu sprengen.

»Verzeihung, Voisenet, ich war in Gedanken. Es handelt sich um den Pinksee, nicht sehr weit von hier. Rosa und blau, ganz herrlich an der Oberfläche. Also Vorsicht vor dem äußeren Schein. Und wenn Sie diesen Fisch zu Gesicht bekommen, dann kriegen Sie ihn mir mal richtig bei den Nüssen.«

»Eh«, protestierte Voisenet. »Ich tue Fischen nicht weh, ich mag sie.«

»Also, ich für meinen Teil mag diesen hier gar nicht. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den See auf der Karte.«

Adamsberg bemühte sich, jegliches Risiko eines Zusammentreffens mit Noëlla an diesem Abend zu vermeiden, er parkte in einer abgelegenen Straße, trat durch die Hintertür der Kellerräume in den Wohnblock und mied den Tragestellen-Pfad. Er lief quer durch den Wald und über die Baustelle, begegnete dem Wächter, der gerade seinen Posten bezog.

»Hey, Mensch!« sagte der Wächter und winkte ihm zu.

»Führst du wieder mal deine Kluft aus?«

»Ja, nichts für ungut«, erwiderte Adamsberg mit einem Lächeln, ohne sich aufhalten zu lassen.

Er schaltete seine Lampe erst an, als er in Sicherheit war, nach zwei Dritteln der Strecke, weit hinter dem Stein, den Noëlla nie überschritt, und erreichte den Pfad.

Wo sie ihn zwanzig Meter weiter, an einer Buche lehnend, erwartete.

»Komm«, sagte sie und nahm seine Hand. »Ich muß dir etwas sagen.«

»Ich muß zu einem Arbeitsessen, Noëlla, ich kann nicht.«

»Ich brauche nicht lange.«

Adamsberg ließ sich bis zu dem Fahrradverleih ziehen und setzte sich vorsichtigerweise zwei Meter neben das junge Mädchen hin.

»Du liebst mich«, erklärte Noëlla gleich zu Beginn. »Ich habe es schon beim erstenmal gesehen, als du auf dem Pfad erschienen bist.«

»Noëlla ...«

»Ich wußte es«, unterbrach ihn Noëlla. »Daß du es warst und daß du mich liebtest. Er hatte es mir gesagt. Deshalb bin ich jeden Tag zu diesem Stein gekommen, und nicht wegen des Windes.«

»Was heißt denn ›er‹?«

»Der alte Indianer Shawi. Er hatte es mir gesagt. Daß mir Noëllas andere Hälfte auf dem Stein am Fluß der Ottawa-Ahnen erscheinen würde.«

»Der alte Indianer«, wiederholte Adamsberg. »Wo das, der alte Indianer?«

»In Sainte-Agathe-des-Monts. Er ist ein Algonkin und stammt von den Ottawas ab. Er weiß es. Ich habe gewartet, und es warst du.«

»Großer Gott, Noëlla, du glaubst doch so was nicht etwa?«

»Du«, Noëlla zeigte mit ihrem Finger auf Adamsberg, »du liebst mich, wie ich dich liebe. Und solange der Fluß fließen wird, wird uns nichts mehr trennen.«

Verrückt, total verrückt. Laliberté hatte recht gehabt. Das war mächtig dubios, dieses Mädchen ganz allein im Morgengrauen auf dem Tragestellen-Pfad.

»Noëlla«, sagte er, indem er aufstand und in der Hütte umherging. »Noëlla, du bist ein reizendes Mädchen, bildschön, ich mag dich sehr, aber ich liebe dich nicht, verzeih mir. Ich bin verheiratet, ich liebe meine Frau.«

»Du lügst, und du hast keine Frau. Der alte Shawi hat's mir gesagt. Du liebst mich.«

»Nein, Noëlla. Wir kennen uns seit sechs Tagen. Du warst traurig wegen deines Schumms, ich war allein, das ist alles. Hier endet die Geschichte, es tut mir leid.«

»Sie endet nicht, sie beginnt für immer. Hier«, fügte das Mädchen hinzu und zeigte auf ihren Bauch.

»Hier was?«

»Hier«, wiederholte Noëlla ruhig. »Unser Kind.«

»Du lügst« sagte Adamsberg tonlos. »So früh kannst du das gar nicht wissen.«

»Doch. Die Tests geben einem die Antwort nach drei Tagen. Und Shawi hatte mir angekündigt, daß ich ein Kind von dir gebären würde.«

»Das ist falsch.«

»Es ist wahr. Und du wirst Noëlla, die dich liebt und dein Kind in sich trägt, nicht verlassen.«

Adamsbergs Blick richtete sich instinktiv auf das Schiebefenster. Rasch schob er es hoch und sprang auf die Straße.

»Bis Dienstag«, schrie Noëlla ihm hinterher.

Adamsberg gelangte wieder auf den Radweg und rannte bis zu seinem Wohnblock. Heftig atmend, kletterte er in seinen Wagen und startete in Richtung Wälder, bog auf die Landstraßen ab, fuhr viel zu schnell. Vor einem einsam gelegenen Stand verlangsamte er und kaufte sich ein Bier und ein Stück Pizza. Auf einem Baumstumpf am Rande des Waldes sitzend, verschlang er es wie ein Bär. Perfekt in die Falle gegangen, ohne jeden Zufluchtsort, an dem er sich in Sicherheit bringen konnte vor dieser Halbverrückten, die ihn am Kragen gepackt hielt. Die dermaßen überspannt war, daß er sicher sein konnte, sie am Dienstag am Flughafen auftauchen zu sehen, um sich bei ihm in Paris einzurichten. Er hätte es wissen müssen, hätte, als er sie so ungeniert und befremdlich auf diesem Stein sitzen sah, begreifen müssen, daß Noëlla nicht ganz bei Sinnen war. In den ersten Tagen hatte er sie denn auch gemieden. Doch dieses verdammte Erlebnis mit dem Quintett hatte ihn wie einen Dummkopf in die Fangarme dieses Mädchens getrieben.

Das Essen und die schneidende Kälte, die mit der Nacht hereinbrach, gaben ihm wieder Kraft. Seine Verwirrung verwandelte sich in Wut. Verflucht noch mal, man durfte doch einen Kerl nicht so in die Falle locken. Er würde sie aus dem

Flugzeug stoßen oder, käme sie selbst mit bis Paris, dort in die Seine schmeißen.

Großer Gott, dachte er und stand auf, das ergab inzwischen eine Menge Wut und eine Menge Leute, die er Lust hatte niederzumachen oder gleich zu massakrieren. Favre, den Dreizack, Danglard, den Neuen Vater und jetzt noch dieses Mädchen. Wie Sanscartier gesagt hätte, er war verkehrt gespult. Und er verstand sich selbst nicht mehr. Weder seine mörderischen Wutanfälle noch diese Wolken, die er zum erstenmal nicht mehr schaufeln mochte. Diese wiederholten Erscheinungen von Untoten, von Dreizacks, von Bärenkrallenspuren und heimtückischen Seen begannen ihn zu bedrücken, und es schien ihm, als verlöre er die Kontrolle über seine eigenen Wolken. Ja, es war schon gut möglich, daß er verkehrt gespult war.

Mit schleppendem Schritt erreichte er sein Appartement, indem er durch den Keller schlich wie ein Schuldiger oder ein Mensch, der sich selbst umzingelt hat.

Während Voisenet mit Froissy und Retancourt unverzüglich zum Pinksee aufgebrochen war, zwei andere, den gewissenhaften Justin im Gefolge, erneut in die Bars von Montreal zogen und Danglard sein Schlafdefizit aufholte, verbrachte Adamsberg sein Wochenende damit, verstohlen umherzustreifen. Die Natur war ihm schon immer gut bekommen - mit Ausnahme des heimtückischen Sees -, und es war besser, in sie einzutauchen, als in diesem Appartement herumzulaufen, wo jeden Augenblick Noëlla aufkreuzen konnte. Bei Tagesanbruch schlich er hinaus, noch vor der Stunde, da jeder erwachte, und fuhr in Richtung Meechsee davon.

Er blieb lange dort, schritt über die Holzbrücken, ging an den Uferrändern entlang und rieb seine Arme bis zu den Ellbogen im Schnee. Er hielt es für sicherer, nachts nicht nach Hull zurückzufahren und statt dessen in einer Herberge in Maniwaki zu schlafen, betend, daß bloß Shawi der Prophet nicht in seinem Zimmer erscheinen möge, um ihm seine erleuchtete Schülerin mit Gewalt zuzuführen. Er verbrachte den ganzen nächsten Tag damit, bis zur Erschöpfung durch die Wälder zu streifen, sammelte Birkenspäne, Blätter, röter als rot, und suchte nach einem Ort, wo er sich an diesem Abend vergraben könnte.

Dichtung. Wenn er nun in dieser Poesie-Bar zu Abend aß? *Der Vierzeiler* lockte junge Leute nicht gerade an, und Noëlla würde nicht auf die Idee kommen, dort nach ihm zu suchen. Er ließ seinen Wagen ziemlich weit von seinem Quartier stehen und nahm den breiten Boulevard statt dieses verfluchten Pfads.

Müde und ebenso verkrampft wie leer im Kopf, schlang er einen Teller Pommes frites hinunter und hörte zerstreut den Gedichten zu. Auf einmal saß Danglard neben ihm.

»Schönes Wochenende gehabt?« fragte der Capitaine, offenbar auf Versöhnung aus.

»Und Sie, Danglard? Besser geschlafen?« entgegnete Adamsberg nervös. »Der Verrat nagt am Gewissen und an den Nächten, er verbraucht, macht müde.«

»Wie meinen Sie, bitte?«

»Der Verrat. Ich spreche ja nicht Algonkinisch, wie Laliberté sagt. Monate der Geheimniskrämerei und des Schweigens, nicht gerechnet die tausendsechshundert Kilometer, die Sie in den letzten Tagen eingefahren haben aus Liebe zu Vivaldi.«

»Ach«, murmelte Danglard und legte seine Hände flach auf den Tisch.

»Sie sagen es. Applaudieren, die Ausrüstung tragen, heimbegleiten, die Tür öffnen. Ein wirklich ritterlicher Begleiter.«

»Und weiter?«

»Und *davor*, Danglard? Sie haben sich für den Anderen entschieden. Für den Typ mit den zwei Labradors und den neuen Schnürsenkeln. Gegen mich, Danglard, gegen mich.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Tut mir leid«, sagte Danglard und erhob sich.

»Eine Sekunde noch«, sagte Adamsberg, indem er ihn am Ärmel zurückhielt. »Ich rede von Ihrer Entscheidung. Das Kind, der Händedruck mit dem Vater, und willkommen bei uns. Ist es nicht so, Capitaine?«

»In meinem ganz persönlichen Buch, wie unsere kanadischen Kollegen sagen, sind Sie ein richtiger Idiot, Kommissar.«

Adamsberg war verdutzt an seinem Tisch sitzen geblieben. Danglards unvorhersehbare Beleidigung tönte in seinem Schädel. Gäste, die aufmerksam den Gedichten zuhörten, gaben ihm zu verstehen, daß er und sein Freund sie seit einer ganzen Weile in ihrer Andacht störten. Adamsberg verließ das Café,

suchte nach irgendeiner schäbigen Bar im Stadtzentrum, einer Säuerkneipe, in die die verrückte Noëlla bestimmt nicht reingehen würde. Vergebliche Suche, keine einzige gute alte Schmuddelbar in diesen übersichtlichen, sauberen Straßen. In Paris dagegen sproß so was wie Wildblumen aus den Ritzen der Bürgersteige. Er begnügte sich schließlich mit dem bescheidensten aller Etablissements, über dem ein Schild mit dem Namen *Die Schleuse* hing. Danglards Worte mußten ihn getroffen haben, denn er spürte, wie ein heftiger Kopfschmerz in ihm hochstieg, was ihm nur alle zehn Jahre einmal passierte.

In meinem ganz persönlichen Buch sind Sie ein richtiger Idiot, Kommissar.

Nicht zu vergessen die Sätze von Trabelmann, Brézillon, Favre und die des fremden Vaters. Ganz zu schweigen von den furchtbaren, die Noëlla ausgesprochen hatte. Kränkungen, Drohungen, Verrat.

Und da dieser Schmerz im Schädel ihn nicht losließ, mußte man auf das Außergewöhnliche wohl mit Außergewöhnlichem reagieren und das Ganze in einem ordentlichen Suff ertränken. Adamsberg war von Natur aus nüchtern, und er erinnerte sich nur schwach an sein letztes Besäufnis, da war er ganz jung, bei einem Dorffest, und an die Wirkung, die so was haben konnte. Aber im großen und ganzen und nach allem, was man so hörte, waren die Leute zufrieden damit. Das Vergessen, sagten sie. Genau das brauchte er jetzt.

Er setzte sich an die Bar zwischen zwei bereits bierselige Quebecois und kippte als Eröffnung drei Whiskey hinter.

Die Wände drehten sich nicht, alles lief gut, und der chaotische Inhalt seines Kopfes füllte sich direkt in seinen Magen um. Mit einem Arm an den Tresen geklammert, bestellte er eine Flasche Wein, wußte er doch - noch immer zuverlässigen Zeugen zufolge -, daß das Mischen der Sorten annehmbare Ergebnisse erbrachte. Er trank vier Gläser und verlangte danach

noch einen Cognac, um das Ganze komplett zu machen. *Sei akkurat, akkurat und nochmals akkurat, ich kenne keine andere Möglichkeit, wenn man erfolgreich sein will.* Verfluchter Laliberté. Verfluchter Schumm.

Der Barkeeper begann ihn besorgt anzuschauen. Verpiß dich, Mensch, ich suche einen Ausweg, und dieser Ausweg hätte sogar Vivaldi zugesagt. Stell dir mal vor.

Vorsichtshalber hatte Adamsberg schon vorab genügend Dollars auf den Tresen gelegt, um seine Zeche zu bezahlen, falls er von seinem Hocker fallen sollte. Der Cognac gab ihm einen bemerkenswerten Gnadenschuß, ein Gefühl völliger Orientierungslosigkeit, letzte Spuren von Wut, vermischt mit Heiterkeitsattacken, auch eine Überzeugung von Stärke, komm und schlag dich mit mir, wenn du ein Bär bist, ein Schumm, ein Toter, ein Fisch oder was sonst für ein guter Witz in der Art. *Bleib wo du bist, sonst wirst du aufgespießt,* hatte seine Großmutter, die Mistgabel in der Hand, zu einem deutschen Soldaten gesagt, der auf sie zukam, um sie zu vergewaltigen, was für ein Jux. Beim Gedanken daran mußte er sogar hier noch lachen. Tapfere Esti von Großmutter. Von sehr weit her hörte er die Stimme des Barkeepers.

»Reg dich nicht auf, Mensch, aber du solltest für heute abend den Hebel loslassen und ein bißchen an die Luft gehen. Du redest schon mit dir selbst.«

»Ich habe dir von meiner Großmutter erzählt.«

»Deine Großmutter, die ist mir fürstlich schnuppe. Ich seh bloß, daß du dir tierisch einen hinter die Kiemen gießt und daß das böse enden wird. Du bist ja nicht mal mehr ansprechbar.«

»Sprech-Bar? Welche Bar? Ich sitze hier, auf meinem Hocker.«

»Sperr die Ohren auf, Franzose. Du bist stramm wie 'ne Fisel, und deine Augen hängen bereits in der Butter. Hat dich etwa deine Puppe abblitzen lassen? Das ist ja kein Grund, gleich

einen auf Absacker zu machen. Los, heb deinen Arsch! Von mir kriegst du nichts mehr.«

»Doch«, behauptete Adamsberg und hielt sein Glas hin.

»Halt deinen Rand, Franzose. Beweg dich raus, oder ich ruf die Cochs.«

Adamsberg brach in Lachen aus. Die Cochs. Was für ein Jux.

»Nur zu, aber wehe, du holst die Cochs, dann wirst du aufgespießt.«

»Criss«, regte sich der Barkeeper auf, »ich werd hier nicht stundenlang mit dir schwabbeln. Ich hab schon einiges schneien sehen, Mensch, und du fängst langsam an, mir wirklich auf die Nerven zu fallen.«

Der Mann, ein Kerl von der Statur eines kanadischen Holzfällers aus einem Bilderbuch, kam um seinen Tresen herumgelaufen, faßte Adamsberg unter den Achseln, zog ihn zur Tür und stellte ihn auf dem Bürgersteig ab.

»Nimm bloß nicht deinen Karren«, sagte er und hielt ihm seine Jacke hin. Er trieb seine Fürsorglichkeit sogar so weit, daß er ihm auch noch die Mütze über den Kopf stülpte.

»Heute nacht wird's kalt«, erklärte er. »Sie haben zwölf Grad unter Null angesagt.«

»Wie spät ist es? Ich kann meine Uhren nicht mehr sehen.«

»Viertel nach zehn, Zeit für dich, ins Bett zu gehen. Sei brav und geh auf deinen Haxen nach Hause. Keine Sorge, wirst schon 'ne andere Puppe finden.«

Die Tür des Cafés schlug hinter Adamsberg zu, der Mühe hatte, seine Jacke, die auf den Bürgersteig gefallen war, aufzuheben und richtigerherum anzuziehen. Puppe! Was hatte er denn damit zu schaffen, sich eine Puppe zu suchen.

»Ich hab ja sogar eine zuviel!« schrie er, allein auf der Straße, an den Barkeeper gerichtet.

Seine wankenden Schritte führten ihn automatisch dorthin, wo der Tragestellen-Pfad begann. Er war sich vage bewußt, daß Noëlla dort auf ihn warten könnte, in der Finsternis lauernd wie der graue Wolf. Er hatte seine Taschenlampe gefunden, schaltete sie ein und leuchtete mit schlingernden Bewegungen die Umgebung ab.

»Mir scheißegal!« brüllte er, allein auf dem Pfad.

Ein Kerl, der Bären, Cochs und Fische niedermachen konnte, würde sich ja wohl auch eine Puppe vom Halse schaffen können, oder?

Entschlossen schlug Adamsberg den Pfad ein. Trotz seines trunkenen Schlingerns führte ihn das Wegegedächtnis, das in seinen Fußsohlen saß, tapfer voran, selbst wenn er von Zeit zu Zeit an einen Stamm stieß, weil er ein wenig von der Richtung abgekommen war. Er glaubte jetzt ungefähr auf der Hälfte der Strecke zu sein. Bist tüchtig, mein Junge, hast wirklich Schneid.

Allerdings nicht genug, um dem tiefhängenden Ast auszuweichen, der einen Durchgang versperrte und unter dem er gewöhnlich hindurchschlüpfte. Er bekam das Holz voll an die Stirn und spürte, wie er zu Boden fiel, zuerst mit den Knien, dann dem Gesicht, ohne daß seine Hände noch irgend etwas hätten tun können, um den Sturz abzufangen.

Ein Brechreiz riß Adamsberg aus seiner Betäubung. Seine Stirn pochte so heftig, daß er Mühe hatte, die Lider zu öffnen. Als er endlich seinen Blick auf etwas richten konnte, sah er nichts. Nur Schwarz.

Das Schwarz des Himmels, begriff er schließlich zähneklappernd. Er war nicht mehr auf dem Pfad. Er lag abseits des Weges, auf Teer, und die Kälte war eisig. Er rappelte sich auf einem Arm hoch, hob den Kopf. Unfähig, mehr zu tun, blieb er auf dem schwankenden Boden sitzen. Was hatte er denn bloß angestellt, großer Gott? Er erkannte das Tosen des Ottawa River, ganz nah. Immerhin war das ein Anhaltspunkt. Er befand sich am Ende des Pfades, fünfzig Meter von seinem Wohnblock entfernt. Er mußte nach dem Zusammenprall mit dem Ast wohl ohnmächtig geworden, dann aufgestanden, noch einmal hingefallen und weitergelaufen sein, war vermutlich wieder gefallen und schließlich zusammengebrochen, als er den Ausgang endlich erreicht hatte. Er drückte seine Hände auf den Boden und richtete sich an einem Baumstamm auf, um seinen Schwindel zu überwinden. Fünfzig Meter, nur fünfzig Meter noch, und er wäre in seinem Appartement. Taumelnd ging er in der schneidenden Kälte ein Stück voran, blieb alle fünfzehn Schritte stehen, um sein Gleichgewicht wiederzufinden, und lief weiter. Die Muskeln in seinen Beinen schienen butterweich.

Das Bild der erleuchteten Eingangshalle lenkte ihn bei den letzten Schritten. Er drückte und rüttelte an der Glastür herum. Der Schlüssel, großer Gott, der verfluchte Schlüssel. Während er sich, das Gesicht schweißverfroren, mit dem Ellbogen an einem der Türflügel abstützte, riß er ihn aus seiner Hosentasche und schloß unter den bestürzten Blicken des Nachtwächters auf.

»Sakrament, alles in Ordnung, Herr Kommissar?«

»Nicht wirklich«, brachte Adamsberg hervor.

»Brauchsta Hilfe?«

Adamsberg bedeutete ihm Nein, was seinen Schmerz im Schädel neu belebte. Er hatte nur einen Wunsch, sich ausstrecken, nicht mehr reden.

»Ist nichts«, sagte er mit schwacher Stimme. »War nur eine kleine Prügelei. Eine Bande.«

»Diese verdammten Sauhunde. Spazieren immer in der Gang, wenn sie 'ne Dreschung provozieren wollen, einfach widerlich.«

Adamsberg pflichtete ihm mit einem Wink bei und stieg in den Aufzug. Kaum war er in seinem Appartement, stürzte er ins Bad und gab einen Großteil des Alkohols von sich. Verflucht, was hatte man ihm bloß für ein Dreckszeug zu trinken gegeben? Mit brösligen Beinen und zitternden Armen warf er sich aufs Bett, behielt die Augen offen, um zu vermeiden, daß das Zimmer ins Schwanken geriet.

Als er aufwachte, hatte er noch immer einen ähnlich schweren Kopf, doch schien es ihm, als sei das Schlimmste überstanden. Er stand auf und machte ein paar Schritte. Seine Beine, nun schon stabiler, knickten noch immer unter ihm weg. Er ließ sich aufs Bett zurückfallen, sprang jedoch gleich wieder auf, als er seine Hände sah, die bis unter die Nägel braun von Blut waren. Er schleppte sich ins Bad und betrachtete sich eingehend. Sehr übel. Durch den Schlag vor die Stirn war eine dicke violette Beule entstanden. Er mußte stark geblutet haben, sich das Gesicht gerieben und das Blut über die Wangen verschmiert haben. Hervorragend, dachte er, während er sich das Gesicht abzuwischen begann, verfluchter Sonntagabend. Er drehte den Wasserhahn mit einem Ruck zu. Montag, neun Uhr, Treffen in der GRC.

Der Wecker zeigte dreiviertel elf. Großer Gott, er hatte fast zwölf Stunden geschlafen. Vorsichtshalber setzte er sich hin, bevor er Laliberté anrief.

»Oh, was für ein Joke ist das?« antwortete der Surintendant aufgeräumt. »Du hast durchgeratzt, ohne auf die Uhr zu achten?«

»Entschuldige, Aurèle, aber es geht mir nicht gut.«

»Was ist passiert?« entgegnete Laliberté besorgt und in verändertem Ton. »Klingst ziemlich vertepert.«

»Bin ich auch. Dieses Mal aber bin ich richtig auf die Schnauze gefallen, gestern abend auf dem Pfad. Ich hab mächtig geblutet und gekotzt heute morgen, ich halt mich kaum auf den Beinen.«

»Warte, Mensch, hast du gegrubbert, oder hast du getrunken wie ein Loch? Weil, das paßt alles nicht zusammen.«

»Beides, Aurèle.«

»Erzähl's mir lang und anschließend breit, wenn du magst? Also zuerst hast du dir einen ins Jackett gekloppt, korrekt?«

»Ja. Ich bin's nicht gewohnt, deshalb hat's mich total umgehauen.«

»Warst du mit deiner Kollegengang rumschlingern?«

»Nein, ich war allein, in der Rue Laval.«

»Warum hasta denn getrunken? Hasta Trübsal geblasen?«

»So ist es.«

»Hast du Heimweh gehabt? Läuft es nicht gut hier?«

»Es läuft großartig, Aurèle. Ich war nur etwas deprimiert, das ist alles. Nicht mal der Rede wert.«

»Ich will dich nicht nerven, Mensch. Und weiter?«

»Ich bin auf dem Tragestellen-Pfad nach Hause gegangen und gegen einen Ast gelaufen.«

»Criss, wo hast du den Patsch denn abbekommen?«

»An der Stirn.«

»Und hast du Sterne gesehen?«

»Ich bin sofort zusammengesackt. Danach hab ich mich mühsam über den Pfad geschleppt und bin schließlich im Appartement gelandet. Ich bin erst jetzt wieder zu mir gekommen.«

»Hast dich in voller Montur in die Pofe gehaun?«

»Ich verstehe nicht, Aurèle«, sagte Adamsberg müde.

»Hast du in deinen Sachen geschlafen? Gingsda dermaßen schlecht?«

»Dermaßen. Heute morgen hab ich einen Schädel wie Blei und keine Beine. Das wollte ich dir sagen. Ich kann noch nicht wieder Auto fahren, vor vierzehn Uhr werde ich wohl kaum in der GRC sein.«

»Hältst du mich für ein Ekel? Du wirst schön relaxed zu Hause bleiben und dich pflegen. Du hast hoffentlich alles, was du brauchst? Für die Schmerzen in der Birne?«

»Nichts.«

Laiberté legte den Hörer hin und rief Ginette. Adamsberg hörte seine Stimme durchs Büro dröhnen.

»Ginette, du wirst den Kommissar verarzten. Er ist verschmalzt wie 'n Ochse, im Bauch nur Slack, und die Omme tut ihm auch weh.«

»Saint-Preux bringt dir alles Nötige«, sagte der Surintendant wieder ins Telefon. »Beweg dich nicht weg, ja? Wir sehen uns morgen, wenn's dir besser geht.«

Adamsberg ging unter die Dusche, damit Ginette ihn nicht mit blutverschmiertem Gesicht und diesen Händen sah. Er schrubbte sich die Nägel, und als er schließlich angezogen war, konnte er sich, die blau angelaufene Beule einmal ausgenommen, so halbwegs sehen lassen. Ginette verabreichte ihm diverse Mittel,

für den Kopf, den Bauch und die Beine. Sie desinfizierte die Wunde an der Stirn und schmierte eine klebrige Salbe darauf. Dann untersuchte sie mit professioneller Geste seine Pupillen und kontrollierte seine Reflexe; willenlos ließ Adamsberg alles über sich ergehen. Beruhigt durch ihre Untersuchung, gab sie ihm ihre Empfehlungen für den Tag. Alle vier Stunden Medikamenteneinnahme. Viel trinken, Selters natürlich. Den Körper reinigen und zum Wasser gehen.

»Zum Wasser gehen?«

»Urinieren«, erklärte Ginette.

Adamsberg stimmte teilnahmslos zu.

Sehr diskret diesmal, ließ sie ihn mit einigen Zeitschriften zurück, die sie zu seiner Unterhaltung mitgebracht hatte, falls er sich irgendwann wieder in der Lage fühlen sollte zu lesen, und versorgte ihn auch mit Vorräten für den Abend. Absolut zuvorkommend, die Kollegen, wirklich, das mußte er in dem Bericht unbedingt erwähnen.

Er ließ die Zeitschriften auf dem Tisch und legte sich in voller Montur wieder hin. Er schlief, träumte, blickte den Deckenventilator an und stand alle vier Stunden auf, um Ginettes Medikamente zu schlucken, zu trinken, zum Wasser zu gehen und sich sogleich wieder hinzulegen. Gegen acht Uhr abends fühlte er sich besser. Die Schmerzen im Schädel hatte sein Kopfkissen aufgesogen, und seine Beine bekamen langsam wieder Halt.

In diesem Augenblick rief Laliberté an, um sich nach ihm zu erkundigen, da konnte er schon beinah normal aufstehen.

»Nicht schlimmer geworden?« fragte der Surintendant.

»Viel besser, Aurèle.«

»Hast du keine Bossel mehr? Keine Aussetzer?«

»Gar nicht mehr.«

»Dann bin ich zufrieden. Beeil dich morgen nicht zu sehr, wir

bringen euch zum Flughafen. Soll dir jemand mit dem Gepäck helfen?«

»Wird schon gehen. Ich bin fast wieder hergestellt.«

»Mach dir 'n gutes Nächtel. Und komm uns bloß wieder ins Lot.«

Adamsberg zwang sich, einen Teil des Abendbrots, das ihm Ginette dagelassen hatte, zu essen, und entschied sich dann, zu seinem Fluß zu gehen, um ihn zum letztenmal im Abendlicht zu sehen. Das Thermometer zeigte minus zehn Grad.

Der Nachtwächter stoppte ihn an der Tür.

»Geht's wieder besser?« fragte er. »Sie waren gestern abend persönlich in einem schlimmen Zustand. Dieses Pack. Habense die wenigstens erwischt?«

»Ja, die ganze Bande. Tut mir leid, daß ich Sie aufgeweckt habe.«

»Macht nichts, ich hab nicht geschlafen. Und das um fast zwei Uhr früh. Ich leide an Schlafstörungen zur Zeit.«

»Fast zwei Uhr früh?« Adamsberg kehrte noch einmal zurück. »So spät war's?«

»Zehn Minuten vor zwei, um genau zu sein. Und ich hab nicht geschlafen, wirklich zum Kotzen.«

Nachdenklich schob Adamsberg seine Fäuste tief in die Taschen, stieg zum Ottawa River hinunter und ging gleich rechter Hand weiter. Es kam nicht in Frage, sich bei dieser Kälte hinzusetzen, und auch nicht, dieser Furie von Noëlla zu begegnen.

Zehn vor zwei in der Früh. Der Kommissar lief hin und her auf dem kurzen Strandstück, das am Ufer entlangführte. Der Boß der Ringelgänse war noch immer am Werk, er holte seine Truppen für die Nacht ein und rief der Reihe nach die Ausreißer und Verirrten zusammen. Er hörte ihn in seinem Rücken

gebieterisch schnattern. Das war ein Kerl ohne Stimmungsschwankungen, der sich ganz bestimmt nicht am Sonntagabend in einem Café in der Rue Laval zusoff. Da konnte er sicher sein. Dafür haßte Adamsberg diesen unfehlbaren Boß nur noch mehr. Ein Ringelganter, der wahrscheinlich jeden Morgen den Sitz seiner Federn überprüfte und sich die Schnürsenkel zuband. Er schlug den Kragen seiner Jacke hoch. Vergiß den Kerl und denk nach, zerbrich dir mal den Kopf, wie Clémentine gesagt hatte, das ist doch nicht schwer zu verstehn. Clémentines und Sanscartiers Ratschläge befolgen. Im Moment waren dies seine einzigen Schutzengel: eine ungewöhnliche alte Frau und ein unschuldiger Sergeant. Jedem seine Engel. Denk nach.

Zehn vor zwei in der Früh. Vor dem Ast erinnerte er sich an alles. Er hatte den Barkeeper nach der Uhrzeit gefragt. Viertel nach zehn, Zeit für dich, schlafen zu gehen, Mensch. Und so sehr er auch schwankte, hatte er bestimmt nicht mehr als vierzig Minuten bis zu dem Ast gebraucht. Sagen wir, eine Dreiviertelstunde, mit den Abweichungen. Mehr nicht, denn seine Beine trugen ihn zu der Zeit noch mühelos. Er war also ungefähr um elf Uhr gegen den Baum geprallt. Dann sein Erwachen, am Ende des Weges, und höchstens zwanzig Minuten, um zum Wohnblock zu gelangen. Das bedeutete, er war um halb zwei Uhr morgens wieder zu sich gekommen. Demnach waren zweieinhalb Stunden vergangen zwischen dem Ast und seinem Erwachen am Waldrand nebst ungeheurem Brechreiz. Verdammt, zweieinhalb Stunden für eine Strecke, die er sonst in einer halben Stunde ablief.

Was konnte er nur in diesen *zweieinhalb Stunden* gemacht haben? Keinerlei Erinnerung. War er die ganze Zeit über ohnmächtig gewesen? Bei minus zwölf Grad? Er wäre doch auf der Stelle erfroren. Er mußte zwangsläufig umhergelaufen sein, mußte sich bewegt haben. Es sei denn, er war den ganzen Weg über unablässig gestürzt, mit ständigen Unterbrechungen

vorwärts gekommen und dabei immer mal wieder total weggetreten.

Der Alkohol, die Mischung. Er hatte Typen gekannt, die eine ganze Nacht lang rumgegrölt hatten, ohne sich im geringsten daran zu erinnern. Kerle in der Ausnüchterungszelle, die sich nach ihren Handlungen vom Vortag erkundigten, wo sie ihre Frau geschlagen und den Hund aus dem Fenster geschmissen hatten. Zwei- oder dreistündige Aussetzer, bevor der Schlaf sie niederstreckte. Taten, Worte und Gesten im Überfluß, die sich in ihr alkoholverschleimtes Gedächtnis nicht eingegraben hatten. Als wenn diese Imprägnierung jedes Einschreiben von Erinnerungen verhinderte, so wie Füllertinte auf durchgeweichtem Papier verschliert.

Was hatte er getrunken? Drei Whiskey, vier Gläser Wein, Cognac. Und wenn der Barkeeper, der gewiß ein Profi war, es für notwendig erachtet hatte, ihn rauszuschmeißen, dann sicher deshalb, weil es ausgezeichnete Gründe dafür gab. Barkeeper sind Typen, die den Alkoholpegel mit derselben Sicherheit bei einem abschätzen können wie die Detektoren der GRC. Er hatte seinen Gast die rote Linie überschreiten sehen und hätte ihm selbst für ein paar Piaster mehr kein weiteres Glas eingeschenkt. So sind diese Typen. Sie erscheinen einem wie Händler, sind aber in Wirklichkeit Chemiker, menschenfreundliche Wachposten und Retter auf hoher See. Außerdem hatte er ihm auch noch die Mütze aufgesetzt, daran erinnerte er sich gut.

Das war alles, was man darüber sagen konnte, schloß Adamsberg und ging zu seinem Appartement zurück. Kolossales Besäufnis und heftiger Schlag gegen die Stirn. Vollgesoffen und niedergestreckt. Er hatte zweieinhalb Stunden für diesen verfluchten Pfad gebraucht, zwischen Vorwärtskommen und Zusammenbrechen. Und war so betrunken gewesen, daß sein aufgeweichtes Gedächtnis sich geweigert hatte, auch nur das geringste zu notieren. Er war in diese Bar gegangen, um das berühmte Vergessen zu finden, das am Grunde der Gläser

hockte. Na schön, er hatte sein Ziel erreicht und war weit darüber hinausgeschossen.

Wieder heimgekehrt, fühlte er sich schon kräftig genug, um seine Sachen zu packen und das weiße Appartement in Ordnung zu bringen. Ordnung hätte er auch gern in Paris vorgefunden. Er hatte sie satt, diese Turbulenzen, diese düsteren Kumuluswolken, die sich gegenseitig stießen wie aufgeblähte Kröten, den Blitz natürlich nicht zu vergessen. Die Wolken mußten aufgelöst, in kleine Fetzen zerschnitten und jedes dieser Fetzchen in die Wabenzelle einer Mikropalette gesetzt werden. Anstatt alles durcheinander in eine große Tasche zu schmeißen, die kein Mensch tragen konnte. Er würde die Klippen so behandeln, wie er es hier gelernt hatte, er würde die Wolken Probe für Probe schaufeln, und der Länge nach geordnet. Wenn er in der Lage dazu war. Er dachte an die nächste Klippe, die in Sicht kam: Noëlla morgen auf dem Flughafen, bereit für den Flug um zwanzig Uhr zehn.

Von seinem Schmerz im Schädel befreit, traf Adamsberg am Morgen pünktlich in der GRC ein, parkte seinen Wagen unter demselben Ahornbaum, grüßte das Eichhörnchen und fand in diesen Wiederbegegnungen mit seinen kurzzeitigen Quebecer Gewohnheiten einen reinigenden Trost. Alle Kollegen erkundigten sich nach seinem Befinden, ohne daß irgend jemand eine ironische Bemerkung über sein Besäufnis fallenließ. Herzlichkeit und Diskretion. Ginette beglückwünschte ihn zum Rückgang der Schwellung auf der Stirn und trug noch einmal ihre klebrige Salbe auf. Eine solche Diskretion, stellte er mit Erstaunen fest, daß Laliberté es nicht einmal für notwendig erachtet hatte, die französische Mannschaft über den Vorfall in der *Schleuse* zu informieren. Der Surintendant hatte es bei der nüchternen Version des nächtlichen Unfalls mit dem tiefhängenden Ast bewenden lassen. Adamsberg wußte die Feinheit dieser Unterlassung zu schätzen, war es doch stets verlockend, sich über eine gute Trinkerstory zu amüsieren. Danglard hätte aus seiner Säuerpleite einen Vorteil gezogen, und Noël hätte sicherlich einigen gepfefferten Witzen nicht widerstehen können. Bekanntlich aber zog ein Witz oft einen anderen nach sich, und wenn der Vorfall bis zu Brézillon gedrunken wäre, hätte er seine Auswirkungen auch im Fall Favre zu spüren bekommen. Ginette war als einzige informiert worden, um ihn behandeln zu können, und sie hatte gleichfalls geschwiegen. Hier mußten Taktgefühl und Zurückhaltung ein Gerüchtezimmer auf die Größe eines Plättchens verkleinern, während in Paris Gerüchte stets die Neigung hatten, durch die Mauern zu sickern und über die Straße bis zur *Brasserie der Philosophen* zu fließen.

Nur Danglard erkundigte sich nicht nach seiner Gesundheit. Der nahe bevorstehende Abflug hatte ihn erneut in einen Zustand verstörter Erstarrung getaucht, den er den Leuten aus Quebec, so gut es ging, zu verbergen suchte.

Adamsberg verbrachte den letzten Tag als eifriger Schüler unter der Vormundschaft von Alphonse Philippe-Auguste, der ein so schlichter Mensch war wie sein Nachname berühmt. Um fünfzehn Uhr ordnete der Surintendant den Abschluß der Arbeiten an und versammelte die sechzehn Teamkollegen für ein Resümee und einen Abschiedsumtrunk.

Der zurückhaltende Sanscartier kam auf Adamsberg zu.

»Dir war wohl 'n bißchen trübe zumute, nehm ich an?« fragte er.

»Wieso?« meinte Adamsberg vorsichtig.

»Du willst mir doch nicht weismachen, daß einer wie du gegen einen Ast läuft. Du bist ein Waldmensch, du kanntest den Pfad besser als deine Stiefel.«

»Also?«

»Also in meinem ganz persönlichen Buch warst du wegen deines Falls oder einer anderen Sache, die dich ankotzt, bedrückt. Du hast ins Glas geschaut und bist gegen den Ast gelaufen.«

Ein Mann für den Außendienst, dieser Sanscartier, ein Observierungstyp.

»Was hat es schon für eine Bedeutung«, fragte Adamsberg, »auf welche Weise man gegen einen Ast rennt?«

»Genau darum geht's. Irgendwann ist man so bedrückt, daß man dauernd Äste abkriegt. Und wegen deines Dämons mußt du ihnen ausweichen. Du solltest nicht warten, bis das Wasser gefriert, um ans andere Ufer zu kommen, kannst du mir folgen?

Räum alles nach draußen, steig den Hang hoch und halt dich fest.«

Adamsberg lächelte ihm zu.

»Vergiß mich nicht«, sagte Sanscartier und reichte ihm die Hand. »Du hast versprochen, mir Bescheid zu geben, wenn du deinen verdammten Kerl geschnappt hast. Könntest du mir vielleicht ein Fläschchen Seife mit Mandelmilch schicken?«

»Wie bitte?«

»Ich kannte mal einen Franzosen, der so was hatte. Ich persönlich mochte den Duft sehr.«

»Verstanden, Sanscartier, ich werde dir ein Päckchen fertigmachen.«

Glück in der Seife. Einige Sekunden lang beneidete Adamsberg den Sergent um seine Wünsche. Der Duft von Mandelmilch würde hervorragend zu ihm passen. Ja, er mußte für ihn erfunden worden sein.

In der Flughafenhalle überprüfte Ginette ein letztes Mal den Bluterguß auf Adamsbergs Stirn, während er unruhig nach Noëlla Ausschau hielt. Die Einstiegszeit rückte immer näher, und keine Noëlla kam in Sicht. Er begann freier zu atmen.

»Wenn es wegen des Drucks im Flugzeug anfängt zu pochen, nimmst du das hier«, sagte Ginette und legte ihm vier Tabletten in die Hand.

Dann steckte sie die Salbentube in sein Gepäck und verordnete ihm, die Salbe noch eine Woche lang aufzutragen.

»Vergiß es nicht«, fügte sie mißtrauisch hinzu.

Adamsberg umarmte sie, dann verabschiedete er sich vom Surintendant.

»Danke für alles, Aurèle, und danke, daß du den Kollegen nichts gesagt hast.«

»Criss, das passiert doch jedem mal, daß er sich den Kopp zuschmiert. Aber man sollte so 'ne Meldung nicht gleich ausposaunen, damit alle es spitzkriegen. Nachher kann man ihnen das Maul nämlich nicht mehr zuhalten.«

Der Start der Triebwerke hatte auf Danglard dieselbe unheilvolle Wirkung wie auf dem Hinflug. Diesmal hatte Adamsberg es vermieden, sich neben ihn zu setzen, dafür aber Retancourt als Sachbearbeiterin hinter ihn plazierte. Und sie bearbeitete ihn denn auch zweimal während des Fluges, so daß bei der Landung der Maschine am Morgen in Roissy jeder dösig war, mit Ausnahme von Danglard, der ausgeruht und in Form zu sein schien. Daß er sich heil auf dem Boden der Hauptstadt wiederfand, eröffnete ihm neue Horizonte und eine nachsichtige, optimistische Sicht auf die Dinge. Was ihn, bevor er in den Bus stieg, auch bewog, auf Adamsberg zuzugehen.

»Tut mir leid wegen neulich abend«, sagte er zu ihm, »ich bitte Sie um Entschuldigung. Ich wollte das nicht sagen.«

Adamsberg nickte kurz, dann gingen alle Mitglieder der Brigade auseinander. Ein Tag zum Ausruhen und Verarbeiten.

Und zum Wiedereingewöhnen. Im Gegensatz zu den riesigen kanadischen Weiten kamen ihm Paris eng, die Bäume kümmerlich, die Straßen überfüllt und die Eichhörnchen wie Tauben vor. Es sei denn, er war es, der kleiner zurückgekehrt war. Er mußte nachdenken, die Proben in Streifen und Stränge trennen, daran erinnerte er sich.

Kaum war er zu Hause, brühte er sich einen richtigen Kaffee, setzte sich an den Küchentisch und machte sich an die für ihn eher ungewohnte Aufgabe des geordneten Nachdenkens. Karteikarte, Bleistift, Wabenzellenplatte, Wolkenproben. Was dabei herauskam, war eines Lasersequenzers noch nicht würdig. Nach einer anstrengenden Stunde hatte er nur wenig notiert.

Der tote Richter, der Dreizack. Raphaël. Die Bärenkrallen, der Pinksee, der Teufel im Weihwasser. Der Urfisch. Vivaldis Warnung. Der fremde Vater, 2 Labradors.

Danglard: »In meinem ganz persönlichen Buch sind Sie ein richtiger Idiot, Kommissar.« Sanscartier der Gute: »Such deinen verdammten Dämon, und solange du drauf wartest, ihn endlich am Schlafittchen zu packen, fall nicht auf.«

Besäufnis. Zweieinhalb Stunden auf dem Pfad.

Noëlla. Vom Halse geschafft.

Das war alles. Und noch immer ungeordnet. Eine positive Sache allerdings stach aus diesem Durcheinander hervor: Er war dieses verrückte Mädchen los, und das war schon mal ein befriedigender Schlußpunkt.

Beim Auspacken fand er die Salbe von Ginette Saint-Preux. Nicht gerade das, was man als Reisesouvenir bezeichnen konnte, obgleich ihm in dieser Tube die ganze Liebenswürdigkeit seiner Kollegen in Quebec versammelt zu sein schien. Verdammt gute Schumms. Um keinen Preis durfte er vergessen, Sanscartier parfümierte Seife zu schicken. Was ihn plötzlich daran erinnerte, daß er nichts für Clémentine mitgebracht hatte, nicht mal einen Topf Ahornsirup.

Der Haufen Arbeit, der ihn an diesem Donnerstagmorgen im Büro erwartete, arrangiert zu fünf hohen Stapeln Papier auf seinem Tisch, hätte ihn am liebsten zur Seine flüchten lassen, selbst wenn ihm diese gegenüber dem gewaltigen Ottawa River nun schlichtweg dürftig erschien. Dennoch reizte ihn solch ein Spaziergang weit mehr als das Akten-Durchlesen. »Verlesen«, hätte Clémentine gesagt. Gemüse verlesen, Akten verlesen.

Seine erste Handlung bestand darin, an seiner Pinnwand eine Postkarte festzustecken, auf der inmitten roter Blätter der Ottawa River seine Wasserfälle tosen ließ. Er trat zurück und begutachtete die Wirkung, die ihm so kläglich erschien, daß er die Karte gleich wieder entfernte. Ein Foto konnte den eisigen Wind nicht wiedergeben, nicht das Dröhnen des Wassers oder das wütende Geschnatter des Ringelanters.

Den ganzen Tag »verlas« er Akten, prüfte, unterschrieb, sortierte, machte sich ein Bild von den Fällen, die in den zurückliegenden vierzehn Tagen auf die Brigade zugekommen waren. Auf dem Boulevard Ney hatte ein Kerl einen anderen niedergeknüppelt und als Krönung seines Werks noch auf ihn draufgepinkelt. *War nich gerade ein Plus, auf die Leiche zu pissen, Mensch.* Den würde er dank seiner Pisse kräftig bei den Nüssen packen.

Er zeichnete die Berichte seiner Lieutenants ab und unterbrach seine Arbeit für einen Gang zum Getränkeautomaten, um einen »Normalen« zu ziehen. Auf einem der hohen Hocker saß Mordent wie ein dicker grauer Vogel auf einem Schornstein und trank eine Schokolade.

»Ich habe mir erlaubt, Ihren Fall in den *Elsässer Neuesten Nachrichten* ein wenig zu verfolgen«, sagte er und wischte sich

die Lippen ab. »Vétilleux ist in U-Haft, der Prozeß findet in drei Monaten statt.«

»Er war es nicht, Mordent. Ich habe alles getan, um Trabelmann davon zu überzeugen, aber nichts zu machen, er glaubt mir nicht. Niemand.«

»Nicht genügend Beweise?«

»Nicht einer. Der Mörder gehört zur Spezies der immer wieder Untertauchenden, seit Jahren schon rennt er im Nebel.«

Er würde Mordent nicht erzählen, daß er längst tot war, und so das Vertrauen seiner Männer reihenweise verlieren. *Versuch nicht, ihnen was weiszumachen*, hatte Sanscartier gesagt.

»Wie gedenken Sie denn vorzugehen?« fragte Mordent interessiert.

»Einen nächsten Mord abwarten und versuchen, ihn dabei zu erwischen, bevor er wieder untertaucht.«

»Nicht gerade gewaltig«, kommentierte Mordent.

»Natürlich nicht. Aber wie soll man vorgehen, wenn man ein Gespenst fassen will?«

Merkwürdigerweise dachte Mordent über die Frage nach. Adamsberg nahm auf einem nebenstehenden Hocker Platz und ließ die Beine baumeln. An der Wand des Gerüchtezimmers standen acht solcher festgeschraubten Hocker, und Adamsberg dachte oft, wenn sich einmal acht von ihnen gleichzeitig darauf niederlassen würden, ergäbe das einen hübschen Vogelschwarm auf einer Stromleitung, bereit zum Abflug. Eine Situation, die sich aber noch nie ergeben hatte.

»Wie?« beharrte Adamsberg.

»Indem man es ir-ri-tiert«, erklärte Mordent.

Der Commandant sprach stets sehr bedächtig, zog die Silben übertrieben weit auseinander und betonte manchmal sogar eine von ihnen noch besonders, wie ein Finger auf einer Klaviertaste

verweilt. Ein abgehackter, langsamer Sprachrhythmus, der die Eile vieler störte, aber dem Kommissar zusagte.

»Genauer gesagt?«

»In Schauergeschichten zieht eine Familie in ein Haus, in dem es spukt. Bis zu diesem Punkt verhielt sich das Hausgespenst ganz gemütlich, es fiel nie-mandem auf die Nerven.«

Ganz offensichtlich mochte nicht nur Trabelmann Märchen. Mordent auch. Vielleicht alle, und sogar Brézillon.

»Und dann?« fragte Adamsberg, der sich, aus Zeitverschiebungsgründen, einen zweiten Normalen holte und sich wieder auf seine Hühnerstange setzte.

»Dann ir-ri-tieren die Neuankömmlinge das Gespenst. Und warum? Weil sie um-räumen, die Schränke säubern, die alten Koffer wegschaffen, den Dachboden leer räumen, es aus seinen Schlupfwinkeln vertreiben. Kurzum, sie versperren ihm seine Verstecke. Oder stehlen ihm sein inn-igstes Geheimnis.«

»Welches Geheimnis?«

»Nun, immer dasselbe: seine Ur-schuld, sein erster Mord. Denn wenn es keine furchtbare Schuld gäbe, wäre der Kerl ja nicht dazu verdammt, seit drei Jahrhunderten in dem Kasten herumzuspu-ken. Eine eingemauerte Gattin, ein Brudermord, was weiß ich? Eben solche Sachen, durch die Gespenster entstehen.«

»Das ist wahr, Mordent.«

»Woraufhin das Gespenst, in die Enge getrieben und um seine Zufluchtsorte gebracht, nervös wird. Genau an diesem Punkt beginnt das Ganze. Es kommt hervor, es rächt sich und wird schließlich zu jemandem. Von da ab kann der Kampf sich entspinnen.«

»So wie Sie darüber reden, glauben Sie daran? Kennen Sie solche Fälle?«

Mordent lächelte und strich sich über seinen kahlen Schädel.

»Sie waren es doch, der von Gespenstern gesprochen hat. Ich erzähle Ihnen bloß die Geschichte. Das ist amüsant. Und natürlich auch interessant. Ganz am Grunde der Märchen liegt immer ein schweres Gewicht. Schlamm, ewiger Schlamm.«

Der Pinksee zog durch Adamsbergs Gedanken.

»Was für ein Schlamm?« fragte er.

»Eine Wahrheit, die so schockierend ist, daß man sie nur im Gewand des Märchens auszusprechen wagt. Und inszeniert in Schlössern, mit Kleidern aus alten Zeiten, mit Geistern und Eseln, die Gold scheißen.«

Mordent amüsierte sich und schmiß seinen Becher in den Mülleimer.

»Das wichtigste ist, sich bei der Decodierung nicht zu irren und genau zu zielen.«

»Irritieren, Zuflucht versperren, die Ursünde heraustreiben.«

»Leichter gesagt als getan. Haben Sie meinen Bericht über den Lehrgang in Quebec gelesen?«

»Gelesen und abgezeichnet. Man könnte meinen, Sie seien dort gewesen. Wissen Sie, wer bei den Cops in Quebec die Tür bewacht?«

»Ja. Ein Eichhörnchen.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Estalère. Das hat ihn am meisten erstaunt. Freiwillig oder dienstverpflichtet?«

»Estalère?«

»Nein, das Eichhörnchen.«

»Freiwillig aus Berufung. Hat sich auch in eine Puppe verknallt, was sich nachteilig auf die Arbeit ausgewirkt hat.«

»Estalère?«

»Nein, das Eichhörnchen.«

Adamsberg setzte sich wieder an seinen Tisch und dachte über Mordents Erklärungen nach. Die Schränke ausräumen, austreiben, Zuflucht versperren, provozieren. Den Toten irritieren. Mit Laser die Urschuld aufdecken. Alles ausräumen, alles hinauswerfen. Eine große Unternehmung, die zu einem Sagenhelden paßte und mit der er vierzehn Jahre lang gescheitert war. Kein Pferd, kein Schwert, keine Rüstung.

Und keine Zeit. Er nahm den zweiten Aktenstapel in Angriff. Wenigstens rechtfertigte diese Notwendigkeit die Tatsache, daß er noch kein Wort mit Danglard gewechselt hatte. Er fragte sich, wie er mit diesem neuerlichen Schweigen umgehen sollte. Der Capitaine hatte sich bei ihm entschuldigt, doch das Eis blieb fest. Von Wehmut getrieben, hatte Adamsberg am Morgen den internationalen Wetterbericht gehört. Die Temperaturen in Ottawa schwankten noch immer zwischen minus acht Grad am Tage und minus zwölf in der Nacht. Kein Tauwetter in Sicht.

Am nächsten Tag verspürte der Kommissar, der noch immer an seinem zweiten Stapel saß, eine leichte Unruhe in sich summen, wie ein Insekt, das sich in seinem Körper eingenistet hatte und zwischen seinen Schultern und dem Bauch dröhnte. Eine ihm ziemlich vertraute Empfindung. Kein Vergleich zu den furchtbaren, ihn so erschöpfenden Anfällen, wenn der Richter wie ein Torpedo plötzlich aufgetaucht war. Nein, nur dieses bescheiden summende Insekt, ein kleines Nichts, das hier und da anstieß, wie ein schmollendes Unbehagen, das nach Aufmerksamkeit verlangte. Von Zeit zu Zeit holte er seine Karteikarte heraus, auf die er nun auch Mordents Kniffe hinsichtlich der besten Methode, Gespenster zu irritieren, notiert hatte. Und überflog sie, die Augen in der Butter, wie der Barkeeper von der *Schleuse* gesagt hatte.

Gegen fünf Uhr trieb ihn ein leichter Kopfschmerz zum Kaffeeautomaten. Na schön, sagte sich Adamsberg und rieb seine Stirn, ich halte das Insekt jetzt an beiden Flügeln. Sein Besäufnis in der Nacht des 26. Oktober. Es war doch nicht

dieses Besäufnis, das in ihm summte, sondern die verdammten zweieinhalb Stunden des Vergessens. Mit Wucht kam die Frage wieder in ihm hoch. Was konnte er nur während dieser ganzen Zeit auf dem Tragestellen-Pfad angestellt haben? Und was konnte dieses winzige Bruchstück entgangenen Lebens ihm schon bedeuten? Er hatte den fehlenden Strang im Fach Poröse Erinnerung infolge alkoholischer Durchtränkung abgelegt. Aber diese Einordnung befriedigte seinen Geist offenbar nicht, der fehlende Strang sprang wieder und wieder aus seinem Fach heraus, um ihn leise zu piesacken.

Warum? fragte sich Adamsberg und rührte in seinem Kaffee. War es die Vorstellung, ein Stückchen seines Lebens verloren zu haben, die ihn störte, so als hätte man ihn verstümmelt, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen? Oder sagte ihm die simple Erklärung mit dem Alkohol nicht zu? Oder machte er sich, schlimmer noch, Gedanken über das, was er in diesen zwei ausgelöschten Stunden gesagt oder getan haben könnte? Warum? Diese Sorge erschien ihm so abwegig, wie sich über Worte zu beunruhigen, die man im Schlaf gesprochen hat. Denn was konnte er anderes getan haben, als mit blutverschmiertem Gesicht umherzuwanken, hinzustürzen, zu schlafen und, warum nicht, auf allen vieren weiterzukriechen? Nichts anderes. Doch das Insekt vibrierte. Um ihn lediglich nur zu nerven oder aus einem bestimmten Grund?

Von diesen vergessenen Stunden war ihm kein Bild, nur ein Gefühl geblieben. Und zwar, so wagte er zu formulieren, ein Gefühl von Gewalt. Das mußte an diesem Ast liegen, der ihn umgehauen hatte. Aber konnte er einem Ast böse sein, der selbst keinen einzigen Tropfen getrunken hatte? Einem passiven und nüchternen Feind? Konnte man sagen, daß der Ast ihm Gewalt angetan hatte? Oder war's umgekehrt?

Anstatt in sein Büro zurückzugehen, setzte er sich auf die Ecke von Danglards Tisch und warf seinen leeren Becher genau in den Papierkorb.

»Danglard, mir sitzt ein Insekt im Körper.«

»Ach ja?« fragte Danglard vorsichtig.

»Dieser Sonntag, der 26. Oktober«, fuhr Adamsberg langsam fort, »der Abend, an dem Sie zu mir sagten, ich sei ein richtiger Idiot, Kommissar, erinnern Sie sich?«

Der Capitaine bestätigte mit einer Geste und machte sich auf eine Auseinandersetzung gefaßt. Nun würde Adamsberg wohl den ganzen Streitsack ausschütten, wie sie in der GRC sagten, und der Sack war schwer. Doch was dann folgte, verlief nicht wie angenommen. Wie stets überraschte ihn der Kommissar da, wo er es nicht erwartete.

»An demselben Abend bin ich auf dem Pfad gegen diesen Ast geprallt. Ein heftiger Schlag, ein wuchtiger Schlag. Sie wissen das.«

Danglard nickte. Der Bluterguß auf der Stirn, bestrichen mit Ginettes gelber Salbe, war noch immer deutlich zu erkennen.

»Was Sie allerdings nicht wissen, ist, daß ich nach unserem Gespräch direkt in die *Schleuse* gerannt bin, in der Absicht, mich volllaufen zu lassen. Was ich auch mit aller Entschlossenheit getan habe, bis mich der wachsame Barkeeper rausgeschmissen hat. Ich brabbelte irgendwas über meine Großmutter, er hatte schließlich die Nase voll.«

Danglard stimmte ihm vorsichtig zu, da er nicht wußte, worauf Adamsberg hinauswollte.

»Auf dem Pfad dann habe ich mich von Baum zu Baum vorangetastet, und deshalb konnte ich auch diesem Ast nicht ausweichen.«

»Ich verstehe.«

»Was Sie auch nicht wissen, ist, daß es bei dem

Zusammenprall elf Uhr abends war, und nicht später. Ich war fast auf der Hälfte der Strecke, wahrscheinlich ganz in der Nähe der Baustelle. Dort, wo sie wieder junge Ahornbäume pflanzen.«

»Einverstanden«, sagte Danglard, der nie Lust gehabt hatte, diesen verwilderten und dreckigen Pfad zu betreten.

»Als ich aufgewacht bin, hatte ich das Ende erreicht. Ich habe mich bis zum Wohnblock geschleppt. Dem Nachtwächter habe ich gesagt, daß es ein Prügelei zwischen den Cochs und einer Gang gegeben hätte.«

»Was stört Sie denn daran? Das Besäufnis?«

Adamsberg schüttelte langsam den Kopf.

»Was Sie nicht wissen, ist, daß zwischen dem Ast und meinem Erwachen zweieinhalb Stunden vergangen waren. Ich hab's durch den Wachmann erfahren. Zweieinhalb Stunden für eine Strecke, die ich zu normalen Zeiten in einer halben Stunde zurückgelegt hätte.«

»Gut«, faßte Danglard in noch immer sachlichem Ton zusammen. »Sagen wir mal, zumindest eine schwierige Strecke.«

Adamsberg beugte sich leicht zu ihm hinüber.

»An die ich nicht die geringste Erinnerung habe«, hämmerte er. »Nichts. Kein einziges Bild, kein Geräusch. Zweieinhalb Stunden auf dem Pfad, ohne daß ich irgend etwas davon wüßte. Totaler Filmriß. Und es waren minus zwölf Grad. Ich kann nicht zwei Stunden lang bewußtlos gewesen sein. Ich wäre doch erfroren.«

»Der Schock«, schlug Danglard vor, »der Ast.«

»Keine Schädelverletzung. Ginette hat's überprüft.«

»Der Alkohol?« legte der Capitaine behutsam nahe.

»Natürlich. Deshalb komme ich ja auch zu Ihnen.«

Danglard richtete sich erleichtert auf, er war wieder in seinem

Element und die Auseinandersetzung vermieden.

»Was hatten Sie denn getrunken? Erinnern Sie sich daran?«

»Ich erinnere mich an alles bis zu dem Ast. Drei Whiskey, vier Gläser Wein und eine ordentliche Portion Cognac.«

»Gute Mischung und respektable Mengen, aber ich habe schon Schlimmeres mitgemacht. Dennoch, Ihr Körper ist nicht daran gewöhnt, und das muß man natürlich berücksichtigen. Was waren denn Ihre Symptome, abends und am nächsten Tag?«

»Keine Beine mehr. Immer gerechnet von dem Ast an. Schädel wie Blei, Erbrechen, Slack im Bauch, Drehwurm, Schwindel aller Art.«

Der Capitaine verzog ein wenig das Gesicht.

»Was bekümmert Sie, Danglard?«

»Ich muß den Bluterguß mit bedenken. Ich bin noch nie zugleich besoffen gewesen und niedergeschlagen worden. Aber bei diesem wuchtigen Schlag gegen die Stirn und der darauffolgenden Ohnmacht ist der Gedächtnisverlust durch Alkohol sehr wahrscheinlich. Nichts sagt uns, daß Sie diesen Pfad nicht rauf- und runtergelaufen sind in den zwei Stunden.«

»Zweieinhalb«, berichtete Adamsberg. »Gelaufen bin ich schon. Trotzdem, als ich aufwachte, lag ich wieder am Boden.«

»Gelaufen, gestürzt, hin und her geschlingert. Wir haben ja schon viele solcher besoffenen Typen eingesammelt, die dann in unseren Armen plötzlich weggekippt sind.«

»Ich weiß, Danglard. Und trotzdem stört es mich.«

»Verständlich. Selbst mir, und Gott weiß, wie sehr ich's gewohnt war, waren diese fehlenden Stunden nie besonders angenehm. Ich habe immer meine Saukumpane gefragt, was ich gesagt und getan habe. Aber wenn ich, wie Sie an jenem Abend, ganz allein war, ohne einen Menschen, der mich aufklären konnte, also dann hielt das Unbehagen über diesen Verlust bei mir sehr lange an.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich. Der Eindruck, man hätte ein paar Stufen seines Lebens verpaßt. Man fühlt sich irgendwie geplündert, enteignet.«

»Danke, Danglard, danke für die Hilfe.«

Die Aktenstapel schrumpften nur langsam. Während er das ganze Wochenende damit zubachte, hoffte Adamsberg, am Montag wieder für Außendienst und Dreizack bereit zu sein. Der Vorfall mit dem Pfad löste bei ihm den etwas unlogischen Drang aus, sich schnellstens von seinem Erzfeind zu befreien, der seinen Schatten auf jede seiner Handlungen warf, auf die Kratzspuren eines Bären, auf einen harmlosen See, einen Fisch, einen banalen Suff. Der Dreizack drang mit seinen Spitzen in sämtliche Ritzen seiner Schale ein.

Plötzlich richtete er sich auf und ging noch einmal in das Büro seines Stellvertreters hinüber.

»Danglard, und wenn ich mich nun gar nicht wegen des Richters oder des fremden Vaters wie ein Scheusal betrunken hätte?« sagte er, wobei er es wissentlich unterließ, auch Noëlla in der Aufzählung seiner Seelenschmerzen zu erwähnen. »Wenn nun alles hochgekommen wäre, seitdem der Dreizack aus seinem Grab gestiegen ist? Wenn ich nun gesoffen hätte, um zu erleben, was auch mein Bruder erlebt hat, das Betrinken, den Weg durch den Wald, den Verlust des Gedächtnisses? Aus einem Nachahmungstrieb heraus? Um einen Weg zu ihm zu finden?«

Adamsberg sprach mit stockender Stimme.

»Warum nicht?« antwortete Danglard ausweichend.

»Ein Wunsch nach Verschmelzung mit ihm, nach einer Wiederbegegnung, ein Bedürfnis, in seine Fußtapfen zu treten. Doch das ändert nichts an den Ereignissen jener Nacht.

Verbuchen Sie's unter Besäufnis und Erbrechen, und vergessen Sie's.«

»Nein, Danglard, es scheint mir, daß das alles ändern würde. Dann nämlich hätte der Fluß seinen Damm durchbrochen und das Schiff liefe leck. Ich muß der Strömung folgen, ja, genau da muß ich anfangen, ich muß Herr über sie werden, bevor sie mich davonträgt. Dann abdichten und Wasser ausschöpfen.«

Adamsberg blieb noch zwei lange Minuten stehen und dachte unter Danglards besorgtem Blick schweigend nach, dann ging er mit schleppendem Schritt in sein Büro zurück. Fulgence selbst bekam er nicht zu packen, aber er wußte, wo er beginnen mußte.

Ein Anruf von Brézillon weckte Adamsberg um ein Uhr nachts.

»Kommissar, ist es bei den Leuten in Quebec so üblich, daß sie sich nicht um den Zeitunterschied scheren, wenn sie bei uns anrufen?«

»Was ist denn los? Favre?« fragte Adamsberg, der so schnell wach wurde, wie er einschlief, als wäre die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit bei ihm nicht sehr scharf.

»Es geht nicht um Favre!« schrie Brézillon. »Es geht darum, daß Sie morgen um 16 Uhr 50 ins Flugzeug springen werden. Also packen Sie Ihre Sachen, und dann los!«

»Flugzeug wohin, Monsieur le Divisionnaire?« erkundigte sich Adamsberg ruhig.

»Wo sollte es denn Ihrer Meinung nach hingehen? Nach Montreal natürlich, zum Donnerwetter! Ich hatte gerade den Surintendant Légalité an der Strippe.«

»Laliberté«, berichtete Adamsberg.

»Ist mir egal. Die haben einen Mord am Hals und brauchen Sie. Schluß aus, wir haben keine Wahl.«

»Tut mir leid, aber ich begreife nicht. Wir haben uns nicht mit Tötungsdelikten der GRC beschäftigt, sondern mit genetischen Fingerabdrücken. Laliberté hat ja wohl nicht zum erstenmal in seinem Leben einen Mord am Hals.«

»Aber zum erstenmal braucht er Sie, Himmeldonnerwetter.«

»Seit wann kümmert sich die Pariser Brigade um Mordfälle in Quebec?«

»Seitdem die dort einen Brief - anonym, bitte schön - mit dem Hinweis bekommen haben, daß Sie der geeignete Mann dafür seien. Ihr Opfer ist Französin und steht in Verbindung mit was

weiß ich welcher Ermittlung, die Sie auf dem nationalen Territorium durchgeführt haben sollen. Kurz, es besteht eine Verbindung, und sie verlangen dringend nach Ihrer Kompetenz.«

»Aber Herrgott noch mal«, Adamsberg regte sich nun seinerseits auf, »sollen sie mir doch ihren Bericht zuschicken, und ich beschaffe die Auskünfte von Paris aus. Ich werde doch nicht mein Leben damit zubringen, ständig hin und her zu reisen.«

»Genau das habe ich Légalité auch gesagt, stellen Sie sich vor. Aber nichts zu machen, sie benötigen Ihre Augen. Der läßt nicht locker. Sie sollen das Opfer sehen.«

»Kommt nicht in Frage. Ich hab einen Haufen Arbeit hier. Der Surintendant soll mir seine Akte zuschicken.«

»Hören Sie zu, Adamsberg, ich sage Ihnen nochmals, wir haben keine Wahl, weder Sie noch ich. Der Minister hat ziemlich insistieren müssen, damit überhaupt eine Kooperation in Sachen DNA zustande kam. Die waren anfangs gar nicht heiß darauf. Wir sind ihnen gegenüber verpflichtet. Das heißt, wir sitzen in der Klemme. Haben Sie verstanden? Wir werden also hübsch gehorchen, und Sie werden morgen fliegen. Aber ich habe Légalité schon davon informiert, daß Sie nicht allein reisen. Sie nehmen Retancourt als Begleitperson mit.«

»Nicht nötig, ich bin in der Lage, ohne Führer zu reisen.«

»Daran zweifle ich nicht. Sie werden einfach begleitet, das ist alles.«

»Was heißt das? Eskortiert?«

»Und warum nicht? Ich habe gehört, Sie sind hinter einem Toten her, Kommissar.«

»In der Tat«, meinte Adamsberg mit gesenkter Stimme.

»Wie Sie sagen. Ich habe einen guten Freund in Straßburg, der es sich hat angelegen sein lassen, mich über Ihre Auftritte zu

informieren. Ich hatte Ihnen doch empfohlen, sich klein zu machen, erinnern Sie sich?«

»Sehr wohl. Und Retancourt wird es übernehmen, mein Treiben zu überwachen? Ich fahre auf Befehl und unter Kontrolle, ist es so?«

Brézillon dämpfte seine Stimme.

»Unter Schutz wäre genauer«, sagte er.

»Der Grund?«

»Ich lasse meine Männer nicht allein fahren.«

»Dann teilen Sie mir jemand anderen zu. Danglard.«

»Danglard wird Sie während Ihrer Abwesenheit vertreten.«

»Dann geben Sie mir Voisenet. Retancourt hat mich nicht gerade in ihr Herz geschlossen. Unser Verhältnis ist rein, aber kühl.«

»Das reicht vollkommen aus. Es bleibt bei Retancourt und niemand anderem. Sie ist ein vielseitig begabter Mensch, der seine Energie umwandeln kann in was immer er will.«

»Ja, das ist bekannt. In weniger als einem Jahr ist ja fast ein Mythos daraus geworden.«

»Jetzt ist kaum der rechte Zeitpunkt, um darüber zu diskutieren, und ich würde mich auch gern wieder schlafen legen. Sie sind mit diesem Auftrag betraut und werden ihn ausführen. Unterlagen und Tickets sind morgen um dreizehn Uhr im Büro. Gute Reise, schaffen Sie mir die Sache aus der Welt, und kommen Sie zurück.«

Adamsberg, das Telefon noch in der Hand, blieb benommen auf seinem Bett sitzen. Das Opfer eine Französin, ja und? Das unterlag doch der Zuständigkeit der GRC. Was hatte diesen Laliberté denn geritten? Ihn über den ganzen Atlantik fliegen zu lassen, nur um sie mit seinen eigenen Augen zu sehen? Wenn es sich um eine Identifizierung handelte, sollte er ihm die Fotos

doch per Mail zukommen lassen. Als was spielte der sich auf? War er der Boß der Ringelgänse?

Er weckte erst Danglard, dann Retancourt, um sie zu bitten, morgen, Samstag, auf ihrem Posten zu sein, Befehl vom Divisionnaire.

»Als was spielt der sich auf?« fragte er Danglard am nächsten Morgen. »Als Boß der Ringelgänse? Glaubt der, ich hätte kein anderes Problem, als zwischen Frankreich und Quebec hin und her zu pendeln?«

»Ehrlich, ich bedaure Sie«, meinte Danglard teilnahmsvoll, denn er selbst hätte sich nicht in der Lage gefühlt, einen weiteren Flug auf sich zu nehmen.

»Was soll das alles bedeuten? Haben Sie eine Idee, Capitaine?«

»In der Tat: nein.«

»Meine Augen. Was ist denn mit meinen *Augen*?«

Danglard blieb stumm. Adamsbergs Augen waren ohne Frage einzigartig. Gemacht aus einem Stoff, so schmelzend wie der von Braunalgen, und wie diese konnten auch sie bei Streiflicht kurz aufblitzen.

»Noch dazu mit Retancourt«, fügte Adamsberg hinzu.

»Was vielleicht gar keine so schlechte Wahl ist. Ich fange langsam an zu glauben, daß Retancourt eine außergewöhnliche Frau ist. Sie schafft es, ihre Energie umzuwan ...«

»Ich weiß, Danglard, ich weiß.«

Adamsberg seufzte und setzte sich.

»Da ich offenbar keine Wahl habe, wie Brézillon geschrien hat, werden Sie eine dringende Nachforschung für mich anstellen müssen.«

»Ich höre.«

»Ich will nicht meiner Mutter damit auf die Nerven fallen, verstehen Sie. Es ist so schon schwer genug für sie.«

Danglard kniff die Augen zusammen und kaute auf dem Ende seines Bleistifts herum. Er hatte langjährige Erfahrungen mit den ungereimten Äußerungen des Kommissars, aber seine Exzesse in puncto Nonsense und seine abrupten Gedankensprünge beunruhigten ihn von Tag zu Tag mehr.

»Sie werden das machen, Danglard. Sie sind besonders begabt dafür.«

»Was machen?«

»Meinen Bruder finden.«

Danglard riß einen ganzen Splitter von seinem Bleistift ab und behielt ihn zwischen den Zähnen. Darauf hätte er liebend gern ein Glas Weißwein getrunken, jetzt, um neun Uhr früh. *Seinen Bruder finden.*

»Wo?« fragte er vorsichtig.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.«

»Friedhöfe?« murmelte Danglard und spuckte den Holzsplitter in seine Hand.

»Was hat das damit zu tun?« sagte Adamsberg und warf ihm einen überraschten Blick zu.

»Es hat was mit der Tatsache zu tun, daß Sie bereits einen Mörder suchen, der seit sechzehn Jahren tot ist. Da mache ich nicht mit.«

Adamsberg starrte enttäuscht auf den Boden.

»Sie folgen mir nicht mehr, Danglard. Sie haben sich von mir distanziert.«

»Wohin sollte ich Ihnen denn folgen?« Danglard hob die Stimme. »In Gräber?«

Adamsberg schüttelte den Kopf.

»Distanziert, Danglard«, wiederholte er. »Sie kehren mir den

Rücken, was auch immer ich zu Ihnen sage. Weil Sie sich entschieden haben. Für den Anderen.«

»Das hat nichts mit dem Anderen zu tun.«

»Womit dann?«

»Ich hab genug davon, Tote zu suchen.«

Resigniert zuckte Adamsberg mit den Achseln.

»Wirklich schade, Danglard. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, werde ich es allein tun. Ich muß ihn sehen, und ich muß mit ihm sprechen.«

»Und wie?« fragte Danglard durch die Zähne hindurch.

»Über Tischerücken?«

»Wieso Tische?«

Der Capitaine forschte im erstaunten Blick des Kommissars.

»Er ist doch tot!« schrie Danglard. »Tot! Wie gedenken Sie denn, die Zusammenkunft zu arrangieren?«

Adamsberg schien auf der Stelle zu erstarren, das Leuchten in seinem Gesicht erlosch wie in der Dämmerung.

»Er ist tot?« wiederholte er leise. »Wissen Sie das genau?«

»Herrgott noch mal, Sie selbst haben es mir doch erzählt! Daß Sie Ihren Bruder verloren haben. Daß er sich nach dieser Geschichte umgebracht hat.«

Adamsberg lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und atmete tief durch.

»Jetzt dümmert's langsam, mein Lieber, ich dachte, Sie wüßten etwas Neues. Ich habe meinen Bruder verloren, ja, vor fast dreißig Jahren. Das heißt, er hat sich zurückgezogen, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Aber, großer Gott, er ist noch immer am Leben. Und ich muß ihn sehen. Wir werden nicht Tische rücken, Danglard, sondern Software befragen. Sie werden ihn via Internet suchen: Mexiko, Vereinigte Staaten,

Kuba und anderswo. Immer auf Wanderschaft, war er in vielen Städten, hatte viele Berufe, zumindest am Anfang.«

Der Kommissar malte mit dem Finger Kurven auf den Tisch, wobei seine Hand den ruhelosen Weg seines Bruders nachzeichnete. Nur mit Mühe konnte er weiterreden.

»Vor fünfundzwanzig Jahren war er Gemischtwarenhändler im Staat Chihuahua, nahe der Grenze zu den Vereinigten Staaten. Er hat Kaffee verkauft, Geschirr, Wäsche, Meskal, Bürsten. Auch Porträts, die er auf öffentlichen Plätzen zeichnete. Er ist ein großartiger Zeichner.«

»Tut mir aufrichtig leid, Kommissar«, sagte Danglard.

»Ich hatte etwas völlig anderes verstanden. Sie sprachen von ihm wie von einem, der von uns gegangen ist.«

»Das ist er ja auch.«

»Haben Sie keine genaueren, aktuelleren Auskünfte?«

»Meine Mutter und ich meiden dieses Thema. Aber vor vier Jahren habe ich im Dorf eine Postkarte gefunden, die in Puerto Rico aufgegeben worden war. Er umarmte sie. Das war der letzte Hinweis.«

Danglard notierte sich ein paar Zeilen auf einem Blatt.

»Sein vollständiger Name?« fragte er.

»Raphaël Félix Franck Adamsberg.«

»Sein Geburtsdatum und -ort, Eltern, Schulabschlüsse, Interessenfelder?«

Adamsberg lieferte ihm alle Informationen, von denen er wußte.

»Werden Sie es tun, Danglard? Werden Sie ihn suchen?«

»Ja«, brummte Danglard, der es sich übelnahm, Raphaël vorzeitig unter die Erde gebracht zu haben. »Zumindest werde ich's versuchen. Aber natürlich hat bei der ganzen liegengebliebenen Arbeit hier anderes Vorrang.«

»Es wird langsam dringend. Der Fluß hat seine Dämme durchbrochen, ich sagte es Ihnen.«

»Es gibt andere Dringlichkeiten«, murkte der Capitaine.

»Und heute ist Samstag.«

Der Kommissar traf Retancourt dabei, wie sie auf ihre Weise den wieder einmal blockierten Fotokopierer reparierte. Er informierte sie über ihren Auftrag und die Abflugzeit. Brézillons Befehl entlockte ihr trotz allem einen Ausdruck des Erstaunens. Sie löste ihren kurzen Pferdeschwanz und band ihn mechanisch wieder zusammen. Eine Art, die Zeit zu unterbrechen und nachzudenken. Man konnte sie also doch überraschen.

»Ich verstehe nicht«, sagte sie. »Was ist denn los?«

»Ich weiß nichts Genaues, Retancourt, aber wir werden noch einmal fliegen müssen. Sie verlangen nach meinen Augen. Tut mir leid, daß der Divisionnaire Sie für diese Aufgabe bestimmt hat. Als Geleitschutz«, präzisierte er.

Eine halbe Stunde vor dem Abflug, Adamsberg saß schweigend im Wartebereich neben seinem blonden, kräftigen Lieutenant, sah er Danglard zwischen zwei Wachmännern des Flughafenpersonals hereinkommen. Der Capitaine sah müde aus und war außer Atem. Er war gerannt. Nie im Leben hätte Adamsberg das für möglich gehalten.

»Diese Kerle hätten mich fast zur Weißglut getrieben«, sagte er und zeigte auf seine Wächter. »Sie wollten mich einfach nicht durchlassen. Hier«, sagte er zu Adamsberg und reichte ihm einen Umschlag. »Und viel Glück.«

Adamsberg hatte keine Zeit, ihm zu danken, da die Wachmänner den Capitaine sofort wieder in den Publikumsbereich zurückführten. Er besah sich den braunen Umschlag, den er in der Hand hielt.

»Öffnen Sie ihn nicht?« fragte Retancourt. »Scheint dringend zu sein.«

»Ist es auch. Aber ich zögere.«

Mit unsicherem Finger hob er die Klappe des Umschlags. Danglard hinterließ ihm eine Adresse in Detroit und einen Beruf, Taxifahrer. Er hatte auch den Abzug eines Fotos dazugelegt, einen Ausschnitt aus einer Website über Zeichner. Er betrachtete dieses Gesicht, das er seit dreißig Jahren nicht gesehen hatte.

»Sie?«

»Mein Bruder«, sagte Adamsberg leise.

Der ihm noch immer ähnelte. Eine Adresse, ein Beruf, ein Foto. Danglard war eine hochbegabte Spürnase, was Verschollene anging, aber er mußte wie ein Ochse geschuftet haben, um in weniger als sieben Stunden zu diesem Ergebnis zu gelangen. Mit einem Erschauern machte er den Umschlag wieder zu.

Trotz der offiziellen Herzlichkeit beim Empfang am Montrealer Flughafen, von wo Portelance und Philippe-Auguste sie abholten, hatte Adamsberg das Gefühl, abgeführt zu werden. Ziel: das Leichenschauhaus in Ottawa, trotz der späten Stunde für die beiden Franzosen, Mitternacht war längst vorbei. Zu Beginn der Fahrt versuchte Adamsberg noch, seinen ehemaligen Teamkollegen Informationen zu entlocken, aber sie blieben vage wie fremde Chauffeure. Schweigepflicht, zwecklos, weiter zu insistieren. Adamsberg gab Retancourt ein Zeichen, daß er aufgab, und nutzte die Frist zum Schlafen. Es war schon nach zwei Uhr morgens, als man sie in Ottawa weckte.

Der Surintendant hielt einen warmherzigeren Gruß für sie bereit, schüttelte energisch ihre Hände und dankte Adamsberg, daß er der Reise zugestimmt hatte.

»Hatte ja keine Wahl«, antwortete Adamsberg. »Sag mal, Aurèle, wir sind hundemüde. Kann deine Leiche nicht bis morgen warten?«

»Tut mir leid, wir werden euch danach zum Hotel bringen. Aber die Familie drängt auf schnellstmögliche Rückführung. Je eher du sie gesehen hast, desto besser.«

Adamsberg sah, wie der Blick des Surintendant ihm bei dieser Lüge auswich. Beabsichtigte Laliberté etwa, seine Müdigkeit auszunutzen? Ein alter Trick der Cochs, den er nur bei manchen Verdächtigen anwandte, aber nie bei Kollegen.

»Dann gewähr mir wenigstens noch einen Normalen«, sagte er. »Einen starken.«

Adamsberg und Retancourt, riesige Becher in der Hand, folgten dem Surintendant in den Raum mit den Leichenfächern, wo der wachhabende Arzt vor sich hin döste.

»Laß uns nicht warten, Reynald«, wies Laliberté den Arzt an, »sie sind müde.«

Reynald schlug das blaue Laken zurück, mit dem das Opfer bedeckt war.

»Stopp«, befahl Laliberté, als das Tuch bis zu den Schultern hochgeschoben war. »Das reicht. Sieh dir das an, Adamsberg.«

Adamsberg beugte sich über die Leiche einer sehr jungen Frau und kniff die Augen zusammen.

»Scheiße«, stieß er hervor.

»Bista überrascht davon?« fragte Laliberté mit unbeweglichem Lächeln.

Adamsberg sah sich plötzlich ins Leichenschauhaus des Straßburger Vororts versetzt, vor den Körper von Elisabeth Wind. Drei nebeneinanderliegende Löcher hatten den Unterleib der jungen Toten durchbohrt. Hier, zehntausend Kilometer vom Revier des Dreizacks entfernt.

»Ein Holzlineal, Aurèle«, bat er leise, indem er die Hand ausstreckte, »und ein Maßband. Eins mit Zentimetereinteilung, bitte.«

Erstaunt, hörte Laliberté zu lächeln auf und ließ den Arzt die Geräte holen. Adamsberg führte schweigend seine Messungen durch, dreimal, genau wie er es drei Wochen zuvor bei dem Opfer von Schiltigheim getan hatte.

»17,2 Zentimeter Länge und 0,8 Zentimeter Höhe«, murmelte er und schrieb die Zahlen in sein Notizheft.

Noch einmal überprüfte er die Anordnung der Wunden, die eine absolut gerade Linie bildeten.

»17,2 Zentimeter«, wiederholte er für sich und unterstrich dieses Maß. Drei Millimeter mehr als die maximale Länge der Querstrebe, die er kannte. Und trotzdem.

»Die Tiefe der Wunden, Laliberté?«

»Ungefähr sechs Daumen.«

»Das sind?«

Der Surintendant krauste die Stirn, als er umrechnete.

»Zirka 15,2 Zentimeter«, erklärte der Arzt schnell.

»Dieselbe bei allen drei Einstichen?«

»Identisch.«

»War Erde in den Wunden? Verschmutzungen?« fragte Adamsberg den Arzt. »Oder war's ein sauberes und neues Werkzeug?«

»Nein, es waren Humuspartikel daran, Blätter und winzige Kiesel bis tief in die Wunden hinein.«

»Ach«, sagte Adamsberg.

Er gab Laliberté Lineal und Maßband zurück und überraschte den Surintendant bei seinem verblüfften Gesichtsausdruck. Als hätte er etwas völlig anderes als diese sorgfältige Untersuchung von ihm erwartet.

»Was ist, Aurèle? War es nicht das, was du wolltest? Daß ich sie sehe?«

»Doch«, sagte Laliberté unschlüssig. »Aber, Criss, was bedeutet das, alle diese Messungen?«

»Die Waffe? Habt ihr sie?«

»Keine Spur, wo denkst du hin. Aber meine Techniker haben sie rekonstruiert. Es ist ein großes Stecheisen mit flacher Klinge.«

»Deine Techniker kennen sich besser mit Molekülen aus als mit Waffen. Das hier hat kein Stecheisen angerichtet. Das war ein Dreizack.«

»Und woher weißta das?«

»Du kannst ja mal versuchen, mit deinem Stecheisen dreimal hintereinander zuzustoßen und eine gerade Linie und identische Tiefen hinzubekommen. Du wärest noch nach zwanzig Jahren damit beschäftigt. Es war ein Dreizack.«

»Criss, danach also hast du geschaut?«

»Danach und noch nach etwas anderem, viel Tieferem. So tief wie die Schlammschicht im Pinksee.«

Der Surintendant, dessen Arme tatenlos an seinem langen Körper herunterhingen, schien noch immer verwirrt. Er hatte sie in beinahe herausfordernder Manier hierhergeführt, aber diese Messungen hatten ihn aus dem Sattel geworfen. Adamsberg fragte sich, was Laliberté denn eigentlich erwartet hatte.

»Liegt eine Schädelprellung vor?« fragte er den Arzt.

»Ein mächtiger Bluterguß am Hinterkopf, der das Opfer bewußtlos gemacht hat, ohne zum Tod zu führen.«

»Wie kannst' an das wissen, das mit dem Patsch am Schädel?« fragte Laliberté.

Adamsberg wandte sich dem Surintendant zu und verschränkte die Arme.

»Du hast mich doch rufen lassen, weil ich eine Akte darüber habe, oder?«

»Ja«, antwortete der Surintendant, noch immer unsicher.

»Ja, oder etwa nein, Aurèle? Du läßt mich den Atlantik überqueren, um mich um zwei Uhr morgens zu einer Leiche zu führen, was erwartest du dann von mir? Soll ich dir erklären, daß sie tot ist? Wenn du mich hierhergelockt hast, dann doch, weil du wußtest, daß ich den Fall kenne. Das jedenfalls hat man mir in Paris gesagt. Und das stimmt auch, ich kenne den Fall. Doch das scheint dich nicht gerade zu freuen. War es nicht das, was du wolltest?«

»Nimm's nicht persönlich. Aber es erstaunt mich, das ist alles.«

»Du bist mit deinem Erstaunen noch nicht am Ende.«

»Schieb das Laken ganz hoch«, befahl Laliberté dem Arzt.

Reynald rollte das Tuch mit dienstbeflissenen Gesten auf, so wie es Ménard in Straßburg getan hatte. Adamsberg erstarrte, als

er am Halsansatz vier rautenförmig angeordnete Muttermale erblickte. Was ihm genau die Zeit ließ, ein Zusammenzucken zu vermeiden. Er pries die gewissenhafte Langsamkeit des Gerichtsmediziners.

Ja, es war Noëlla, die in diesem Schubfach lag. Adamsberg brachte seine Atmung wieder unter Kontrolle und untersuchte die Tote, ohne zu blinzeln, so hoffte er zumindest. Laliberté ließ ihn nicht aus den Augen.

»Kann ich den Bluterguß sehen?« fragte er.

Der Arzt kippte den Kopf zur Seite, damit man den hinteren Teil des Schädels sehen konnte.

»Ein Schlag mit einem stumpfen Werkzeug«, erklärte Reynald. »Mehr läßt sich nicht sagen. Vermutlich aus Holz.«

»Der Stiel des Dreizacks«, präzisierte Adamsberg. »So macht er es immer.«

»Wer denn, ›er‹?« fragte Laliberté.

»Der Mörder.«

»Kennst du ihn etwa?«

»Ja. Und ich wüßte gern, wer dir das erzählt hat.«

»Und sie, kennst du sie auch?«

»Glaubst du, ich kenne die Namen von sechzig Millionen Franzosen, Aurèle?«

»Wenn du den Mörder kennst, kennst du vielleicht auch seine Opfer.«

»Ich bin kein Rätselrater, wie du selbst wohl sagen würdest.«

»Du hast sie noch nie gesehen, nein?«

»Wo denn? In Frankreich? In Paris?«

»Wo immer du willst.«

»Noch nie«, antwortete Adamsberg schulterzuckend.

»Sie heißt Noëlla Cordel. Sagt dir das nichts?«

Adamsberg trat von der Leiche zurück und auf den Surintendant zu.

»Warum willst du unbedingt, daß es mir was sagt?«

»Sie wohnte seit sechs Monaten in Hull. Du hättest ihr ja hier begegnen können.«

»Und du auch. Was machte sie denn in Hull? Verheiratet? Studium?«

»Sie war ihrem Schumm hierher gefolgt, mußte dann aber Hafer schlucken.«

»Übersetz.«

»Sie hat sich abservieren lassen. Sie hat in einer Kneipe in Ottawa gearbeitet, dem *Karibu*. Erinnerst dich das an etwas?«

»Nie dringewesen. Du spielst nicht mit offenen Karten, Aurèle. Ich weiß nicht, was in diesem anonymen Brief stand, aber du redest doch drumherum.«

»Du etwa nicht?«

»Nein. Morgen erzähle ich dir alles, was ich weiß. Das heißt, alles, was dir behilflich sein kann. Aber ich möchte schlafen, ich halt mich nicht mehr aufrecht, und mein Lieutenant auch nicht.«

Retancourt, die wie ein Fels im Hintergrund des Raumes saß, hielt ausgezeichnet durch.

»Aber vorher schwatzen wir noch ein bißchen«, erklärte Laliberté mit schwachem Lächeln. »Wir gehen ins Büro.«

»Scheiße, Aurèle. Es ist schon nach drei Uhr morgens.«

»Es ist neun Uhr Ortszeit. Ich werd dich nicht lange aufhalten. Deinen Lieutenant können wir entlassen, wenn du willst.«

»Nein«, sagte Adamsberg plötzlich. »Sie bleibt.«

Laliberté hatte sich, in dem vagen Bemühen, eindrucksvoll zu erscheinen, in seinen Sessel gesetzt, umrahmt von seinen zwei Inspektoren. Adamsberg kannte diese Anordnung im Dreieck,

mit der man Verdächtige beeindrucken konnte. Er hatte keine Zeit, über die bestürzende Tatsache nachzudenken, daß Noëlla durch einen Hieb mit dem Dreizack in Quebec ermordet worden war. Vielmehr konzentrierte er sich auf Lalibertés zweideutiges Verhalten, aus dem er vielleicht schließen konnte, daß er etwas über seine Verbindung zu dem jungen Mädchen wußte. Aber auch das war nicht gewiß. Dies hier war ein heikles Spiel, und er würde jedes Wort des Surintendant parieren müssen. Daß er mit Noëlla geschlafen hatte, hatte nichts mit dem Mord zu tun; er mußte es im Moment unter allen Umständen vergessen. Und sich auf jede Eventualität vorbereiten, indem er sich auf die Stärke seiner passiven Kräfte besann, denn die waren das sicherste Bollwerk seiner inneren Zitadelle.

»Sag deinen Männern, sie sollen sich hinsetzen, Aurèle. Ich kenne den Trick, und außerdem ist es unangenehm. Man könnte meinen, du hättest vergessen, daß ich Bulle bin.«

Mit einer Geste ließ Laliberté Portelance und Philippe-Auguste abrücken. Jeder ausgestattet mit einem Heft, begannen sie mitzuschreiben.

»Ist das ein Verhör?« fragte Adamsberg und deutete auf die Inspektoren. »Oder eine Zusammenarbeit?«

»Fall mir nicht auf die Nerven, Adamsberg. Wir schreiben mit, um uns zu erinnern, das ist alles.«

»Fall auch du mir nicht drauf, Aurèle. Ich bin seit zweiundzwanzig Stunden auf den Beinen, und das weißt du. Den Brief«, fügte er hinzu. »Zeig mir diesen Brief.«

»Ich lese ihn dir vor«, sagte Laliberté und öffnete eine dicke grüne Akte. »Mordfall Cordel. Siehe dazu Kommissar J.-B. Adamsberg, Paris, Brigade criminelle. Hat sich persönlich damit befaßt.«

»Tendenziös«, kommentierte Adamsberg. »Und deshalb verhältst du dich wie ein Coch? In Paris, sagst du, hätte ich mich

um die Akte gekümmert. Hier aber scheinst du zu glauben, ich hätte mich um die Frau gekümmert.«

»Erzähl mir nicht, was ich nicht gesagt habe.«

»Dann halte mich auch nicht für einen Idioten. Zeig mir den Brief.«

»Willst'an überprüfen?«

»Genau.«

Es stand kein Wort weiter auf dem Blatt, das aus einem herkömmlichen Drucker stammte.

»Du hast die Fingerabdrücke gesichert, nehme ich an?«

»Vollkommen rein.«

»Wann hast du ihn erhalten?«

»Als die Leiche hochgekommen ist.«

»Hoch von wo?«

»Aus dem Wasser, in das man sie geworfen hatte. Es war gefroren gewesen. Erinnerst du dich an den Kälteeinbruch in der letzten Woche? Der Körper hat dort festgesteckt, bis es taute und man die Leiche fand, Mittwoch. Am nächsten Tag um die Mittagszeit hatten wir den Brief.«

»Sie muß also vor dem Tauwetter getötet worden sein, damit sie der Mörder ins Wasser werfen konnte.«

»Nein. Der Mörder hat die gefrorene Oberfläche aufgebrochen und sie hineingestukt, versenkt mit ungefähr zwanzig Steinen. Das Eis hat sich in der Nacht sofort wieder neu gebildet, wie ein Deckel.«

»Woher willst du das wissen?«

»Noëlla Cordel hatte sich an demselben Tag einen neuen Gürtel schenken lassen. Den hatte sie um. Wir wissen, wo sie zu Abend gegessen und was sie zu sich genommen hat. Du mußt verstehen, daß bei der Kälte der Inhalt im Verdauungskanal erhalten geblieben ist wie am ersten Tag. Zur Zeit kennen wir

das Datum des Mordes und die Uhrzeit. Streit nicht mit mir darüber, ich darf dich daran erinnern, daß wir hier Spezialisten sind.«

»Und dieser anonyme Brief, der dir tags darauf zuging, macht dir nicht zu schaffen? Gleich nachdem der Mord in der Presse veröffentlicht war?«

»Esti nein. Wir erhalten viele. Die Leute mögen es nicht, persönlich mit den Cops zu tun zu haben.«

»Was man ja auch verstehen kann.«

Lalibertés Miene verzog sich leicht. Der Surintendant war ein geschickter Spieler, aber Adamsberg konnte Veränderungen in Blicken schneller erkennen als der Detektor der GRC. Laliberté ging zum Angriff über, und Adamsberg steigerte seine Gelassenheit, indem er die Arme verschränkte und sich auf seinem Stuhl zurücklehnte.

»Noëlla Cordel ist am Abend des 26. Oktober gestorben«, sagte der Surintendant nur. »Zwischen zweiundzwanzig Uhr dreißig und dreiundzwanzig Uhr dreißig.«

Ausgezeichnet, wenn man so sagen durfte. Als er Noëlla zum letztenmal gesehen hatte, war er durchs Schiebefenster geflüchtet, am Freitag, dem 24., abends. Er hatte befürchtet, dieses verfluchte Fallbeil würde auf ihn niederfahren und Laliberté ihm das Datum des 24. nennen.

»Noch Genaueres kann man über die Uhrzeit nicht sagen?«

»Nein. Sie hatte gegen neunzehn Uhr dreißig zu Abend gegessen, die Verdauung war bereits sehr fortgeschritten.«

»In welchem See habt ihr sie denn gefunden? Weit von hier?«

Im Pinksee natürlich, dachte Adamsberg. In welchem sonst?

»Wir machen morgen weiter«, entschied Laliberté und stand plötzlich auf. »Sonst quatschst du noch schlecht über die Cops in Quebec und sagst, sie wären Ekel. Ich hatte einfach Lust, es dir zu erzählen, das ist alles. Wir haben zwei Zimmer für euch

im Hotel Brébeuf reserviert, im Gatineau-Park. Sagta das zu?«

»Ist das wer, Brébeuf?«

»Ja, ein Franzose, beschränkt wie ein Esel, den die Irokesen verspeist haben, weil er ihnen Lügenmärchen predigen wollte. Wir holen euch um vierzehn Uhr ab, damit ihr euch inzwischen ein bißchen erholen könnt.«

Wieder liebenswürdig, reichte der Surintendant ihm die Hand.

»Und dann rückst du mit deiner Dreizackgeschichte heraus.«

»Wenn du sie anhören kannst, Aurèle.«

Trotz all seiner Entschlüsse war Adamsberg nicht in der Lage, über die unfassbare Fügung nachzudenken, die ihn am anderen Ende der Welt auf den Dreizack stoßen ließ. Tote reisen schnell, wie der Blitz. Er hatte diese Gefahr in der kleinen Montrealer Kirche geahnt, als Vivaldi ihm zuflüsterte, Fulgence sei informiert darüber, daß er ihn fortan wieder jage, und ihm riet, sich vor ihm in acht zu nehmen. Vivaldi, der Richter, das Quintett - das war alles, was er sich noch sagen konnte, bevor er einschlief.

Um sechs Uhr morgens Ortszeit klopfte Retancourt an seine Tür. Die Haare noch feucht, hatte er sich gerade erst angezogen, und die Aussicht, daß dieser schwierige Tag durch ein Gespräch mit seinem eisernen Lieutenant eröffnet werden würde, schien ihm nicht sehr verheißungsvoll. Er hätte sich lieber hingelegt, um nachzudenken, das heißt, zwischen den Millionen Partikeln seines Verstandes umherzuschweifen, die in ihren verfluchten Wabenzellen total durcheinandergeraten waren. Doch Retancourt setzte sich ruhig auf das Bett und stellte eine Thermosflasche mit richtigem Kaffee - wie hatte sie das bloß bewerkstelligt? -, zwei Tassen und frische Brötchen auf das niedrige Tischchen.

»Das habe ich unten besorgt«, erklärte sie. »Falls die beiden Cochs auftauchen, haben wir hier mehr Ruhe zum Reden. Die Visage von Mitch Portelance würde mir den Appetit verderben.«

Wortlos schlang Retancourt eine erste Tasse schwarzen Kaffee und ein Brötchen hinunter. Adamsberg versuchte nicht, ihr beim Einstieg in das Gespräch zu helfen, doch dieses Schweigen störte den Lieutenant nicht.

»Ich würde das alles gern verstehen«, sagte Retancourt, als sie mit ihrem ersten Brötchen fertig war. »Von diesem Mörder mit dem Dreizack haben wir in der Brigade nie etwas gehört. Es ist ein alter Fall, nehme ich an. Und so, wie Sie die Tote betrachtet haben, würde ich sogar meinen, ein persönlicher.«

»Retancourt, Sie sind für diesen Auftrag bestimmt worden, weil Brézillon seine Leute nicht allein fahren läßt. Aber Sie sind nicht beauftragt, vertrauliche Informationen von mir einzuziehen.«

»Verzeihung«, wandte der Lieutenant ein. »Ich bin zu Ihrem Schutz da, so haben Sie's mir erzählt. Und wenn ich nichts weiß, kann ich die Verteidigung nicht übernehmen.«

»Die habe ich auch nicht nötig. Heute gebe ich Laliberté meine Auskünfte, und weiter nichts.«

»Welche Auskünfte?«

»Die bekommen Sie genauso zu hören wie er. Er wird sie akzeptieren oder nicht, und er wird damit machen, was er will, das ist seine Angelegenheit. Und morgen packen wir unsere Sachen.«

»Ach ja?«

»Warum denn nicht, Retancourt?«

»Sie sind schlau, Kommissar. Machen Sie mir doch nicht weis, Sie hätten nichts beobachtet.«

Adamsberg sah sie prüfend an.

»Laliberté ist nicht mehr derselbe«, fuhr sie fort. »Auch Portelance und Philippe-Auguste nicht. Der Surintendant war überrascht, als Sie die Messungen an der Leiche vorgenommen haben. Er hatte etwas anderes erwartet.«

»Das habe ich gesehen.«

»Er hatte erwartet, Sie würden zusammenbrechen. Erst beim Anblick der Wunde und dann bei der Enthüllung des Gesichts, was er wohlweislich in zwei Etappen vorgenommen hat. Doch das ist nicht passiert, und das hat ihn verwirrt. Verwirrt, aber nicht aus der Fassung gebracht. Auch die Inspektoren wußten Bescheid. Ich habe sie nicht aus den Augen gelassen.«

»Den Eindruck machten Sie aber gar nicht. Wie Sie da zu Tode gelangweilt in Ihrer Ecke saßen.«

»Genau das ist ja der Trick«, sagte Retancourt und schenkte ihnen eine weitere Tasse Kaffee ein. »Die Männer achten nicht auf eine dicke, häßliche Frau.«

»Das ist falsch, Lieutenant, und das wollte ich damit auch nicht sagen.«

»Aber ich«, sagte sie, indem sie den Einwand mit entspannter Geste zurückwies. »Sie schauen sie nicht an, nicht viel interessanter als eine Truhe, und sie *vergessen* sie. Genau darauf setze ich. Fügen Sie noch etwas Teilnahmslosigkeit hinzu und einen gekrümmten Rücken, und Sie können sicher sein, alles sehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Das ist nicht allen gegeben, und mir hat es schon beachtliche Dienste geleistet.«

»Sie haben Ihre Energie mal wieder umgewandelt?« fragte Adamsberg lächelnd.

»In Unsichtbar-Sein«, bestätigte Retancourt ernst. »Ich konnte Mitch und Philippe-Auguste vollkommen ungestraft beobachten. Während der ersten beiden Etappen, beim Aufdecken der Wunden und dann des Gesichts, haben sie kurze

Zeichen des Einverständnisses miteinander getauscht. Dasselbe während des dritten Akts in der GRC.«

»In welchem Moment?«

»Als Laliberté Ihnen das Datum des Verbrechens nannte. Auch da hat sie das Ausbleiben jeglicher Reaktion bei Ihnen enttäuscht. Mich nicht. Sie verfügen über eine beachtliche Fähigkeit zur Gelassenheit, Kommissar, zumal sie auch ganz natürlich wirkte, obwohl sie gespielt war. Ich aber muß mehr wissen, wenn ich weiterarbeiten soll.«

»Sie begleiten mich, Retancourt. Nur darin besteht Ihr Auftrag.«

»Ich gehöre zur Brigade, und ich führe meine Arbeit aus. Ich kann mir vorstellen, wonach Sie suchen, aber ich brauche Ihre Version des Ganzen. Sie müssen mir vertrauen.«

»Und warum, Lieutenant? Sie mögen mich doch nicht.«

Diese unerwartete Anschuldigung brachte Retancourt nicht aus der Fassung.

»Nicht besonders«, bestätigte sie. »Doch das hat damit nichts zu tun. Sie sind mein Vorgesetzter, und ich werde meine Arbeit machen. Laliberté versucht Sie in eine Falle zu locken, er ist überzeugt davon, daß Sie das Mädchen kennen.«

»Das ist falsch.«

»Sie sollten mir vertrauen«, wiederholte Retancourt ruhig. »Sie verlassen sich nur auf sich selbst. Das ist Ihre Art, doch heute ist das ein Fehler. Es sei denn, Sie haben ein gutes Alibi für den Abend des 26., ab zweiundzwanzig Uhr dreißig.«

»Steht es so schlimm?«

»Ich glaube schon.«

»Ich sollte verdächtigt werden, das Mädchen getötet zu haben? Sie spinnen doch, Retancourt.«

»Sagen Sie mir, ob Sie sie kannten.«

Adamsberg blieb stumm.

»Sagen Sie's mir, Kommissar. Der Torero, der sein Tier nicht kennt, kann sicher sein, daß er auf die Hörner genommen wird.«

Adamsberg betrachtete das runde Gesicht des Lieutenant, es war intelligent und bestimmt.

»Einverstanden, Lieutenant, ich kannte sie.«

»Scheiße«, sagte Retancourt.

»Von den ersten Tagen an hat sie mir auf dem Tragestellen-Pfad aufgelauert. Warum ich sie am darauffolgenden Sonntag in mein Appartement mitgenommen habe, steht jetzt nicht zur Debatte. Ich hab's nun mal getan. Pech für mich, denn sie war verrückt. Sechs Tage später verkündete sie mir, sie sei schwanger, verbunden mit einer Erpressung.«

»Mies«, erklärte Retancourt und nahm sich ein zweites Brötchen.

»Sie war nämlich entschlossen, in unser Flugzeug zu steigen, mir nach Paris zu folgen, bei mir einzuziehen und mein Leben zu teilen, egal, was ich dazu sagen würde. Ein alter Ottawa-Indianer in Sainte-Agathe hatte ihr geweissagt, daß ich für sie bestimmt sei. Sie hatte sich total in diesen Gedanken verbissen.«

»Ich war noch nie in so einer Lage, kann es mir aber vorstellen. Was haben Sie gemacht?«

»Ich habe ihr widersprochen, habe mich geweigert, sie zurückgewiesen. Zu guter Letzt bin ich geflüchtet. Ich bin aus dem Fenster gesprungen und wie ein Wiesel gerannt.«

Retancourt stimmte mit einer Geste und vollem Mund zu.

»Und danach habe ich sie nie wieder gesehen«, betonte Adamsberg. »Ich habe mir alle Mühe gegeben, sie bis zur Abreise zu meiden.«

»Deshalb waren Sie auf dem Flughafen auch so in Habachtstellung?«

»Sie hatte mir versichert, daß sie dasein würde. Jetzt weiß ich, warum sie nicht gekommen ist.«

»Tot seit zwei Tagen.«

»Wenn Laliberté von dieser Verbindung wüßte, hätte er seine Munition verschossen und es mir gleich zu Beginn gesagt. Noëlla hat ihren Freunden demnach nichts gesagt, jedenfalls nicht meinen Namen. Der Surintendant ist nicht sicher. Er ballert auf gut Glück im Wasser herum.«

»Weil er noch über einen anderen Faktor verfügt, mit dem er Ihnen die Hölle heiß machen kann: vermutlich Akt Nummer drei. Die Nacht des 26.«

Adamsberg starrte Retancourt an. Die Nacht des 26. Da er zunächst nur erleichtert gewesen war, daß der Mord nicht am Freitagabend begangen worden war, hatte er daran nicht gedacht.

»Wissen Sie etwa Bescheid? Über diese Nacht?«

»Ich weiß von nichts außer Ihrem Bluterguß. Aber daraus, daß Laliberté diese Karte bis zum Schluß im Ärmel behalten hat, schließe ich, daß sie von Bedeutung ist.«

Die Stunde rückte näher, da die beiden Inspektoren der GRC sie abholen kommen würden. Adamsberg erzählte seinem Lieutenant in wenigen Worten von seinem Besäufnis am Sonntagabend und von den zweieinhalb Stunden, über die er nichts mehr wußte.

»Scheiße«, wiederholte Retancourt. »Allerdings verstehe ich nicht, wie er eine Verbindung zwischen einem unbekannten jungen Mädchen und einem betrunkenen Mann auf einem Pfad herstellen kann. Er verfügt noch über andere Trümpfe, die er nicht unbedingt ausspielen wird. Laliberté geht wie ein Jäger vor, und er scheint die Jagd zu genießen. Er kann die Prüfung durchaus hinausziehen.«

»Achtung, Retancourt. Er weiß nichts von meinem Gedächtnisverlust. Nur Danglard ist darüber informiert.«

»Aber er hat seitdem sicher Erkundigungen eingezogen. Ihr Aufbruch von der *Schleuse* um zweiundzwanzig Uhr fünfzehn, Ihre Ankunft im Wohnblock um zehn Minuten vor zwei. Das ist ziemlich lange für einen Mann, der mit klarem Verstand läuft.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Vergessen Sie nicht, daß ich den Mörder kenne.«

»Stimmt«, gab Retancourt zu. »Das wird die Frage klären.«

»Bis auf eine Kleinigkeit. Eine Lappalie, was den Mörder betrifft, die allerdings schlecht ankommen wird.«

»Sind Sie sich nicht ganz sicher?«

»Doch. Aber er ist seit sechzehn Jahren tot.«

Diesmal übernahmen Fernand Sanscartier und Ginette Saint-Preux die Umrahmung des Surintendant. Adamsberg stellte sich vor, sie hätten sich freiwillig an diesem Sonntag gemeldet, um ihm vielleicht ihre Unterstützung zukommen zu lassen. Doch seine beiden ehemaligen Verbündeten legten ein unnatürliches und befangenes Verhalten an den Tag. Nur das Eichhörnchen vom Dienst, noch immer in Begleitung seiner Kameradin, begrüßte ihn liebenswürdig, indem es die Schnauze krauste. Ein guter kleiner Schumm, und treu.

»Heute bist du dran, Adamsberg«, begann Laliberté freundlich. »Leg mir die Fakten dar, deine Erkenntnisse, deine Verdachtsmomente. Okay?«

Liebenswürdig, offen. Laliberté benutzte alte Techniken. Hier war es der Wechsel zwischen Phasen der Feindseligkeit und der Entspannung. Den Angeklagten verunsichern, ihn wieder beruhigen, ihn erneut alarmieren, ihn verwirren. Adamsberg straffte sich im Geiste. Der Surintendant würde ihn nicht wie einen verängstigten Dummkopf aus der Bahn werfen können, schon gar nicht mit Retancourt im Rücken. Merkwürdig, er hatte das Gefühl, sich an sie anzulehnen.

»Tag der Güte?« fragte Adamsberg lächelnd.

»Tag der Anhörung. Was hast du mir zu erzählen?«

»Ich warne dich, Aurèle, die Geschichte ist lang.«

»Okay, Mensch, aber werd trotzdem nicht zu weitschweifig.«

Adamsberg nahm sich viel Zeit für seine Erzählung vom blutigen Weg des Richters Fulgence, angefangen beim Mordfall im Jahre 1949 bis zum Schiltigheimer Erwachen. Er ließ nichts aus über die Person und ihre Vorgehensweise, die Sündenböcke, über die Querstrebe des Dreizacks, das Auswechseln der

Klingen. Und er verbarg auch seine Ohnmacht nicht, ihn endlich zu fassen, diesen Mörder, der geschützt war hinter den hohen Mauern seiner Macht, seines Netzwerks und seiner erstaunlichen Mobilität. Der Surintendant machte sich mit einiger Ungeduld Notizen.

»Halt mich nicht für 'n Krittler, aber ich sehe drei unklare Punkte in deiner Geschichte«, sagte er schließlich und hob drei Finger.

Akkurat, akkurat und nochmals akkurat, dachte Adamsberg.

»Du wirst mir nicht weismachen wollen, daß seit fünfzig Jahren ein Mörder bei euch rumrennt?«

»Ohne daß er je gefaßt wurde, willst du sagen? Ich habe dir von seinem großen Einfluß erzählt und vom Auswechseln der Klingen. Niemand hat je daran gedacht, den Ruf des Richters in Zweifel zu ziehen oder die acht Morde miteinander in Verbindung zu bringen. Neun mit dem Schiltigheimer. Zehn mit dem an Noëlla Cordel.«

»Was ich sagen will, ist, daß dieser Esti von Kerl nicht gerade blutjung sein dürfte.«

»Nimm mal an, er hat mit Zwanzig begonnen. Dann wäre er erst siebzig.«

»Zweite Sache«, fuhr Laliberté fort, wobei er seine Notizen abhakte. »Du hast Stunden mit diesem Dreizack und seiner Querstrebe verläppert. Die Idee mit dem Auswechseln der Klingen stammt im übrigen von dir, dafür hast du keine Beweise.«

»Doch. Die stets genau begrenzte Länge und Breite.«

»Eben. Demnach wäre dein verdammter Wahnsinniger im vorliegenden Fall also nicht gewohnheitsmäßig vorgegangen? Die Wundlinie ist länger als die Querstrebe. 17,2 und nicht 16,9 Zentimeter. Was bedeutet, daß dein Mörder wie durch Zauberei seine Gepflogenheiten plötzlich umstellt. Mit siebzig Jahren,

Criss, ist ja nicht gerade das Alter, wo man sich ändert. Wie erklärst du mir das?»

»Ich habe darüber nachgedacht und nur einen Grund dafür gefunden: die Flughafenkontrollen. Er hätte seine Querstrebe nicht mitnehmen können, mit einer solchen Eisenstange hätte man ihn nie durchgelassen. Er war gezwungen, sich vor Ort einen anderen Dreizack zu kaufen.«

»Nicht zu kaufen, Adamsberg, auszuborgen. Erwinnere dich, daß die Wunden von Erde verschmiert waren. Das Werkzeug war nicht neu.«

»Stimmt.«

»Das ergibt schon mal eine verdammt Abweichung vom geregelten Verhalten deines Mörders, eine nicht gerade geringe. Kommt noch hinzu, daß auch kein Sturzbetrunkener mit der Waffe in der Tasche neben dem Opfer lag. Kein Sündenbock diesmal. Das sind meiner Ansicht nach doch alles erhebliche Unterschiede.«

»Eine Folge der Umstände. Wie alle hochintelligenten Menschen ist der Richter wendig. Er hat den Frost mit einkalkulieren müssen, da ja sein Opfer drei Tage im Eis eingeschlossen geblieben ist. Und er hat sich mit einem ihm unbekannten Revier arrangieren müssen.«

»Genau«, sagte Laliberté und setzte wieder ein Häkchen auf sein Blatt. »Hat er nicht mehr genügend Platz in der alten Heimat, dein Richter? Bis jetzt hat er doch bei dir drüben gemordet, stimmt's?»

»Das weiß ich nicht. Ich habe dir nur die französischen Morde genannt, weil ich auch nur unsere Archive durchforscht habe. Falls er in Schweden oder Japan gemordet hat, weiß ich es nicht.«

»Sakrament, du bist aber hartnäckig. Mußt wohl auf alles eine Antwort finden, was?»

»Willst du denn nicht genau das? Daß ich dir den Mörder nenne? Kennst du viele Typen, die mit einem Dreizack morden? Denn was die Waffe betrifft, hab ich doch recht, oder?«

»Criss, ja, sicher wurde das Mädchen mit so einer Hühnerkralle durchbohrt. Wer sie allerdings in der Hand hielt, ist eine andere Sache.«

»Der Richter Honoré Guillaume Fulgence. Ein wahrer Aufspießer, den ich bei den Nüssen packen werde, das garantiere ich dir.«

»Ich würde gern deine Akten sehen«, sagte Laliberté und wippte auf seinem Stuhl. »Die neun Akten.«

»Wenn ich zurück bin, schicke ich dir Kopien davon.«

»Nein, jetzt. Könnta einen deiner Männer bitten, sie mir per Mail zukommen zu lassen?«

Keine Wahl, sagte sich Adamsberg, während er Laliberté und seinen Inspektoren in den Nachrichtenraum folgte. Er dachte an Fulgences Tod. Früher oder später würde Laliberté davon erfahren, wie Trabelmann. Das Beunruhigendste war die Akte über seinen Bruder. Sie enthielt eine Skizze von dem Stecheisen, das er in die Torque geschmissen hatte, und Notizen über seine Falschaussage während des Prozesses. Streng vertrauliche Stücke. Nur Danglard konnte ihn da herausholen, falls er auf den Gedanken käme, eine Auswahl vorzunehmen. Und wie sollte er ihn unter dem Adlerauge des Surintendant darum bitten? Er hätte sich eine reichliche Stunde Zeit gewünscht, um darüber nachzudenken, aber er würde sehr viel schneller handeln müssen.

»Ich hole nur ein Päckchen aus meiner Jacke, ich komme sofort«, sagte er und verließ den Raum.

Im leeren Büro des Surintendant war Retancourt, leicht dösend, auf ihrem Stuhl ein wenig zusammengesunken. In Zeitlupentempo nahm er mehrere Tütchen aus den ausgebeulten

Taschen seines Mantels und kehrte ohne Eile zu den drei Offizieren zurück.

»Hier«, sagte er zu Sanscartier und reichte ihm die Beutel mit einem unmerklichen Augenzwinkern. »Es sind sechs Fläschchen drin. Teil sie mit Ginette, falls sie das mag. Und wenn du wieder welche brauchst, ruf mich an.«

»Was gibst du ihnen denn da?« grummelte Laliberté.

»Ein Gesöff aus Frankreich?«

»Mandelmilchseife. Das ist keine Beamtenbestechung, es ist ein Weichspüler für die Seele.«

»Criss, Adamsberg, bring mich bloß nicht zum Lachen. Wir sind zum Arbeiten hier.«

»In Paris ist es nach zehn Uhr abends, und nur Danglard weiß, wo meine Akten sind. Es ist besser, wenn ich ihm ein Fax nach Hause schicke. Dann hat er es, wenn er aufsteht, und du gewinnst Zeit.«

»Right, Mensch. Wie du willst. Schreib deinem Slack.«

Was Adamsberg die Möglichkeit gab, eine handschriftliche Bitte an Danglard zu verfassen. Die einzige Idee, auf die er während seines kurzen Seifenausflugs gekommen war, sicher eine Schüleridee, die aber dennoch funktionieren konnte. Er mußte seine Handschrift, die Danglard in- und auswendig kannte, entstellen, indem er die *D* und die *R* darin größer schrieb, also Anfang und Ende des Wortes *Danger*, Gefahr. Was möglich war in einer kurzen Nachricht mit Wörtern wie Danglard, Dossier, Adressieren, Adamsberg, Dreizack. In der Hoffnung, daß Danglard seine Augen wirklich aufsperrte, daß er es auch verstünde, daß er mißtrauisch würde und die kompromittierenden Stücke entfernte, bevor er das Ganze einscannte.

Das Fax, vom Surintendant kontrolliert, wurde abgeschickt und trug über die unteratlantischen Drähte die Hoffnungen des

Kommissars mit sich fort. Jetzt konnte er sich nur noch auf den Scharfsinn seines Stellvertreters verlassen. Er dachte kurz an Danglards schwertschwingenden Engel und beschwor ihn, er möge ihn nur dieses eine Mal bereits bei Tagesanbruch in den Vollbesitz seiner Logik bringen.

»Morgen hat er's. Mehr kann ich nicht tun«, schloß Adamsberg und stand auf. »Ich habe dir alles gesagt.«

»Ich nicht. Eine vierte Sache läßt mir keine Ruhe«, sagte der Surintendant und hob seinen vierten Finger.

Akkurat und nochmals akkurat.

Adamsberg setzte sich wieder vor das Faxgerät, Laliberté blieb stehen. Noch so ein Bullending. Adamsberg suchte den Blick von Sanscartier, der regungslos seinen Seifenbeutel an sich drückte. Und in diesen Augen, aus denen immer nur ein und derselbe Ausdruck, nämlich Güte zu sprechen schien, las er plötzlich etwas anderes. Falle, Schumm. Paß auf deine Nüsse auf!

»Hattest du mir nicht gesagt, daß du mit Achtzehn angefangen hast, ihn zu verfolgen?« fragte Laliberté.

»Ja.«

»Eine dreißig Jahre dauernde Jagd, findest du das nicht reichlich lang?«

»Nicht länger, als fünfzig Jahre hindurch zu morden. Jedem sein Metier: Er beharrt, ich beharre.«

»Kennt ihr in Frankreich keine geschlossenen Akten?«

»Doch.«

»Hattest du nie ungelöste Fälle?«

»Nicht viele.«

»Aber du hattest welche?«

»Ja.«

»Warum hast du dann nicht auch den hier aufgegeben?«

»Wegen meines Bruders. Ich hab's dir erzählt.«

Laliberté lächelte, als hätte er gerade einen Punkt errungen. Adamsberg sah zu Sanscartier hin. Dasselbe Signal.

»Hast du diesen Bruder denn dermaßen geliebt?«

»Ja.«

»Wolltest du ihn rächen?«

»Nicht rächen, Aurèle. Seine Unschuld beweisen.«

»Streit hier nich über Wörter rum, das läuft aufs selbe hinaus. Weiß du, woran deine Ermittlung erinnert? So wie du seit dreißig Jahren um sie rumrutschst?«

Adamsberg blieb stumm. Sanscartier blickte seinen Surintendant an, wobei jegliche Sanftheit aus seinen Augen gewichen war. Ginette hielt den Blick noch immer auf den Boden gerichtet.

»An eine Obsession«, erklärte Laliberté.

»In deinem ganz persönlichen Buch, Aurèle. Aber nicht in meinem.«

Laliberté änderte Angriffsposition und -winkel.

»Ich rede mit dir jetzt von Coch zu Coch. Findstas nicht ein bißchen merkwürdig, daß dein Wandermörder in dem Moment tötet, wo sich auch sein Verfolger hier aufhält? Das heißt also du, der besessene Coch, der ihm seit dreißig Jahren nachstellt? Findsta diesen Zufall nicht oberfaul?«

»Äußerst oberfaul. Es sei denn, es ist keiner. Ich hab dir erzählt, daß Fulgence seit Schiltigheim weiß, daß ich ihm wieder auf den Fersen bin.«

»Criss! Und er würde eigens hierher kommen, um dich zu provozieren? Wenn er auch nur geringstmäßig Verstand hat, würde er doch warten, bis du wieder zurück bist, glaubst du nicht? Ein Kerl, der alle vier bis sechs Jahre tötet, kann doch wohl mal vierzehn Tage an sich halten, oder?«

»Ich stecke nicht in ihm drin.«

»Das frage ich mich gerade.«

»Rede deutlich, Aurèle.«

»Ich persönlich glaube, daß du in Farbe träumst. Und deinen Esti von Dreizack inzwischen überall siehst.«

»Ich öde dich an, Aurèle. Ich sage dir, was ich weiß und was ich glaube. Wenn du's nicht hören willst, ist es mir auch egal. Führe deine Ermittlungen durch, und ich meine.«

»Bis morgen um neun«, sagte der Surintendant wieder lächelnd und gab ihm die Hand. »Wir haben noch eine ganz schöne Jochserei vor uns. Wir werden diese Akten gemeinsam ansehen.«

»Nicht gemeinsam«, sagte Adamsberg und stand auf.

»Du hast den ganzen Tag, um sie durchzusehen, und ich kenne sie auswendig. Ich werde meinen Bruder besuchen. Wir sehen uns Dienstagmorgen wieder.«

Laliberté runzelte die Stirn.

»Bin ich nun frei? Ja oder nein?« fragte Adamsberg.

»Reg dich nicht auf.«

»Dann fahre ich also zu meinem Bruder.«

»Wo wohnt er denn, dein Bruder?«

»In Detroit. Kannst du mir einen Dienstwagen überlassen?«

»Kann ich.«

Adamsberg machte sich auf den Weg zu Retancourt, die wie ein Klotz im Büro des Surintendant sitzen geblieben war.

»Ich weiß, du hast deine Vorschriften«, sagte Laliberté lachend. »Nimm's nicht persönlich, aber ich sehe nicht recht, wozu sie dir dienlich sein könnte, dein Lieutenant. Sie hat nicht gerade die Löcher im Knopf erfunden. Criss, so etwas möchte ich nicht in meiner Riege haben.«

Als Adamsberg in seinem Zimmer war, überlegte er, Danglard anzurufen, um ihm einzuschärfen, er solle die Stücke herausnehmen, die sich auf die Ermittlung zu seinem Bruder bezogen. Doch nichts garantierte ihm, daß das Telefon nicht abgehört wurde. Wenn Laliberté erführe, daß Fulgence tot war, würden die Dinge erst richtig spannend werden. Aber am Ende? Der Surintendant wußte nichts von seiner Beziehung zu Noëlla, und wäre dieser anonyme Brief nicht gewesen, hätte er sich gar nicht mit ihm befaßt. Dienstag würden sie in aller Meinungsverschiedenheit auseinandergehen, genau wie mit Trabelmann, leben Sie wohl, und jedem seine Ermittlung.

Er packte rasch seine Tasche. Er hatte vor, über Nacht zu fahren, unterwegs zwei Stunden zu schlafen und bei Tagesanbruch in Detroit anzukommen, um seinen Bruder nicht etwa noch zu verpassen. Er hatte Raphaël derart lange nicht gesehen, daß er keinerlei Gemütsbewegung verspürte, so unwirklich erschien ihm sein Vorhaben. Er wechselte sein T-Shirt, als Retancourt in sein Zimmer trat.

»Scheiße, Retancourt, Sie könnten wenigstens anklopfen.«

»Verzeihung, ich hatte befürchtet, Sie seien schon weg. Um wieviel Uhr fahren wir?«

»Ich fahre allein. Privatreise diesmal.«

»Ich habe Befehle«, der Lieutenant ließ sich nicht beirren.

»Ich begleite. Überallhin.«

»Sie sind sympathisch und hilfsbereit, Retancourt, aber es handelt sich um meinen Bruder, und ich habe ihn seit dreißig Jahren nicht gesehen. Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Tut mir leid, aber ich komme mit. Ich werde Sie schon allein lassen mit ihm, machen Sie sich keine Sorgen.«

»Lassen Sie mich, Lieutenant.«

»Wenn Sie darauf bestehen, aber ich habe die Wagenschlüssel. Zu Fuß kommen Sie nicht weit.«

Adamsberg tat einen Schritt auf sie zu.

»Wie kräftig Sie auch sein mögen, Kommissar, Sie werden mir diese Schlüssel nie abnehmen können. Ich schlage vor, wir verzichten auf diese Kindereien. Wir fahren gemeinsam und wechseln uns beim Fahren ab.«

Adamsberg gab sich geschlagen. Ein Kampf mit Retancourt würde ihn mindestens eine Stunde kosten.

»Na schön«, sagte er resigniert. »Da ich Sie nun einmal auf dem Hals habe, packen Sie Ihre Sachen. Sie haben drei Minuten.«

»Sind schon gepackt. Wir sehen uns am Wagen.«

Adamsberg zog sich vollständig an und traf seinen Lieutenant auf dem Parkplatz. Blonde Leibgarde, die ihre Energie in besonders hartnäckigen Personenschutz umgewandelt hatte.

»Ich setze mich ans Steuer«, erklärte Retancourt. »Sie haben den ganzen Nachmittag mit dem Surintendant gekämpft, während ich auf meinem Stuhl vor mich hin döste. Ich bin vollkommen ausgeruht.«

Sie schob ihren Sitz nach hinten, um es sich bequem zu machen, und fuhr in Richtung Detroit los. Adamsberg erinnerte sie eindringlich an die 90 km/h-Vorschrift, und sie drosselte die Geschwindigkeit. Alles in allem war Adamsberg gar nicht so unglücklich, sich entspannen zu können. Er streckte seine Beine von sich und legte die Hände auf seine Schenkel.

»Sie haben ihnen nicht gesagt, daß er tot ist«, sagte Retancourt nach einigen Kilometern.

»Sie werden es morgen noch früh genug erfahren. Sie haben sich umsonst beunruhigt, Laliberté hat nichts gegen mich in der

Hand. Allein dieser anonyme Brief macht ihm zu schaffen. Dienstag schließe ich die ganze Sache mit ihm ab, und Mittwoch fliegen wir.«

»Wenn Sie Dienstag die Sache abschließen, fliegen wir Mittwoch nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil, wenn Sie am Dienstag hingehen, man nicht mehr nett mit Ihnen diskutieren wird. Man wird Sie beschuldigen.«

»Dramatisieren Sie gern, Retancourt?«

»Ich beobachte. Vor dem Hotel war ein Wagen geparkt. Sie folgen uns seit Gatineau. Sie folgen *Ihnen*. Philibert Lafrance und Rhéal Ladouceur.«

»Eine Überwachung ist keine Beschuldigung. Sie wollen wohl mit aller Macht übertreiben.«

»Auf dem anonymen Brief, den Laliberté Ihnen zunächst nicht zeigen wollte, waren zwei schmale schwarze Streifen, fünf Zentimeter unter dem oberen und einen Zentimeter über dem unteren Rand.«

»Eine Fotokopie?«

»So ist es. Man geht mit einem Maskenband über den Briefkopf und die Fußzeile. Eine rasch zusammengestümperte Montage. Das Papier, der Buchstabentyp und das Seitenlayout ähnelten denen der Lehrgangsformulare. Ich hatte mich doch in Paris um die Akte gekümmert, erinnern Sie sich? Und dann diese Formulierung: *Hat sich persönlich damit befaßt*. Klingt ein bißchen quebecmäßig. Die GRC selbst hat diesen Brief verfaßt.«

»Und zu welchem Zweck?«

»Man mußte einen annehmbaren Grund erfinden, um Ihre Vorgesetzten zu bewegen, Sie hierherzuschicken. Wenn Laliberté seine wirklichen Absichten verraten hätte, hätte Brézillon Ihrer Auslieferung niemals zugestimmt.«

»Auslieferung? Wie kommen Sie darauf, Lieutenant? Laliberté will wissen, was ich in der Nacht des 26. angestellt habe, das verstehe ich. Das will ich auch. Er fragt sich, was ich wohl mit Noëlla gemacht haben könnte, auch das verstehe ich. Auch ich frage mich einiges. Aber, Herrgott, Retancourt, ich bin doch nicht verdächtig.«

»Heute nachmittag sind Sie alle in den Nachrichtenraum hinübergegangen und haben die dicke Retancourt auf ihrem Stuhl vergessen. Erinnern Sie sich?«

»Tut mir leid, aber Sie hätten mitkommen können.«

»Nicht doch. Ich war ja schon unsichtbar, und keiner von ihnen war sich bewußt, daß sie mich dort allein zurückließen. Allein und in unmittelbarer Nähe der grünen Akte. Ich hatte Zeit, das Ding zu versuchen.«

»Das Ding?«

»Ich habe eine Fotokopie davon gemacht. Das Wichtigste ist in meiner Tasche.«

Adamsberg starrte seinen Lieutenant in der Dunkelheit an. Der Wagen fuhr weit über der erlaubten Geschwindigkeit.

»Machen Sie das auch in der Brigade? Akten auf irgendeine plötzliche Eingebung hin zu durchwühlen?«

»In der Brigade habe ich keinen Schutzauftrag.«

»Fahren Sie langsamer. Es ist wirklich nicht der passende Augenblick, daß die Inspektoren uns mit der Zeitbombe, die Sie in Ihrer Tasche tragen, schnappen.«

»Stimmt«, gab Retancourt zu und hob den Fuß. »Diese verfluchte Automatik, die verleitet mich dazu.«

»Offenbar verleitet Sie nicht nur die. Stellen Sie sich überhaupt das Durcheinander vor, wenn einer der Cochs Sie an dem Kopiergerät überrascht hätte?«

»Und stellen Sie sich das Durcheinander vor, wenn ich die Akte nicht in Augenschein genommen hätte? Es war Sonntag

und die GRC leer. Ich hörte von weitem das Geräusch Ihrer Gespräche. Beim geringsten Stühleschurren hätte ich genug Zeit gehabt, alles wieder an seinen Platz zu räumen. Ich weiß, was ich tue.«

»Das frage ich mich allerdings.«

»Sie haben Ermittlungen über Sie angestellt. Viele. Sie wissen, daß Sie mit dem Mädchen geschlafen haben.«

»Von ihren Vermietern?«

»Nein. Aber Noëlla hatte einen Schwangerschaftstest in ihrer Tasche, so eine Urinpipette.«

»War sie's? Schwanger?«

»Nein. Es gibt keine Tests, die nach drei Tagen schon das Ergebnis anzeigen, aber das wissen Männer nicht.«

»Wenn das so ist, warum hatte sie dann diesen Test bei sich? Für ihren ehemaligen Schumm?«

»Damit Sie wegrennen. Greifen Sie sich mal den Bericht aus meiner Tasche. Der blaue Ordner, auf Seite zehn, glaube ich.«

Adamsberg öffnete Retancourts Handtasche, die mit Pinzetten, Seil, Haken, Schminke, Spannerschrauben, Messer, Taschenlampe, Plastiktüten und verschiedenen anderen Dingen eher an eine Überlebens Tasche erinnerte. Er schaltete das Innenlicht an und ging auf Seite zehn, Harnanalyse von Cordel, Noëlla, Beweisstück RRT 3067. »Spuren von Spermarückständen«, überflog er. »Vergleich mit der Probe STG 6712, Entnahme Bettzeug Appartement Adamsberg, Jean-Baptiste. DNA-Vergleich positiv. Eindeutige Identifizierung des Sexualpartners.«

Unter diesen Zeilen waren zwei Schemata abgebildet, die die DNA-Muster in achtundzwanzig Banden darstellten, wobei die eine Probe aus der Pipette stammte und die andere von seinem Laken. Unbestreitbar identisch. Adamsberg räumte den Ordner wieder weg und machte das Innenlicht aus. Es hätte ihn nicht

übermäßig eingeschüchtert, mit seinem Lieutenant über Samen zu plaudern, doch war er ihr dankbar, daß sie ihn von dieser Notiz stillschweigend hatte Kenntnis nehmen lassen.

»Warum hat Laliberté seine Schnauze gehalten?« fragte er leise.

»Er röstet Sie auf kleiner Flamme. Er hat Spaß daran, Kommissar. Er schaut zu, wie Sie langsam zugrunde gehen, und das gefällt ihm. Je mehr Sie ihn anlügen, umso höher wird sein Stapel mit Falschaussagen.«

»Trotzdem«, seufzte Adamsberg. »Selbst wenn er weiß, daß ich mit Noëlla geschlafen habe, hat er keinen Grund, eine Verbindung zu dem Mord herzustellen. Es ist ein Zufall.«

»Sie mögen keine Zufälle.«

»Nein.«

»Nun, er auch nicht. Das Mädchen wurde auf dem Tragestellen-Pfad gefunden.«

Adamsberg erstarrte.

»Das ist unmöglich, Retancourt«, stieß er hervor.

»Doch, in einem kleinen Tümpel an seinem Rand«, sagte sie behutsam. »Wollen wir etwas essen?«

»Bin nicht sehr hungrig«, sagte Adamsberg leise.

»Nun, ich jedenfalls esse etwas. Sonst halte ich nicht durch, und Sie auch nicht.«

Retancourt hielt auf einem Rastplatz und holte zwei Sandwichs und zwei Äpfel aus ihrer Tasche. Adamsberg kaute langsam, mit abwesendem Blick.

»Trotzdem«, wiederholte er. »Was beweist das schon? Noëlla trieb sich dauernd auf diesem Pfad herum. Von morgens bis abends. Sie selbst hat gesagt, es sei gefährlich dort. Ich war nicht der einzige, der ihn benutzte.«

»Abends schon. Außer den Homosexuellen, die aber mit Noëlla Cordel nichts anfangen konnten. Die Cops wissen vieles. Zum Beispiel, daß Sie drei Stunden auf diesem Weg umhergeirrt sind, zwischen halb elf und halb zwei Uhr früh.«

»Ich habe nichts gesehen, Retancourt. Ich war stockbetrunken, das habe ich Ihnen erzählt. Ich muß hin und her gelaufen sein. Nachdem ich gestürzt bin, hatte ich meine Lampe nicht mehr bei mir. Das heißt Ihre Lampe.«

Retancourt zog eine Flasche Wein aus ihrer Tasche.

»Ich weiß nicht, was er taugt«, sagte sie. »Trinken Sie einen kleinen Schluck.«

»Ich will nicht mehr trinken.«

»Nur ein paar Züge. Bitte.«

Adamsberg, ziemlich ratlos, gehorchte. Retancourt nahm die Flasche wieder an sich und verkorkte sie sorgfältig.

»Sie haben den Kellner aus der *Schleuse* befragt«, fuhr sie fort. »Zu dem Sie gesagt haben sollen: ›Wehe, du holst die Cochs, dann wirst du aufgespießt.««

»Ich sprach von meiner Großmutter. Eine tapfere Frau.«

»Tapfer oder nicht, diese Äußerung gefällt ihnen überhaupt nicht.«

»Ist das alles, Retancourt?«

»Nein. Sie wissen auch, daß Sie keinerlei Erinnerung an diese Nacht haben.«

Im Wagen entstand ein langes Schweigen. Adamsberg hatte sich zurückgelehnt, die Augen zur Decke gerichtet, wie ein völlig benommener Mensch, wie im Schockzustand.

»Darüber habe ich nur mit Danglard gesprochen«, sagte er tonlos.

»Nun, sie wissen es trotzdem.«

»Ich bin die ganze Zeit über zu diesem Pfad gegangen«, fuhr er mit derselben tonlosen Stimme fort. »Sie haben weder ein Motiv noch einen Beweis.«

»Sie haben ein Motiv: der Schwangerschaftstest, die Erpressung.«

»Das ist unvorstellbar, Retancourt. Eine Machenschaft, eine Machenschaft des Teufels.«

»Des Richters?«

»Warum nicht?«

»Er ist tot, Kommissar.«

»Das ist mir egal. Und sie haben keine Beweise.«

»Doch. Das Mädchen trug einen Ledergürtel, der ihr am selben Tag geschenkt worden war.«

»Das hat er mir erzählt. Und?«

»Er war offen. Er lag im Laub herum, neben dem See.«

»Ja und?«

»Es tut mir leid, Kommissar: Ihre Fingerabdrücke waren darauf. Sie haben sie mit denen im Appartement verglichen.«

Adamsberg rührte sich nicht mehr. Betäubt von den brandenden Wogen, die da eine nach der anderen über ihm zusammenschlugen, versank er in tiefe Bestürzung.

»Ich habe diesen Gürtel nie gesehen. Ich habe ihn nie aufgemacht. Und ich habe auch das Mädchen seit Freitagabend nicht mehr gesehen.«

»Ich weiß«, murmelte Retancourt wie ein Echo. »Aber als Schuldigen können Sie ihnen nur einen toten alten Mann anbieten. Und als Alibi Gedächtnisverlust. Die werden sagen, daß Sie besessen waren von dem Richter, daß Ihr Bruder getötet hat, daß Sie nicht mehr bei Sinnen waren. Daß Sie, in dieselben Umstände versetzt, betrunken und im Wald und einem

schwangeren Mädchen gegenüber, Raphaëls Tat noch einmal ausgeführt haben.«

»Die Falle ist zugeschnappt«, sagte Adamsberg und schloß die Augen.

»Verzeihen Sie die Brutalität, aber Sie mußten das erfahren. Sie werden Sie am Dienstag beschuldigen. Der Haftbefehl liegt bereits vor.«

Retancourt warf ihren Apfelgriebs aus dem Fenster und fuhr los. Sie bot Adamsberg nicht das Steuer an, und er bat sie auch nicht darum.

»Ich habe es nicht getan, Retancourt.«

»Es wird nichts nützen, wenn Sie Laliberté das immer wieder sagen. Es interessiert ihn nicht die Bohne, daß Sie leugnen.«

Adamsberg richtete sich plötzlich auf.

»Aber, Lieutenant, Noëlla wurde mit dem Dreizack getötet. Wo hätte ich denn ein solches Werkzeug finden sollen? Auf meinem Pfad, geradewegs aufgetaucht aus dem Nichts?«

Er brach ab und ließ sich zurückfallen.

»Sagen Sie schon, Kommissar.«

»Großer Gott, die Baustelle.«

»Wo?«

»Auf halber Strecke gab's eine Baustelle mit einem Pickup und Werkzeugen entlang den Stämmen. Sie rissen dort die abgestorbenen Baumstümpfe heraus und pflanzten junge Ahornbäume. Ich kannte diese Baustelle. Ich kann dort gut und gern vorbeigegangen sein, habe Noëlla gesehen, habe die Waffe gesehen und sie schließlich benutzt. Ja, das könnten sie behaupten. Weil auch Erde in den Wunden war. Weil dieser Dreizack sich von dem des Richters unterschied.«

»Das könnten sie behaupten«, bestätigte Retancourt ernst. »Was Sie denen über den Richter erzählt haben, wird nichts ausrichten, im Gegenteil. Irre Geschichte, unwahrscheinlich,

zwanghaft. Sie werden sie benutzen, um Sie zu belasten. Bisher hatten sie das unmittelbare Motiv, Sie haben ihnen nun das eigentliche Motiv geliefert.«

»Der von einer Idee besessene Mann, betrunken, ohne Erinnerungsvermögen und von diesem Mädchen in die Enge getrieben. Ich im Körper meines Bruders. Ich im Körper des Richters. Aus dem Gleichgewicht geraten, verrückt. Es ist alles verloren, Retancourt. Fulgence hat sich meine Haut geschnappt. Er ist reingeschlüpft.«

Retancourt fuhr eine Viertelstunde ohne ein Wort. Adamsbergs Zusammenbruch, so schien ihr, erforderte die Atempause eines langen Schweigens. Ganzer Tage vielleicht, in denen man bis nach Grönland gelangen konnte, doch soviel Zeit hatte sie nicht.

»Woran denken Sie?« begann sie nach einer Weile wieder.

»An meine Mutter.«

»Ich verstehe. Aber ich glaube nicht, daß jetzt der richtige Zeitpunkt dazu ist.«

»Man denkt an seine Mutter, wenn nichts mehr zu machen ist. Und es ist nichts mehr zu machen.«

»Aber sicher. Man kann fliehen.«

»Ich bin erledigt, wenn ich fliehe. Eingeständnis der Schuld.«

»Sie sind erledigt, wenn Sie sich am Dienstag in der GRC zurückmelden. Sie werden hier bis zur Verurteilung versauern, und wir werden keine Möglichkeit haben, eine Gegenermittlung zu Ihrer Verteidigung durchzuführen. Sie werden in einem kanadischen Knast sitzen, und eines Tages wird man Sie nach Fresnes verlegen, mindestens zwanzig Jahre Haft. Nein, Kommissar, Sie müssen fliehen, abhauen von hier.«

»Sind Sie sich im klaren, was Sie da sagen? Sind Sie sich bewußt, daß Sie mich in dem Falle decken würden?«

»Vollkommen.«

Adamsberg wandte sich seinem Lieutenant zu.

»Und wenn ich es nun war, Retancourt?« brachte er hervor.

»Fliehen«, antwortete sie, indem sie der Frage auswich.

»Und wenn ich es war?« beharrte Adamsberg lauter.

»Wenn Sie Zweifel haben, sind wir beide erledigt.«

Adamsberg beugte sich in der Dunkelheit vor, um sie genauer zu betrachten.

»Zweifeln Sie nicht?« fragte er.

»Nein.«

»Warum? Sie mögen mich nicht, und alles spricht gegen mich. Und doch glauben Sie es nicht.«

»Nein. Sie würden nicht töten.«

»Warum?«

Retancourt verzog ein wenig das Gesicht und schien ihre Formulierung abzuwägen.

»Sagen wir, es interessiert Sie nicht genug.«

»Sind Sie da sicher?«

»Soweit ein Mensch sicher sein kann. Entweder Sie vertrauen mir, oder Sie sind tatsächlich verloren. Was Sie im Augenblick tun, ist nicht, sich zu verteidigen, sondern sich sinken zu lassen.«

In den Schlamm des toten Sees, dachte Adamsberg.

»Ich erinnere mich nicht mehr an jene Nacht«, wiederholte er wie ein Automat. »Mein Gesicht und meine Hände waren voller Blut.«

»Ich weiß. Sie haben die Aussage des Wachmanns.«

»Vielleicht war es nicht mein Blut.«

»Sehen Sie, Sie lassen sich sinken. Sie akzeptieren. Der Gedanke dringt wie ein Reptil in Sie ein, und Sie überlassen sich ihm.«

»Vielleicht war der Gedanke schon in mir, seitdem ich den Dreizack wiedererweckt habe. Und er ist explodiert, als ich das Werkzeug sah.«

»Sie lassen sich sinken«, beharrte Retancourt, »bis in seine Gruft. Sie selbst legen Ihren Kopf auf den Henkersklotz.«

»Das ist mir klar.«

»Kommissar, denken Sie rasch nach. Für wen entscheiden Sie sich? Für sich? Oder mich?«

»Für Sie«, antwortete Adamsberg instinktiv.

»Also Flucht.«

»Nicht ausführbar. Die sind doch keine Idioten.«

»Wir auch nicht.«

»Und sie sind uns längst auf den Fersen.«

»Es kommt natürlich nicht in Frage, von Detroit aus zu fliehen. Der Haftbefehl ist schon nach Michigan weitergereicht worden. Wir werden, wie vorgesehen, Dienstag früh ins Hotel Brébeuf zurückkehren.«

»Und über den Keller verschwinden? Wenn die mich nicht pünktlich herauskommen sehen, werden sie alles durchsuchen. Mein Zimmer auf den Kopf stellen und das ganze Gebäude. Das Verschwinden ihres Wagens feststellen, die Flughäfen abriegeln. Es wird mir nie die Zeit bleiben, ein Flugzeug zu erwischen. Nicht mal das Hotel zu verlassen. Man wird mich genauso erledigen wie diesen Brébeuf.«

»Nicht die werden uns verfolgen, Kommissar. Sondern wir werden sie dahin führen, wohin wir sie haben wollen.«

»Und das wäre?«

»In mein Zimmer.«

»Ihr Zimmer ist genauso winzig wie meins. Wo wollen Sie mich da verstecken? Auf dem Dach? Da werden sie ganz sicher raufsteigen.«

»Natürlich.«

»Unter dem Bett? Im Wandschrank? Oben auf dem Schrank?«

Adamsberg zuckte in einer Anwandlung von Hoffnungslosigkeit mit den Achseln.

»Auf mir.«

Der Kommissar sah seinen Lieutenant an.

»Es tut mir leid«, sagte sie, »aber es wird nur zwei oder drei Minuten dauern. Eine andere Lösung gibt es nicht.«

»Retancourt, ich bin keine Haarklammer. In was gedenken Sie mich denn zu verwandeln?«

»*Ich* werde mich verwandeln. In einen Pfeiler.«

Retancourt hatte zwei Stunden gehalten, um zu schlafen, und um sieben Uhr früh kamen sie in Detroit an. Die Stadt war so trostlos anzusehen wie eine verarmte alte Herzogin, die noch die Fetzen ihrer einst kostbaren Roben trägt. Schmutz und Elend hatten die Pracht des alten Detroit ersetzt.

»Es ist dieser Wohnblock dort«, sagte Adamsberg, den Stadtplan in der Hand.

Er betrachtete das Gebäude, das ziemlich schwarz, aber in gutem Zustand war und an eine Cafeteria grenzte, wie ein historisches Bauwerk. Was es auch war, denn schließlich ging, schlief und lebte hinter diesen Mauern Raphaël.

»Die Cochs parken zwanzig Meter hinter uns«, bemerkte Retancourt. »Schlauberger. Was denken die sich eigentlich? Daß wir nicht wissen, daß wir sie seit Gatineau im Schlepptau haben?«

Adamsberg saß etwas vorgebeugt, die Arme über der Taille verschränkt.

»Ich lasse Sie allein hinaufgehen, Kommissar. Ich stärke mich indessen in der Cafeteria und warte auf Sie.«

»Ich schaff's nicht«, sagte Adamsberg leise. »Und wozu überhaupt? Ich bin ja genauso auf der Flucht.«

»Eben. Er wird endlich nicht mehr allein sein, und Sie auch nicht. Gehen Sie schon, Kommissar.«

»Sie verstehen nicht, Retancourt. Ich schaff es nicht. Meine Beine sind kalt und steif, ich bin durch zwei gußeiserne Schraubwinden am Boden festgemacht.«

»Erlauben Sie?« fragte der Lieutenant und legte vier Finger zwischen seine Schulterblätter.

Mit einer Geste willigte Adamsberg ein. Nach zehn Minuten spürte er, wie an seinen Schenkeln eine Art Schmieröl entlanglief und ihnen die Beweglichkeit wiedergab.

»War es das, was Sie im Flugzeug mit Danglard gemacht haben?«

»Nein. Danglard hatte nur Angst zu sterben.«

»Und ich, Retancourt?«

»Angst vor genau dem Gegenteil.«

Adamsberg nickte und stieg aus dem Wagen. Retancourt wollte eben in die Cafeteria hineingehen, als er sie am Arm zurückhielt.

»Da ist er«, sagte er. »An dem Tisch dort, mit dem Rücken zu uns. Ich bin sicher.«

Der Lieutenant betrachtete die Gestalt, auf die Adamsberg zeigte. Dieser Rücken, kein Zweifel, war wirklich der eines Bruders. Adamsbergs Hand schloß sich um ihren Arm.

»Gehen Sie allein hinein«, sagte sie. »Ich kehre zum Wagen zurück. Geben Sie mir einen Wink, wenn ich zu Ihnen kommen kann. Ich möchte ihn sehen.«

»Raphaël?«

»Ja, Raphaël.«

Adamsberg, mit noch immer schweren Beinen, drückte die Glastür auf. Er ging auf Raphaël zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. Der Mann fuhr nicht hoch. Er betrachtete diese braunen Hände, die sich auf ihn gelegt hatten, erst die eine, dann die andere.

»Hast du mich also gefunden?« fragte er regungslos.

»Ja.«

»Das war gut so.«

Von der anderen Seite der schmalen Straße aus sah Retancourt, wie Raphaël aufstand, wie sich die beiden Brüder umarmten, sich mit verschlungenen Armen anschauten, jeder festgeklammert am Körper des anderen. Sie nahm ein kleines Fernglas aus ihrer Tasche und stellte auf Raphaël Adamsberg scharf, dessen Stirn die seines Bruders berührte. Der gleiche Körper, der gleiche Kopf. Doch so, wie die unbeständige Schönheit Adamsbergs wie ein Wunder aus seinen chaotischen Zügen hervortrat, lag die seines Bruders ganz offen da, in einem ebenmäßig gezeichneten Gesicht. Wie Zwillinge, die aus derselben Wurzel gesprossen waren, der eine in Unordnung, der andere in Harmonie. Retancourt wechselte die Position, um Adamsberg ins Dreiviertelprofil zu bekommen. Doch plötzlich nahm sie das Fernglas herunter, beschämt von ihrer Vermessenheit, mit der sie sich so weit in fremde Gefühle vorgewagt hatte.

Nun, da sie sich gesetzt hatten, konnten die beiden Adamsbergs ihre Arme, die einen geschlossenen Kreis bildeten, nicht mehr loslassen. Retancourt setzte sich mit leisem Erschauern wieder in den Wagen. Sie räumte das Fernglas weg und schloß die Augen.

Drei Stunden später hatte Adamsberg an das Wagenfenster geklopft und seinen Lieutenant abgeholt. Raphaël hatte sie beköstigt und mit einer Tasse Kaffee auf einem Sofa Platz nehmen lassen. Beide Brüder, hatte Retancourt bemerkt, entfernten sich nicht mehr als fünfzig Zentimeter voneinander.

»Wird Jean-Baptiste verurteilt werden? Ist das sicher?« fragte Raphaël den Lieutenant.

»Sicher«, bestätigte Retancourt. »Bleibt nur die Flucht.«

»Unter den Augen von einem Dutzend Bullen, die das Hotel überwachen«, erklärte Adamsberg.

»Es ist möglich«, sagte Retancourt.

»Ihre Idee, Violette?« fragte Raphaël.

Raphaël, der meinte, daß er weder Bulle noch Soldat wäre, hatte sich geweigert, den Lieutenant mit ihrem Nachnamen anzureden.

»Wir fahren heute abend nach Gatineau zurück«, erklärte Retancourt. »Morgen früh, gegen sieben Uhr, kehren wir arglos und vor aller Augen ins Hotel Brébeuf zurück. Sie, Raphaël, machen sich dreieinhalb Stunden nach uns auf den Weg. Ist das möglich?«

Raphaël nickte.

»Sie kommen gegen zehn Uhr dreißig im Hotel an. Was werden die Cops sehen? Einen neuen Gast, der ihnen schnuppe ist, denn ihn suchen sie ja nicht. Zumal es um diese Uhrzeit ohnehin ein ständiges Kommen und Gehen ist. Die beiden Cochs, die uns beschatten, haben morgen keinen Dienst. Keiner der Überwachungsbullen wird Sie erkennen. Sie tragen sich unter Ihrem Namen ein und nehmen einfach nur Ihr Zimmer in Besitz.«

»Verstanden.«

»Haben Sie Anzüge? Geschäftsanzüge, mit Hemd und Krawatte?«

»Ich habe drei. Zwei graue und einen blauen.«

»Hervorragend. Kommen Sie im Anzug, und nehmen Sie einen weiteren mit. Den grauen. Und auch zwei Mäntel und zwei Krawatten.«

»Retancourt, Sie werden meinen Bruder doch nicht in die Scheiße reiten?« unterbrach Adamsberg.

»Nein, nur die Bullen aus Gatineau. Sie, Kommissar, räumen gleich nach unserer Ankunft Ihr Zimmer leer, ganz so, als hätten Sie sich in größter Eile davongemacht. Ihre Sachen schaffen wir uns vom Hals. Sie haben ohnehin nur wenig mit, das trifft sich gut.«

»Zerlegen wir sie zu Buletten? Essen wir sie auf?«

»Wir stecken sie in den großen Mülleimer auf dem Etagenflur, dieses Stahlding mit der Klappe.«

»Alles? Klamotten, Bücher, Rasierzeug?«

»Alles, einschließlich Ihrer Dienstwaffe. Wir schmeißen Ihre Klamotten weg und retten Ihre Haut. Brieftasche und Schlüssel behalten wir.«

»Die Tasche wird nicht in den Mülleimer passen.«

»Wir lassen sie in meinem Schrank, leer, als gehörte sie mir. Frauen haben viel Gepäck.«

»Kann ich meine Uhren behalten?«

»Ja.«

Die beiden Brüder ließen sie nicht aus den Augen, der eine mit unbestimmtem, mildem, der andere mit klarem, leuchtendem Blick. Raphaël Adamsberg hatte dieselbe stille Geschmeidigkeit wie sein Bruder, seine Bewegungen jedoch waren lebhafter und die Reaktionen schneller.

»Die Cops erwarten uns um neun Uhr in der GRC«, fuhr Retancourt fort, wobei ihr Blick vom einen zum anderen ging. »Nach zwanzig Minuten Verspätung, nicht mehr, denke ich, wird Laliberté versuchen, den Kommissar im Hotel zu erreichen. Keine Antwort, man löst Alarm aus. Die Jungs werden in sein Zimmer stürmen. Leer, der Verdächtige verschwunden. Genau diesen Eindruck müssen wir ihnen vermitteln: daß er schon fort ist, daß er ihnen entwischt ist. Gegen neun Uhr fünfundzwanzig werden sie mein Zimmer betreten, für den Fall, daß ich Sie versteckt hätte.«

»Aber wo denn versteckt, Retancourt?« fragte Adamsberg voller Unruhe.

Retancourt hob die Hand.

»Die Quebecois sind schamhaft und zurückhaltend«, sagte sie. »Keine nackten Frauen auf den Titelseiten der Zeitschriften oder

an den Uferstränden. Darauf setzen wir, auf ihre Schamhaftigkeit. Sie und ich dagegen«, sagte sie und wandte sich Adamsberg zu, »wir müssen sie vergessen. Es wäre nicht der richtige Augenblick, um prüde zu sein. Und falls Sie's doch sind, müssen Sie sich bloß ins Gedächtnis rufen, daß Ihr Kopf auf dem Spiel steht.«

»Ich entsinne mich.«

»Wenn die Bullen reinkommen, werde ich im Badezimmer sein, genauer gesagt in der Badewanne, bei geöffneter Tür. Wir haben keine Wahl, was die Mittel betrifft.«

»Und Jean-Baptiste?« fragte Raphaël.

»Ist hinter der geöffneten Tür versteckt. Bei meinem Anblick treten die Bullen ins Zimmer zurück. Ich schreie und beschimpfe sie wegen ihrer Rücksichtslosigkeit. Vom Zimmer aus entschuldigen sie sich, stottern herum, erklären mir, sie suchten den Kommissar. Ich weiß von nichts, er hat mich angewiesen, im Hotel zu bleiben. Sie wollen die Räume durchsuchen. Na schön, aber sie sollen mir wenigstens die Zeit lassen, mir was anzuziehen. Sie treten noch weiter zurück, damit ich aus der Wanne steigen und die Tür schließen kann. Bis hierher alles klar?«

»Ich kann folgen«, sagte Raphaël.

»Ich ziehe einen Bademantel über, einen sehr großen Bademantel, der mir bis auf die Füße fällt. Den wird Raphaël hier für uns kaufen müssen. Ich gebe Ihnen noch meine Maße.«

»Welche Farbe?« fragte Raphaël.

Die Selbstverständlichkeit der Frage unterbrach Retancourts strategischen Eifer.

»Hellgelb, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Hellgelb«, bestätigte Raphaël. »Und weiter?«

»Wir, der Kommissar und ich, sind im Badezimmer, die Tür ist zu. Die Cops sind im Zimmer. Begreifen Sie jetzt die Situation, Kommissar?«

»Genau an diesem Punkt komme ich nicht mit. In diesen Badezimmern gibt es einen Spiegelschrank, ein Wandregal und sonst nichts. Wo wollen Sie mich denn hintun? Ins Schaumbad?«

»Auf mich drauf, ich sagte es bereits. Oder eher hinter mich. Hier nun bilden wir eine Einheit, aufrecht stehend.

Ich lasse sie eintreten und halte mich, beleidigt, in einer Ecke im Hintergrund, mit dem Rücken zur Wand. Sie sind keine Idioten, sie nehmen das Badezimmer gründlich in Augenschein, schauen hinter die Tür, stecken den Arm ins Wasser der Wanne. Ich bringe sie noch stärker in Verlegenheit, indem ich den Bademantel leicht offen lasse. Sie werden nicht wagen, mich anzuschauen, sie werden nicht wagen, für Voyeure gehalten zu werden. Darauf sind sie sehr erpicht, und das ist unser Haupttrumpf. Wenn sie mit dem Badezimmer fertig sind, gehen sie wieder hinaus, damit ich mich anziehen kann, und wieder ist die Tür geschlossen. Während sie das Zimmer durchsuchen, komme ich heraus, diesmal angekleidet, wobei ich die Tür natürlich offen lasse. Und Sie haben Ihren Platz hinter dieser Tür wieder eingenommen.«

»Lieutenant, den Abschnitt ›Wir bilden eine Einheit‹ habe ich nicht begriffen«, sagte Adamsberg.

»Haben Sie noch nie Nahkampf gemacht? Der Angreifer, der Sie von hinten niederwirft?«

»Nein, nie.«

»Ich werde Ihnen die Stellung einmal vorführen«, sagte Retancourt und stand auf. »Entpersonalisieren wir. Ein stehendes Individuum. Ich. Groß und dick, das ist unsere Chance. Ein anderes Individuum, leichter und kleiner. Sie. Sie sind unter dem Bademantel. Der Kopf und die Schultern liegen

auf meinem Rücken, Ihre Arme sind fest um meine Taille geklammert, das heißt unsichtbar in meinem Bauch vergraben. Jetzt Ihre Beine. Hinter meinen verkeilt, die Füße vom Boden abgehoben und um meine Waden geschlungen. Ich stehe mit verschränkten Armen in der Zimmerecke, die Füße ein wenig auseinandergestellt, um meinen Schwerpunkt abzusenken. Können Sie mir folgen?«

»Guter Gott, Retancourt, soll ich mich etwa wie ein Affe an Ihren Rücken heften?«

»Sie sollen sich sogar wie eine Flunder anheften. Anheften, genau das ist der Plan. Es wird nur wenige Minuten dauern, maximal zwei. Das Badezimmer ist winzig, die Durchsuchung wird schnell gehen. Sie werden mich nicht anschauen. Ich werde mich nicht bewegen. Sie auch nicht.«

»Das ist absurd, Retancourt, wir werden's erleben.«

»Wir werden's nicht erleben. Ich bin dick. Ich werde in den Bademantel gewickelt und in der Ecke postiert sein, von vorn. Damit Sie an meiner Haut nicht abrutschen, lege ich einen Gürtel unter dem Bademantel an, an dem Sie sich festklammern werden. Dort werden wir auch Ihre Brieftasche befestigen.«

»Ich bin viel zu schwer zu tragen«, meinte Adamsberg kopfschüttelnd. »Ich wiege zweiundsiebzig Kilo, sind Sie sich dessen bewußt? Es wird nicht funktionieren, es ist Wahnsinn.«

»Es wird funktionieren, ich habe es nämlich schon zweimal gemacht, Kommissar. Mit meinem Bruder, als ihn die Bullen wegen irgendeiner Lappalie gesucht haben. Mit neunzehn Jahren hatte er ungefähr Ihre Größe und wog neunundsiebzig Kilo. Ich zog den Morgenmantel meines Vaters über, und er preßte sich an meinen Rücken. Wir hielten vier Minuten durch, ohne mit der Wimper zu zucken. Das nur zu Ihrer Beruhigung.«

»Wenn Violette es sagt«, meinte Raphaël ein wenig verwirrt.

»Wenn sie es sagt«, wiederholte Adamsberg.

»Und noch was, bevor wir uns einig werden. Wir können es uns nicht erlauben, rumzutricksen und zu scheitern. Unsere Waffe ist die Wahrscheinlichkeit. Ich werde in dieser Badewanne tatsächlich nackt sein, das versteht sich von selbst, und also auch wirklich nackt unter diesem Bademantel. Und Sie werden wirklich an meinem Rücken klammern. Ich akzeptiere die Unterhose, aber kein weiteres Kleidungsstück. Einerseits rutschen die Sachen, andererseits verhindern sie, daß der Bademantelstoff normal fällt.«

»Falsche Falten«, sagte Raphaël.

»Genau. Dieses Risiko können wir nicht eingehen. Ich verstehe, wie verhänglich das alles ist, doch ich glaube nicht, daß dies der richtige Zeitpunkt ist, sich zu genieren. Darüber müssen wir uns im Voraus verständigen.«

»Mich geniert es nicht«, Adamsberg zögerte, »wenn es Sie nicht geniert.«

»Ich habe vier Brüder großgezogen, und unter bestimmten extremen Bedingungen halte ich Verlegenheit für einen Luxus. Wir befinden uns unter extremen Bedingungen.«

»Aber Himmelherrgott, Retancourt, selbst wenn sie unverrichteterdinge Ihr Zimmer verlassen sollten, werden sie dennoch nicht die Überwachung aufgeben. Sie werden das Hotel Brébeuf vom Keller bis zum Dachboden umpflügen.«

»Aber gewiß.«

»So daß ich, ob nun Nahkampf oder nicht, es nicht schaffen werde, aus dem Gebäude herauszukommen.«

»Er wird herauskommen«, sagte Retancourt und deutete auf Raphaël. »Das heißt Sie als er. Sie verlassen das Hotel um elf Uhr, in seinem Anzug, seiner Krawatte, seinen Schuhen und seinem Mantel. Ich werde Ihnen seinen Haarschnitt verpassen, sobald wir angekommen sind. Das wird hervorragend klappen. Von weitem wird man Sie nicht erkennen. Und für die sind Sie sowieso wie ein armer Schlucker gekleidet. Die Cops haben den

Geschäftsmann im blauen Anzug bereits um zehn Uhr dreißig hineingehen sehen. Er kommt um elf wieder heraus, und das ist ihnen schnuppe. Der Geschäftsmann, das heißt also Sie, Kommissar, wird seelenruhig zu seinem Wagen gehen.«

Die beiden nebeneinander sitzenden Adamsbergs hörten dem Lieutenant aufmerksam, ja beinah unterwürfig zu.

Adamsberg begann das gesamte Ausmaß von Retancourts Plan zu begreifen, der auf zwei für gewöhnlich absolut gegensätzlichen Elementen basierte: Wucht und Raffinesse. Zusammen ergaben sie eine unvorhersehbare Kraft, einen Stoß mit dem Rammbar, ausgeführt mit der Präzision einer Nadel.

»Und weiter?« fragte Adamsberg, dem der Plan wieder ein wenig Kraft verlieh.

»Sie steigen in Raphaëls Wagen und lassen ihn in Ottawa an der Ecke North Street/Boulevard Laurier stehen. Von dort aus nehmen Sie den Bus um elf Uhr vierzig nach Montreal. Der richtige Raphaël wird erst sehr viel später abreisen, abends oder am nächsten Morgen. Die Cops werden die Überwachung inzwischen aufgehoben haben. Er wird seinen Wagen abholen und nach Detroit zurückkehren.«

»Aber warum machen wir's nicht einfacher?« schlug Adamsberg vor. »Raphaël trifft noch vor dem Anruf des Surintendant ein, ich nehme seinen Anzug und seinen Wagen und verschwinde, noch bevor der Alarm ausgelöst wird. Und er fährt gleich nach mir mit dem Bus davon. So ersparen wir uns das ganze Risiko mit dem Nahkampf im Badezimmer. Wenn sie kommen, wird keiner mehr dasein, weder er noch ich.«

»Aber sein Name im Verzeichnis, oder, wenn er als Besucher kommt, seine Stippvisite. Wir verkomplizieren hier nicht zum Spaß, Kommissar, sondern um Raphaël nicht in Schwierigkeiten zu bringen. Wenn er eintrifft, bevor man Ihre Flucht feststellt, wird er unweigerlich entdeckt werden. Die Cops werden den Rezeptionisten befragen und erfahren, daß ein Raphaël

Adamsberg am selben Morgen im Hotel erschienen ist, um gleich darauf wieder abzureisen. Oder daß ein Besucher nach Ihnen gefragt hat. Das ist gefährlich. Sie werden den Trick mit dem Vertauschen kapieren, und Raphaël wird in Detroit geschnappt werden, mit einer Anklage wegen Mittäterschaft am Hals. Wenn er hingegen eintrifft, nachdem die Zimmer bereits durchsucht sind und die Flucht festgestellt wurde, wird er unter den übrigen Hotelgästen völlig unbemerkt passieren und für nichts verantwortlich gemacht werden. Schlimmstenfalls wird man ihm, falls die Cops seinen Namen später noch entdecken sollten, vorwerfen können, seinen Bruder besucht und ihn verpaßt zu haben, was kein Vergehen ist.«

Adamsberg sah Retancourt aufmerksam an.

»Das leuchtet ein«, sagte er. »Raphaël muß später kommen, daran hätte ich denken müssen. Immerhin bin ich Bulle. Bin ich nicht mehr imstande, klar zu denken?«

»Als Bulle, nein«, antwortete Retancourt behutsam. »Sie reagieren wie ein gehetzter Verbrecher, nicht wie ein Bulle. Sie haben vorübergehend das Revier gewechselt, Sie sind auf der benachteiligten Seite, da, wo man die Sonne im Auge hat. Sobald Sie nach Paris zurückgekehrt sind, wird sich das wieder geben.«

Adamsberg stimmte ihr zu. Gehetzter Verbrecher und Fluchtreflexe, ohne Blick für das Ganze noch Koordination der Einzelheiten.

»Und Sie? Wann können Sie verschwinden?«

»Wenn sie die Gegend nicht mehr absuchen und ihr Scheitern begriffen haben. Sie werden die Überwachung aufheben, um auf Straßen und Flughäfen nach Ihnen zu suchen. Ich treffe Sie in Montreal, sobald die Cops den Park geräumt haben.«

»Wo?«

»Bei einem guten Schumm. Ich habe zwar kein Talent für Reisebekanntschaften, aber ich mache mir in jedem Hafen

Freunde. Einerseits, weil ich's mag, und dann auch, weil es von Nutzen sein kann. Basile wird uns ganz sicher bei sich aufnehmen.«

»Hervorragend«, murmelte Raphaël, »hervorragend.«

Adamsberg nickte still.

»Raphaël«, sagte Retancourt und stand auf, »hätten Sie ein Zimmer für mich? Ich würde gern ein paar Stunden schlafen. Wir müssen noch die ganze Nacht durch fahren.«

»Du auch«, sagte Raphaël zu seinem Bruder. »Während ihr euch ausruht, werde ich den Bademantel kaufen gehen.«

Retancourt schrieb ihre Maße auf einen Zettel.

»Ich glaube nicht, daß unsere beiden Verfolger Ihnen hinterherfahren werden«, sagte sie. »Sie werden in ihrem Versteck vor dem Wohnblock bleiben. Aber kommen Sie trotzdem mit ein paar Vorräten zurück, Brot, Gemüse. Das sieht echter aus.«

Adamsberg lag ausgestreckt auf dem Bett seines Bruders und konnte nicht schlafen. Seine Nacht vom 26. Oktober peinigte ihn wie ein körperlicher Schmerz. Betrunknen auf diesem Pfad, in rasender Wut gegen Noëlla und die ganze Welt. Gegen Danglard, gegen Camille, den fremden Vater, Fulgence, ein regelrechtes Haßknäuel, dessen er nicht mehr Herr war, und nun schon seit einer ganzen Weile. Die Baustelle. Ein Dreizack, natürlich. Was gab's Besseres, um Baumstümpfe herauszureißen? Er hatte welche gesehen, als er mit dem Wächter sprach oder den Wald durchquerte. Er wußte, daß einer dort war. Sturzbetrunknen in der Nacht umherwandern, wie besessen von dem Gedanken an den Richter und dem Verlangen, seinen Bruder wiederzusehen. Noëlla erblicken, die ihn wie eine Beute belauert. Das Haßknäuel explodiert, der Weg hin zu seinem Bruder öffnet sich, der Richter steigt in seine Haut. Er greift nach der Waffe. Wer sonst auf diesem

verlassenen Weg? Er schlägt das Mädchen nieder. Er reißt ihr den Ledergürtel weg, der ihm den Zugang zum Bauch versperrt. Er wirft ihn ins Laub. Und er tötet sie mit einem Stoß des Dreizacks. Er zerschlägt das Eis auf dem See, versenkt die Tote darin, wirft Steine obendrauf. Genau wie er dreißig Jahre zuvor Raphaëls Stecheisen in die Torque geworfen hatte. Die gleichen Gesten. Er schmeißt den Dreizack in den Ottawa River, der ihn über seine Wasserfälle in Richtung Sankt-Lorenz-Strom davonträgt. Dann irrt er herum, läuft, fällt in Bewußtlosigkeit, will vergessen. Als er aufwacht, ist alles in den unerreichbaren Tiefen des Gedächtnisses versunken.

Adamsberg war eiskalt, er zog das Federbett enger um sich. Fliehen. Nahkampf. Sich nackt an die Haut dieser Frau heften. Extreme Bedingungen. Fliehen und leben wie ein gejagter Mörder, der er vielleicht war.

Er wechselte das Terrain, den Blickwinkel. Wird wieder Bulle, nur für ein paar Sekunden. Eine der Fragen, die er Retancourt gestellt und unter der schrecklichen Woge der grünen Akte wieder vergessen hatte, kam ihm erneut in den Sinn. Wie hatte Laliberté bloß erfahren, daß er die Erinnerung an jene Nacht verloren hatte? Weil es ihm jemand gesagt hatte. Und nur Danglard wußte es. Und wer konnte dem Surintendant vom zwanghaften Charakter seiner Verfolgungsjagd erzählt haben? Nur Danglard kannte den Einfluß, den der Richter auf sein Leben hatte. Danglard, der seit einem Jahr gegen ihn opponierte, weil er sich schützend vor Camille stellte. Danglard, der sich für die andere Seite entschieden, der ihn beschimpft hatte. Adamsberg schloß die Augen und legte die Arme übers Gesicht. Der reine Adrien Danglard. Sein edler und treuer Stellvertreter.

Um sechs Uhr abends trat Raphaël in sein Zimmer. Einen Moment lang sah er auf seinen schlafenden Bruder, betrachtete dieses Gesicht, das die Kindheit für ihn heraufbeschwor. Er

setzte sich aufs Bett und rüttelte Adamsberg sanft an der Schulter. Der Kommissar richtete sich auf einem Ellbogen auf.

»Es ist Zeit aufzubrechen, Jean-Baptiste.«

»Zeit zu fliehen«, sagte Adamsberg, setzte sich hin und suchte in der Dunkelheit nach seinen Schuhen.

»Und durch meine Schuld«, sagte Raphaël nach einem Moment des Schweigens. »Ich habe dein Leben eingeengt.«

»Sag nicht so was. Du hast überhaupt nichts eingeengt.«

»Ich habe dich eingeengt.«

»Überhaupt nicht.«

»Doch. Und nun wolltest du sogar zu mir in den Morast der Torque steigen.«

Adamsberg band sich langsam einen seiner Schuhe zu.

»Glaubst du, daß es möglich ist?« fragte er. »Glaubst du, daß ich sie umgebracht habe?«

»Und ich? Glaubst du, daß ich sie umgebracht habe?«

Adamsberg blickte seinen Bruder an.

»Du hättest nicht dreimal so exakt auf einer Linie zustoßen können.«

»Erinnerst du dich, wie hübsch sie war, Lise? Und so leicht und leidenschaftlich wie der Wind.«

»Ich dagegen habe Noëlla nicht geliebt. Und ich hatte einen Dreizack. Möglich wär es.«

»Durchaus möglich.«

»Möglich oder sehr möglich? Sehr möglich oder sehr wahr, Raphaël?«

Raphaël stützte das Kinn in die Hand.

»Meine Antwort ist deine Antwort«, sagte er.

Adamsberg band seinen zweiten Schuh zu.

»Weißt du noch, wie einmal eine Mücke sich ganz tief in

deinem Ohr verkrochen hatte und zwei Stunden lang dort saß?«

»Ja«, sagte Raphaël lächelnd. »Ihr Gesirre machte mich wahnsinnig.«

»Und wir hatten Angst, daß du, bevor die Mücke tot wäre, wirklich wahnsinnig werden könntest. Wir haben das Haus komplett abgedunkelt, und dann habe ich eine Kerze ganz nah an dein Ohr gehalten. Das war eine Idee von Pfarrer Grégoire: ›Jetzt werden wir dich exorzieren, mein Bürschchen.‹ Das waren so seine Pfaffenscherze. Erinnerst du dich? Und die Mücke ist aus dem Gehörgang bis zu der Flamme gekrochen. Und hat sich mit einem ganz feinen Geräusch die Flügel verbrannt. Erinnerst du dich an das feine Geräusch?«

»Ja. Und Grégoire hat gesagt: ›Der Teufel knistert im Höllenfeuer.‹ Auch so ein Pfaffenscherz.«

Adamsberg griff nach seinem Pullover und seiner Jacke.

»Glaubst du, daß es möglich ist, sehr möglich?« begann er von neuem. »Unseren Dämon mit einem kleinen Licht aus seinem Tunnel zu locken?«

»Wenn er in unserem Ohr sitzt.«

»Das tut er, Raphaël.«

»Ich weiß. Ich höre ihn, nachts.«

Adamsberg zog seine Jacke über und setzte sich wieder neben seinen Bruder.

»Glaubst du, wir werden ihn herauskriegen?«

»Wenn es ihn wirklich gibt, Jean-Baptiste. Wenn nicht wir es sind.«

»Es gibt nur zwei Leute, die daran glauben. Ein etwas einfältiger Sergent und eine etwas verschrobene alte Frau.«

»Und Violette.«

»Ich weiß nicht, ob Retancourt mir aus Pflichtgefühl oder aus Überzeugung hilft.«

»Unwichtig, folge ihr. Sie ist eine wundervolle Frau.«

»In welchem Sinne denn? Findest du sie etwa schön?« fragte Adamsberg überrascht.

»Schön auch, ja, natürlich.«

»Und ihr Plan? Glaubst du, er wird funktionieren?«

Als er diesen Satz murmelte, war ihm plötzlich, als wäre er wieder ganz jung und hockte neben seinem Bruder in einer Gebirgsfalte beim Aushecken einer ihrer Schandtaten. In die Torque tauchen, so tief es geht, sich an der Krämersfrau rächen für ihre Habsucht, Hörner in die Tür des Richters ritzen, nachts von zu Hause abhauen, ohne jemanden zu wecken.

Raphaël zögerte.

»Wenn Violette dein Gewicht aushält.«

Die zwei Brüder gaben sich die Hand, mit verknoteten Daumen, wie sie es als Kinder immer getan hatten, bevor sie in die Torque sprangen.

Auf dem Rückweg wechselten Adamsberg und Retancourt sich beim Fahren ab, den Wagen von Lafrance und Ladouceur immer im Gefolge. Der Kommissar weckte Retancourt, als Gatineau in Sicht kam. Er hatte sie so lange wie möglich schlafen lassen, so sehr befürchtete er, sie könne unter seinem Gewicht zusammenbrechen.

»Sind Sie sicher«, sagte er, »daß dieser Basile mich bei sich aufnehmen wird? Ich komme immerhin vor Ihnen an.«

»Ich werde ihm Bescheid sagen. Sie erklären ihm, daß Sie mein Vorgesetzter sind und daß ich Sie schicke. Von dort aus werden wir Danglard anrufen, um uns so schnell wie möglich falsche Papiere zu beschaffen.«

»Nicht Danglard. Setzen Sie sich unter keinen Umständen mit ihm in Verbindung.«

»Und wieso nicht?«

»Niemand außer ihm wußte, daß ich das Gedächtnis verloren hatte.«

»Danglard ist der treueste unter den Getreuen«, sagte Retancourt schockiert. »Er ist Ihnen ergeben, er hätte nicht einen Grund, Sie bei Laliberté zu verpfeifen.«

»Doch, Retancourt. Seit einem Jahr grollt mir Danglard. Wie sehr, weiß ich nicht.«

»Wegen dieser Geschichte mit Camille?«

»Woher haben Sie das?«

»Getuschel im Gerüchtezimmer. Der Raum ist ein wahrer Brutkasten, da entsteht alles, da gedeiht alles. Zuweilen sogar gute Ideen. Aber Danglard tuschelt nicht. Der ist loyal.«

Der Lieutenant runzelte die Stirn.

»Da bin ich mir nicht sicher«, sagte Adamsberg. »Aber rufen Sie ihn nicht an.«

Um sieben Uhr fünfundvierzig war Adamsbergs Zimmer geräumt, und der Kommissar, in Unterhose und mit seinen beiden Uhren, ließ sich von Retancourt die Haare schneiden. Sie legte die Strähnen sorgsam ins Toilettenbecken, um keine Spuren zu hinterlassen.

»Wo haben Sie denn gelernt, Haare zu schneiden?«

»Bei einem Friseur, bevor ich mich dann mit Massage beschäftigt habe.«

Retancourt mußte wohl mehrere Leben gelebt haben, sagte sich Adamsberg. Beruhigt durch ihre behenden Gesten und das gleichmäßige Geräusch der Schere, ließ er sich den Kopf in alle Richtungen drehen. Um zehn nach acht führte sie ihn vor den Spiegel.

»Genau sein Haarschnitt, oder?« fragte sie mit der Begeisterung eines jungen Mädchens, das gerade eine Prüfung bestanden hat.

Genau. Raphaël hatte kürzeres Haar als er, das am Hinterkopf ordentlich gestuft war. Adamsberg fand sich verändert, ernsthafter und anständiger. Ja, wenn er dann noch einen Anzug mit Schlips trüge auf den paar Metern, die er bis zum Wagen brauchte, würden die Cops nicht reagieren. Zumal sie um elf Uhr bereits überzeugt wären, daß er geflohen war.

»Das war leicht«, sagte Retancourt und lächelte noch immer, ohne daß die bevorstehenden Maßnahmen sie zu beschäftigen schienen.

Um zehn nach neun saß der Lieutenant bereits im Badewasser, und Adamsberg stand plattgedrückt hinter der Tür, beide vollkommen still. Adamsberg hob langsam seinen Arm, um

einen Blick auf seine Uhren zu werfen. Neun Uhr und vierundzwanzigminuten. Drei Minuten später kamen die Cops ins Zimmer. Retancourt hatte ihm geraten, er solle sich zwingen, langsam zu atmen, und er zwang sich.

Das Zurückweichen der Bullen vor dem offenen Badezimmer und Retancourts Schimpftirade fanden wie vorgesehen statt. Der Lieutenant schlug ihnen die Tür vor der Nase zu, und kaum zwanzig Sekunden später hatten sie die Nahkampfstellung mit Flunderhaftung eingenommen. Mit übellauniger Stimme gab Retancourt die Erlaubnis, einzutreten und das Ganze, in Gottes Namen, so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Adamsberg klammerte sich fest um ihre Taille und an den Gürtel, seine Füße berührten den Boden nicht, und seine Wange hielt er fest an den nassen Rücken gedrückt. Er hatte gemeint, sein durchgeweichter Lieutenant würde sofort zusammenbrechen, sobald er seine Füße vom Boden gelöst hätte, doch nichts dergleichen geschah. Der von Retancourt angekündigte Pfeilereffekt kam voll zur Wirkung. Er fühlte sich so sicher hängen wie an einem Ahornstamm. Der Lieutenant schwankte nicht einmal und mußte sich auch nicht an der Wand abstützen. Sie stand aufrecht, die Arme über ihrem Bademantel verschränkt, ohne daß auch nur einer ihrer Muskeln gezittert hätte. Dieses Gefühl vollkommener Standfestigkeit verblüffte Adamsberg und beruhigte ihn urplötzlich. Er hatte den Eindruck, er könnte ohne Probleme eine Stunde lang ganz bequem so hängen. Während er sich mit diesem Gefühl unveränderlicher Stabilität vollsog, hatte der Coch seine Inspektion beendet und schloß die Tür vor Retancourt. Sie zog sich rasch an und betrat wieder das Zimmer, wobei sie die drei Bullen weiter anschnauzte, sie in ihrer Badewanne so dreist überrascht zu haben.

»Wir haben geklopft, bevor wir reingekommen sind«, sagte die unbekannte Stimme eines Cochs.

»Ich habe nichts gehört!« schrie Retancourt. »Und bringen Sie gefälligst meine Sachen nicht in Unordnung. Ich sage Ihnen nochmals, der Kommissar hat mich angewiesen hierzubleiben. Er wollte heute morgen mit eurem Surintendant allein sein.«

»Wie spät war es auf Ihrer Uhr, als er Ihnen das sagte?«

»Als wir vor dem Hotel geparkt haben, so gegen sieben. Er müßte jetzt schon bei Laliberté sein.«

»Criss! Er ist nicht in der GRC! Ihr Boß ist verduftet!«

Hinter der Tür, wo er sich wieder platt an die Wand drückte, begriff Adamsberg, daß Retancourt jetzt überrascht und schockiert schwieg.

»Er war um neun Uhr dort verabredet«, versicherte sie, »soviel jedenfalls weiß ich.«

»Sakrament! Er hat uns einen Bären aufgehievt und sich davongemacht.«

»Nein, er hätte mich nie hier zurückgelassen. Wir arbeiten immer im Duett.«

»Knipsen Sie mal Ihre Lichter an, Lieutenant. Ihr Esti von Boß ist ein Teufelsfott und hat Sie angetrottelt.«

»Ich begreife nicht«, beharrte Retancourt trotzig.

Ein anderer Bulle - die Stimme von Philippe-Auguste, wie es Adamsberg schien - unterbrach ihn.

»Nein, nichts, nirgendwo«, sagte er.

»Nichts«, bestätigte ein Dritter - die barsche Stimme von Portelance.

»Mach dir keine Sorgen«, antwortete der erste. »Wenn wir ihn erst geschnappt haben, wird er den Schwanz schon einziehen. Raus, Jungs, wir durchsuchen das Hotel.«

Er schloß die Tür, nachdem er sich noch einmal für ihren ungeschickten Überfall entschuldigt hatte.

Um elf Uhr ging Adamsberg in grauem Anzug, weißem Hemd und Schlips gemächlich zum Wagen seines Bruders.

Überall liefen Cochs herum, die er keines Blickes würdigte. Um elf Uhr vierzig fuhr sein Bus nach Montreal ab. Retancourt hatte ihm geraten, eine Station vor der Endhaltestelle auszusteigen. In seiner Jackentasche hatte er nur Basiles Adresse und eine Nachricht von Retancourt.

Während er den am Straßenrand vorbeifliegenden Bäumen nachschaute, dachte er, daß er noch nie einen Unterschlupf gefunden hatte, der so sicher und beruhigend wie Retancourts weißer Körper war. Der sogar mehr Geborgenheit bot als die Höhle im Gebirge, in die sich der Ahn immer geflüchtet hatte. Wie hatte sie das nur ausgehalten? Es blieb ein vollkommenes Rätsel. Das auch Voisenets gesamte Chemie niemals würde aufklären können.

Nicht eben begeistert kamen Louisseize und Sanscartier zum Rapport in Lalibertés Büro.

»Der Boß kriegt gerade den totalen Wutkoller«, meinte Louisseize leise.

»Ja, er flucht wie der Teufel seit heute morgen«, entgegnete Sanscartier lächelnd.

»Amüsiert dich das etwa?«

»Mich amüsiert, Berthe, daß Adamsberg uns so voll verarscht hat. Er hat Laliberté richtig schön durch 'n Kakao geschleift.«

»Ich möchte dich nicht vom Lachen abhalten, aber momentan sind wir's, denen auf die Pelle gebenzet wird.«

»Das ist doch nicht unsre Schuld, Berthe, wir haben unser Bestes getan. Soll ich mit ihm reden? Ich hab keine Angst vor ihm.«

Laliberté stand in seinem Büro und gab seine Befehle aus: Fotos des Verdächtigen in Umlauf bringen, Straßen sperren, alle Flughäfen überwachen.

»Und?« schrie er und legte auf. »Wo seid ihr überall gewesen?«

»Wir haben den gesamten Park abgesucht, Surintendant«, antwortete Sanscartier. »Niemand. Vielleicht ist er zum Spazierengehen raus und hatte einen Unfall. Kann ja zufällig einem Bären begegnet sein.«

Der Surintendant drehte sich mit einem Ruck zu seinem Sergeant um.

»Du hat ja wohl völlig das Schiff verpaßt, Sanscartier. Hast du immer noch nicht kapiert, daß er verduftet ist?«

»Wir sind nicht sicher. Er war fest entschlossen, zurückzukommen. Er ist zuverlässig, immerhin hat er uns auch seine Akten über den Richter zukommen lassen.«

Laliberté schlug mit der Faust auf seinen Tisch.

»Seine Geschichte ist ein einziger müder Scherz! Check das hier«, sagte er und reichte ihm ein Blatt Papier. »Sein Mörder ist seit sechzehn Jahren tot! Also, setz dich drauf, und dann dreh dich rum.«

Ohne Verwunderung nahm Sanscartier Kenntnis vom Sterbedatum des Richters und nickte.

»Vielleicht hat der Richter einen Nachahmer«, schlug er vorsichtig vor. »Diese Geschichte mit dem Dreizack war doch irgendwie schlüssig.«

»Seine Geschichte stammt aus grauen Vorzeiten. Wir haben uns einfach veräppeln lassen, das ist es.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, daß er log.«

»Um so schlimmer, wenn er uns nicht verarscht hat. Dann nämlich würde ihm hier oben langsam die Grütze raustropfen, er wäre nicht mehr ganz dicht.«

»Ich hab nicht den Eindruck, daß er verrückt war.«

»Da lachen doch die Fische, Sanscartier. Seine Geschichte stimmt vorn und hinten nicht, vielleicht schnallst du sie, wenn du betest.«

»Aber er hat diese Morde doch nicht erfunden.«

»Seit ein paar Tagen bist du mir reichlich doppelt gepolt, Sergent«, sagte Laliberté und befahl ihm, sich zu setzen, »und meine Geduld ist langsam am Ende. Also hör zu. An jenem Abend war Adamsberg ziemlich angeschlagen, korrekt? Und er hatte dermaßen viel getrunken, daß er straff wie 'n Euter war. Als er aus der *Schleuse* kam, hatte er ein solches Ding am Helm, der war ja nicht mal mehr ansprechbar. Das hat der Kellner selbst gesagt. Korrekt?«

»Korrekt.«

»Und aggressiv. ›Wehe, du holst die Cochs, dann wirst du aufgespießt.« *Aufgespießt*, Sanscartier, erinnere dich das nicht an was? In puncto Waffe?«

Sanscartier stimmte zu.

»Er war in diese Puppe verknallt. Und die ging regelmäßig zu dem Pfad. Korrekt?«

»Korrekt.«

»Vielleicht hat sie ihn auf die Weide gestellt, vielleicht war er eifersüchtig wie ein Gimpel und ist durchgedreht? Möglich?«

»Ja«, sagte Sanscartier.

»Oder aber, und das glaube ich noch eher, sie hat ihn vollgelabert mit allem möglichen Scheiß und so getan, als bekäme sie was Kleines von ihm. Vielleicht wollte sie ihn unbedingt heiraten. Und dann ging's plötzlich brachial zu. Der ist nicht in 'nen Ast gerannt, Sanscartier, der hat sich mit ihr geprügelt.«

»Wir wissen doch nicht einmal, ob er ihr überhaupt begegnet ist.«

»Wo fährst du bloß auf deinen Skiern hin?«

»Ich meine ja nur, daß wir momentan keinerlei Beweise haben.«

»Von deinen Verschleppungsmanövern platzt mir aber wirklich langsam der Arsch, Sanscartier. Wir haben ganze Säcke voll von Beweisen. Wir haben seine Fingerabdrücke auf dem Gürtel!«

»Vielleicht hat er sie schon vorher draufgemacht? Wo er sie doch kannte?«

»Bist du von allen Seiten verrammelt, Sergeant? Den Gürtel hatte sie doch gerade erst geschenkt bekommen. In irgendeinem Moment hat er das Mädchen auf dem Pfad gesehen. Und plötzlich, mit einem Knitts, hat er sich ins Hemd gemacht und

sie umgebracht.«

»Ich verstehe, Surintendant, aber ich kann es trotzdem nicht glauben. Adamsberg und ein Mord, das krieg ich einfach nicht unter 'n Hut.«

»Knödel doch hier nicht rum. Du kanntest ihn erst sein vierzehn Tagen, was weißt du denn schon über ihn? Nichts. Der ist heimtückisch wie 'n dürrer Ochse. Und er hat sie umgebracht, der Hund. Der Beweis, daß er 'ne Schraube locker hat: Er hat keinerlei Erinnerung mehr an das, was er in jener Nacht getan hat. Hat er alles ausradiert. Korrekt?«

»Ja«, sagte Sanscartier.

»Dann schnappt mir diesen Scheißkerl gefälligst. Klemmt euch ordentlich dahinter, macht Überstunden, bis er eingebunkert ist.«

Einen erschöpften Menschen ohne Gepäck bei sich aufzunehmen störte Basile nicht, sobald dieser Mensch ihm durch einige Zeilen von Retancourt, einen Generalpassierschein sozusagen, empfohlen wurde.

»Sagta das zu?« fragte er, indem er die Tür zu einem kleinen Zimmer öffnete.

»Ja. Vielen Dank, Basile.«

»Du ißt doch noch einen Happen, bevor du dich hinlegst. Violette ist 'ne Frau, was?«

»Eine Erdgöttin, könnte man meinen.«

»Hat sie's also geschafft, sämtliche Cops von Gatineau hinters Licht zu führen?« fragte Basile sehr amüsiert.

Demnach wußte er über das Wesentliche Bescheid. Basile war ein kleiner Typ mit rosiger Haut und Augen, die durch eine rotgefaßte Brille noch größer wirkten.

»Kannsta mir ihren Trick verraten?« sagte er.

Adamsberg resümierte ihm die Operation in einem Satz.

»Nein«, sagte Basile und brachte zwei Sandwichs. »Nicht in der Zusammenfassung. Erzähl mir das Ganze erst lang und dann breit.«

Adamsberg berichtete das Heldenepos Retancourt, angefangen von ihrem Unsichtbarkeitstrick in der GRC bis zu ihrem Pfeilertrick. Was für Adamsberg eine Katastrophe gewesen war, erheiterte Basile sehr.

»Was ich allerdings nicht begreife«, sagte er zum Abschluß, »warum ist sie nicht zusammengebrochen? Ich wiege zweiundsiebzig Kilo.«

»Du mußt verstehen, daß Violette diese ganze Chose kennt. Sie wandelt ihre Energie um, in was immer sie will.«

»Ich weiß. Sie ist mein Lieutenant.«

Sie war es, dachte er, als er in sein Zimmer ging. Denn selbst wenn es ihnen gelingen sollte, über den Atlantik zu kommen, würde er nicht wieder in die Brigade zurückkehren und sich einfach an seinen Schreibtisch setzen können. Ein gesuchter Verbrecher, untergetaucht. Später, sagte er sich. Die Proben sortieren und in schmale Lamellen schneiden. Und sie eine nach der anderen in die Wabenzellen einzusetzen.

Retancourt traf gegen einundzwanzig Uhr bei ihnen ein. Begeistert hatte Basile bereits ihr Zimmer und das Abendessen vorbereitet und alle ihre Anweisungen befolgt. Er hatte für Adamsberg Kleidung, Rasierzeug, Waschsachen und alles Notwendige herangeschafft, das man für eine Woche brauchte.

»Kinderleicht«, erklärte Retancourt Adamsberg, während sie die Crêpes mit Ahornsirup aßen, die Basile gebacken hatte. Was Adamsberg daran erinnerte, daß er noch immer keinen Sirup für Clémentine gekauft hatte. So was wie eine unausführbare Mission.

»Gegen fünfzehn Uhr kamen die Cops noch einmal in mein Zimmer. Ich lag lesend auf dem Bett, in schrecklicher Unruhe und überzeugt, daß Sie einen Unfall gehabt hätten. Dazu ein Lieutenant, der vor Sorge um seinen Vorgesetzten regelrecht umkam: arme Ginette, ich habe ihr fast weh getan. Sanscartier war auch dabei.«

»Wie war er?« fragte Adamsberg lebhaft.

»Er war untröstlich. Er muß Sie wohl sehr gern gehabt haben.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, sagte Adamsberg und malte sich das Entsetzen des Sergent aus, der entdeckt, daß sein neuer Freund wahrhaftig ein Mädchen mit dem Dreizack durchbohrt hat.

»Untröstlich und zugleich wenig überzeugt«, präzisierte Retancourt.

»In der GRC halten ihn einige für einen Trottel. Portelance meint, er habe Wasser im Hirn.«

»Nun, da hat er verdammt unrecht.«

»Und Sanscartier war nicht ihrer Meinung?«

»Sah ganz danach aus. Er machte sowenig wie möglich mit, als wolle er sich nicht die Hände schmutzig machen. Nicht teilnehmen, nicht dazugehören. Er roch nach süßen Mandeln.«

Adamsberg schlug eine zweite Crêpes-Runde aus. Der Gedanke, daß Sanscartier der Gute, eingeseift mit Mandelmilch, ihn nicht den Löwen zum Fraß vorgeworfen hatte, tat ihm ein wenig gut.

»Nach dem, was ich so aus dem Flur gehört habe, muß Laliberté eine Mordswut gehabt haben. Zwei Stunden später haben sie die Überwachung aufgehoben und den Park geräumt. Ich habe mich seelenruhig davongemacht. Raphaëls Wagen stand wieder auf dem Parkplatz vorm Hotel. Er ist ihnen durch die Maschen geschlüpft. Ihr Bruder ist wirklich ein schöner Mann.«

»Ja.«

»Vor Basile können wir offen reden«, fuhr Retancourt fort und goß den Wein ein. »Was die Papiere betrifft, wollen Sie Danglard aus dem Spiel lassen. Nun gut. Haben Sie in Paris einen Fälscher an der Hand?«

»Ich kenne ein paar ehemalige, aber auf die würde ich keinen Nassen wetten. Kein Vertrauen.«

»Ich habe nur einen, der aber ist sicher. Da könnten wir absolut beruhigt sein. Allerdings müßte ich mich, falls wir auf ihn zurückgreifen, darauf verlassen können, daß Sie ihm keine Schwierigkeiten machen. Daß Sie mir keine Fragen stellen und

auch nicht meinen Namen nennen werden, selbst wenn Brézillon Sie hochnimmt und verhört.«

»Versteht sich von selbst.«

»Außerdem hat er sich zur Ruhe gesetzt. Er hat so was früher gemacht und wird es nur wieder tun, wenn ich ihn darum bitte.«

»Ihr Bruder?« fragte Adamsberg. »Der unter dem Morgenmantel?«

Retancourt stellte ihr Weinglas ab.

»Woher wissen Sie das?«

»Sie sind sehr besorgt. Und Sie haben ziemlich viele Worte drum gemacht.«

»Sie werden wieder zum Bullen, Kommissar.«

»Zuweilen. Wie schnell könnte er es hinkriegen?«

»In zwei Tagen. Morgen legen wir uns neue Gesichter und Paßbilder zu. Wir scannen sie ein und schicken sie ihm. Wenn er sich beeilt, hat er die Pässe am Donnerstag. Mit Exprespost können wir am nächsten Dienstag mit ihnen rechnen und noch am selben Tag abheben. Basile wird uns die Tickets besorgen. Und zwar Tickets für zwei verschiedene Flüge, Basile.«

»Ja«, sagte Basile. »Sie suchen nach einem Paar, es ist sicherer, sich zu trennen.«

»Wir zahlen dir das Geld von Paris aus zurück. Du wirst dich um alles kümmern, wie eine Räubermutter.«

»Kommt nicht in Frage, daß ihr jetzt draußen herumrennt«, bestätigte Basile, »und auch nicht, daß ihr mit euren Kreditkarten bezahlt. Das Foto des Kommissars wird ab morgen in *Le Devoir* stehen. Deins auch, Violette. Seit du dich ohne Dank und Auf Wiedersehen aus dem Hotel geschlichen hast, bist du nicht gerade in der besten Lage.«

»Sieben Tage lang eingesperrt«, zählte Adamsberg.

»Kein Grund zum Rumschniefen«, sagte Basile. »Ich habe

alles Nötige hier, um uns zu beschäftigen. Und dann müssen wir ja auch die Zeitungen lesen. Man wird über uns schreiben, das wird sehr spannend sein, wie ihr euch vorstellen könnt.«

Basile nahm nichts tragisch, nicht einmal die Tatsache, daß er einen potentiellen Mörder bei sich beherbergte. Auf Violettes Wort hin tat er seine Pflicht.

»Ich laufe so gern«, sagte Adamsberg lächelnd.

»Es gibt einen langen Flur hier. Den können Sie rauf und runter laufen. Was dein neues Gesicht betrifft, Violette, so würde ich dich als blasierte Bürgerliche sehen. Würdsta dem zustimmen? Morgen ganz in der Frühe werde ich alles besorgen gehen. Ich kaufe dir das Kostüm, die Halskette und auch braunes Haarfärbemittel.«

»Das erscheint mir gut. Was den Kommissar betrifft, dachte ich an eine Glatze über drei Viertel des Schädels.«

»Ja, gut«, stimmte Basile zu. »Das verändert einen Mann. Ein beige-braun kariierter Anzug, Glatze und ein bißchen Bauch.«

»Graue Haare«, fügte Retancourt hinzu. »Bring auch Make-up mit, ich würde ihn gern ein bißchen blasser machen. Und Zitrone. Natürlich brauchen wir professionelles Zeug.«

»Der Kollege, der die Kino-Rubrik betreut, ist ein guter Schumm von mir. Er kennt die Lieferanten der Studios wie seine Westentasche. Ich beschaffe das alles morgen. Und dann mache ich auch die Fotos im Labor.«

»Basile ist Fotograf«, erklärte Retancourt. »Für *Le Devoir*.«

»Journalist?«

»Ja«, sagte Basile und schlug ihm auf die Schulter. »Mit dem Stoff für einen Sensationsbericht gleich an meinem Tisch. Da sitzt du jetzt voll im Wespennest, was? Hasta keine Angst?«

»Ein wenig riskant ist es schon«, sagte Adamsberg mit einem feinen Lächeln.

Basile lächelte offen zurück.

»Ich kann meinen Mund halten, Kommissar. Und ich bin weniger gefährlich als Sie.«

Adamsberg mußte in der einen Woche an die Dutzend Kilometer in Basiles Flur abgelaufen sein, und es hätte ihn schon gereizt, nach dieser Woche Arrest im Flughafen von Montreal frei umherzuspazieren. Aber der Ort wimmelte von Cochs, so daß ihm jedes Verlangen nach Entspannung verging.

In einer Glasscheibe betrachtete er sich von der Seite und überprüfte die Glaubwürdigkeit seines Spiegelbilds als Handelsvertreter um die Sechzig. Retancourt hatte ihn auf bewundernswerte Weise verändert, und er hatte wie eine Puppe alles über sich ergehen lassen. Seine Verwandlung hatte Basile sehr amüsiert. »Gib ihm was Trauriges«, riet er Violette, und das hatte sie erreicht. Sein Blick, versteckt unter gezupften, graugefärbten Augenbrauen, war sehr verändert. Retancourt hatte die Genauigkeit so weit getrieben, daß sie auch noch seine Wimpern gebleicht und ihm eine halbe Stunde vor Abfahrt Zitronensaft in die Augen geträufelt hatte. Die gerötete Hornhaut im blassen Gesicht verlieh ihm einen müden, kränklichen Ausdruck. Aber es blieben seine Lippen, seine Nase, seine Ohren, die, da unveränderlich, seine Identität geradezu herauszuschreien schienen.

Er griff nach seinen neuen Papieren in der Jackentasche, kontrollierte unablässig, ob sie noch da waren. Jean-Pierre Emile Roger Feuillet, das war der Name, den Violettes Bruder für ihn bestimmt hatte, in einem hervorragend gefälschten Paß. Einschließlich der Stempel von den Flughäfen Roissy und Montreal, die bestätigten, daß er eingereist war. Verdammt gute Arbeit. Wenn der Bruder genauso begabt war wie seine Schwester, hatte man es hier mit einer Expertenfamilie zu tun.

Seine richtigen Papiere waren bei Basile geblieben, für den Fall, daß sein Gepäck durchsucht würde. Ein großartiger

Schumm, dieser Basile, der auch nicht versäumt hatte, ihnen jeden Tag zu berichten, was in der Presse stand. Die bissigen Artikel über den flüchtigen Mörder und seine Komplizin hatten ihn mit Genugtuung erfüllt. Und ein aufmerksamer Typ. Damit Adamsberg sich nicht so allein fühlte, hatte er ihn auf seinen Wanderungen durch den Flur oft begleitet. Als echter Wanderer verstand er, daß sein Gefangener ungeduldig war. Beim Auf- und abgehen unterhielten sie sich, und nach einer Woche wußte Adamsberg beinahe alles über Basiles Frauengeschichten und Kanadas Geographie, von Vancouver bis zur Gaspé Halbinsel. Gleichwohl hatte Basile noch nie von dem stachelbärtigen Fisch im Pinksee gehört, und er schwor sich, das Tier nächstens zu besichtigen. Auch das Straßburger Münster, hatte Adamsberg hinzugefügt, falls du eines Tages mal durch das kleine Frankreich kommst.

Er passierte die Kontrollen, bemüht, an nichts Bestimmtes zu denken, wie Jean-Pierre Emile Roger Feuillet es wohl getan hätte, wenn er sich nach Paris begab, um dort seinen Ahornsirup zu vertreiben. Doch merkwürdigerweise kam es ihm so vor, als sei die Fähigkeit, an nichts zu denken, über die er in normalen Zeiten so leicht und sogar allzu spontan verfügte, an diesem Tag besonders schwierig zu erlangen. Ihm, der sich für ein Ja, für ein Nein ausklinkte, der ganze Abschnitte eines Gesprächs versäumen konnte, der munter Wolken schaufelte, ohne etwas mit ihnen anfangen zu können, ihm stockte bei der Paßkontrolle auf dem Flughafen plötzlich der Atem, und die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf.

Aber Jean-Pierre Emile Roger Feuillet interessierte das Flughafenpersonal nicht im mindesten, und als er endlich in der Abflughalle war, zwang Adamsberg sich soweit zur Ruhe, daß er ein Fläschchen Ahornsirup kaufen konnte. Für seine Mutter, das tat Jean-Pierre Emile Roger Feuillet jedesmal. Das Dröhnen der Triebwerke und der Start lösten eine Entspannung in ihm

aus, die Danglard nie hätte begreifen können. Er schaute zu, wie der kanadische Boden sich unter ihm entfernte, und stellte sich die Hunderte ratloser Cochs vor, die dort unten hin und her liefen.

Blieb noch die Hürde Roissy zu überwinden. Blieb außerdem noch Retancourt, die in zweieinhalb Stunden durch die Paßkontrolle gehen würde. Adamsberg machte sich Sorgen um sie. Ihr neues Erscheinungsbild als reiche, müßige Frau war in der Tat umwerfend - und es hatte Basile gleichfalls sehr erheitert -, doch Adamsberg befürchtete, daß man sie an ihrer Figur erkennen könnte. Er sah ihren nackten Körper wieder vor sich. Beeindruckend, gewiß, aber harmonisch. Raphaël hatte recht, Retancourt war eine schöne Frau, und er warf sich vor, wegen ihres Übergewichts und ihrer Kraft nie daran gedacht zu haben. Raphaël war schon immer feinfühlicher gewesen als er.

In sieben Stunden, am frühen Morgen, würde das Fahrgestell den Boden in Roissy berühren. Er würde die Kontrollen passieren und sich für einen Augenblick lebendig und befreit fühlen. Aber das war ein Irrtum. Der Alptraum würde in einem anderen Land weitergehen. Trostlos und weiß wie eine Packeisscholle lag die Zukunft vor ihm. Zumindest würde Retancourt in die Brigade zurückkehren können, wenn sie vorgab, sie habe befürchtet, die Cops würden sie als Komplizin dabehalten. Für ihn aber begann das Nichts. Und sein Gefährte wäre von nun an der bohrende Zweifel an Taten, an die er sich nicht erinnern konnte. Fast wäre es ihm lieber gewesen, er hätte wirklich jemanden umgebracht, als das schreckliche Halbdunkel jener Nacht vom Sechszwanzigsten mit sich herumtragen zu müssen.

Jean-Pierre Emile Roger passierte die Sperren in Roissy reibungslos, doch Adamsberg konnte sich einfach nicht entschließen, den Flughafen zu verlassen ohne die Gewißheit, daß auch Retancourt ihr Ziel erreicht hatte. So zog er

zweieinhalb Stunden von Halle zu Halle, versuchte sich unauffällig zu verhalten und sich in jener Unsichtbarkeit zu üben, die Retancourt in der GRC praktiziert hatte. Doch offenbar interessierte Jean-Pierre Emile hier niemanden, ebensowenig wie in Montreal. Immer wieder ging er an den Ankündigungstafeln vorbei und achtete auf eventuelle Verspätungen von Jumbojets. Jumbojets, wiederholte er für sich. Seine Jumbo-Retancourt. Ohne die er heute längst im kanadischen Knast säße, hinter Schloß und Riegel, ein für allemal erledigt. Retancourt, seine Jumbo-Lady und Befreierin.

Der unbedeutende Jean-Pierre Emile stellte sich, nun schon beinahe sorglos, ungefähr zwanzig Meter neben die Ausgangstür. Retancourt mußte wohl ihre gesamte Energie in die Person von Henriette Emma Marie Parillon umgewandelt haben. Immer mehr Fluggäste strömten in die Halle, doch keine Spur von seinem Lieutenant; Adamsbergs Finger verkrampften sich. Hatte man sie in Montreal zurückgehalten? Hatten die Cochs sie in die GRC zurückgebracht? Und die ganze Nacht verhört? War sie schließlich zusammengebrochen? Hatte Raphaëls Namen genannt? Und den ihres eigenen Bruders? Am Ende war Adamsberg voller Groll gegen all diese vorbeieilenden Unbekannten, die glücklich waren, ihre Reise endlich hinter sich zu haben, und in ihren Taschen Ahornsirup und Plüschkaribus mitbrachten. Er warf ihnen vor, keine Retancourts zu sein. Da griff eine Hand nach seinem Arm und zog ihn in die Halle zurück. Die von Henriette Emma Marie Parillon.

»Sie sind verrückt«, murmelte Retancourt, wobei sie Henriettes gelangweilten Gesichtsausdruck beibehielt.

An der Station Châtelet stiegen sie aus, sie waren wieder in Paris, und Adamsberg schlug seinem Lieutenant vor, seine letzten Stunden in Freiheit mit Jean-Pierre Émiles bleichem Gesicht zu nutzen, um in einem Café wie ein ganz normaler

braver Bürger zu Mittag zu essen. Retancourt zögerte, willigte dann aber ein, inzwischen auch etwas entspannter durch ihre so perfekt gelungene Ausreise und die Mengen von Passanten, die über den Platz strömten.

»Wir werden so tun, als ob«, sagte Adamsberg, als er vor seinem Teller saß, sehr aufrecht, wie Jean-Pierre Emile es getan hätte. »Als ob ich es nicht wäre. Als ob ich es nicht getan hätte.«

»Das Kapitel ist abgeschlossen, Kommissar«, erklärte Retancourt in vorwurfsvollem Ton, der dem Gesicht von Henriette Emma einen unvermuteten Ausdruck gab. »Es ist vorbei, und Sie haben es nicht getan. Wir sind in Paris, auf Ihrem eigenen Territorium, und Sie werden wieder zum Bullen. Ich kann nicht für zwei daran glauben. Wir können zwar unsere beiden Körper in eine Nahkampfstellung bringen, nicht aber unser beider Gedanken. Sie müssen jetzt wieder zu Ihren eigenen zurückfinden.«

»Warum glauben Sie daran, Retancourt?«

»Darüber haben wir schon gesprochen.«

»Aber warum«, beharrte Adamsberg, »wo Sie mich doch gar nicht mögen?«

Retancourt stieß einen etwas entnervten Seufzer aus.

»Was hat das für eine Bedeutung?«

»Es bedeutet mir schon etwas, das zu verstehen. Wirklich.«

»Ich weiß nicht mehr, ob es für heute oder morgen noch zutrifft.«

»Wegen meines Absturzes in Quebec?«

»Unter anderem. Ich weiß nicht mehr.«

»Trotzdem, Retancourt. Ich will's wissen.«

Retancourt dachte einen Moment nach, wobei sie ihre leere Kaffeetasse zwischen den Fingern drehte.

»Wir werden uns vielleicht nie mehr wiedersehen,

Lieutenant«, fuhr Adamsberg fort. »Extrembedingungen, nicht gerade der richtige Zeitpunkt für Respekt. Und ich würde es immer bedauern, wenn ich's nicht verstanden hätte.«

»Extrembedingungen, also gut, einverstanden. Was jeder in der Brigade rühmte, brachte mich auf. Diese gelassene Art, mit der Sie als einsamer Spaziergänger die Fälle lösten, als Träumer, der genau ins Schwarze trifft. Einzigartig, gewiß, aber ich sah auch die Kehrseite, diese Art, seelenruhig von Ihren inneren Gewißheiten überzeugt zu sein. Eine Autonomie im Denken, ja, aber auch versteckte Überlegenheit, die ohne das Denken der anderen auszukommen meint.«

Retancourt hielt inne, zögerte, ob sie fortfahren sollte.

»Reden Sie weiter«, bat Adamsberg.

»Wie alle anderen auch bewunderte ich Ihre Intuition, nicht jedoch dieses Desinteresse, zu dem Sie sich berechtigt glaubten, nicht diese Art, die Meinungen Ihrer Mitarbeiter zu übergehen, ihnen nur zur Hälfte zuzuhören. Nicht diese sorglose Isolation, diese fast undurchdringliche Gleichgültigkeit. Vielleicht drücke ich mich nicht gut aus. Die Dünen in der Wüste sind beweglich, und ihr Sand ist weich, aber für den, der sie durchquert, ist sie unfruchtbar. Der Mensch weiß das, er durchschreitet sie, aber er kann nicht dort leben. Die Wüste ist nicht sehr freigebig.«

Adamsberg hörte ihr aufmerksam zu. Trabelmanns harte Worte kamen ihm wieder in den Sinn, und diese Übereinstimmung verknäulte sich zu einem Schatten, der mit dunklem Flügelschlag durch seine Stirn schoß. Allein sich selbst folgen, die anderen beiseite schieben, sie verwechseln, diese ihm so fernen, austauschbaren Gestalten, deren Namen er durcheinanderbrachte. Und dennoch war er überzeugt davon, daß der Commandant sich irrte.

»Das sieht mir ganz nach einer traurigen Geschichte aus«, sagte er, ohne den Blick zu heben.

»Ziemlich. Aber vielleicht waren Sie schon immer ein wenig woanders und weit entfernt, in Raphaëls Gesellschaft, mit dem Sie einen geschlossenen Kreis formten. Ich habe im Flugzeug darüber nachgedacht. In dieser Cafeteria, da bildeten Sie beide einen Kreis, der andere ausschloß.«

Retancourt malte einen Ring auf den Tisch, und Adamsberg fürchte seine gezupften Brauen.

»Einen Kreis mit Ihrem Bruder«, erklärte sie, »um ihn niemals wieder zu verlassen, um ihn auf seiner Flucht pausenlos zu unterstützen. Auch in der Wüste.«

»Im Morast der Torque«, schlug Adamsberg vor und malte langsam einen weiteren Ring.

»Wenn Sie wollen.«

»Was lesen Sie sonst noch in meinem ganz persönlichen Buch?«

»Daß Sie aus denselben Gründen auch auf mich hören sollten, wenn ich sage, daß Sie nicht getötet haben. Um zu töten, muß man zumindest erregt sein über die anderen, muß man sich von ihren Stürmen mitreißen lassen, ja sogar besessen sein von dem, was sie darstellen. Töten erfordert eine Störung dieser Verbindung, ein Übermaß an Reaktion, eine Verwirrung in bezug auf den anderen. Eine derartige Verwirrung, daß der andere als solcher gar nicht mehr existiert, sondern ein Eigentum geworden ist, das man als Opfer gebrauchen kann. Ich glaube, das trifft auf Sie nicht zu. Ein Mensch wie Sie, der stets ausweicht und ohne wirklichen Kontakt bleibt, tötet einen anderen nicht. Weil er ihm dafür nicht nah genug ist, schon gar nicht, um ihn seinen Leidenschaften zu opfern. Ich sage nicht, daß Sie überhaupt niemanden lieben, aber Noëlla - nein. Auf keinen Fall hätten Sie sie umgebracht.«

»Reden Sie weiter«, wiederholte Adamsberg, die Hand an die Wange gepreßt.

»Sie verschmieren Ihr Make-up, um Gottes willen. Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen da nicht hinfassen.«

»Verzeihung«, sagte Adamsberg und nahm seine Hand weg.
»Fahren Sie fort.«

»Das ist alles. Wer immer nur von fern streichelt, ist nicht nah genug, um zu töten.«

»Retancourt«, begann Adamsberg.

»Henriette«, berichtete der Lieutenant. »Passen Sie doch, verdammt noch mal, auf.«

»Henriette, ich hoffe, daß ich Ihnen eines Tages ebenso helfen kann, wie Sie mir geholfen haben. Doch glauben Sie zunächst weiter an diese Nacht, die ich nicht begreife. Glauben Sie weiter daran, daß ich nicht getötet habe, setzen Sie Ihre Energie dafür ein. Werden Sie Klotz, werden Sie Pfeiler, werden Sie Glaube. Dann werde ich auch Klotz, und ich werde glauben.«

»Ihr eigenes Denken«, beharrte Retancourt. »Ich hab's Ihnen gesagt. Ihre einsame Gewißheit - machen Sie dieses eine Mal Gebrauch davon.«

»Ich habe verstanden, Lieutenant«, sagte Adamsberg und griff nach ihrem Arm. »Aber Ihre Energie wird wie ein Hebel sein. Halten Sie ihn für mich noch einige Zeit oben.«

»Ich habe keinen Grund, meine Meinung zu ändern.«

Schweren Herzens, als würde er seinen Baum aufgeben, ließ Adamsberg ihren Arm los und ging.

In einer Schaufensterscheibe überprüfte der Kommissar, ob sein Make-up noch hielt, und postierte sich ab achtzehn Uhr auf Adrien Danglards Nachhauseweg. Er erkannte seinen großen schlaffen Körper schon von weitem, doch der Capitaine ging achtlos an Jean-Pierre Emile Roger Feuillet vorüber. Adamsberg faßte ihn jäh beim Arm.

»Kein Wort, Danglard, wir gehen einfach weiter.«

»Mein Gott, was ist denn mit Ihnen los?« sagte Danglard und versuchte seinen Arm zu befreien. »Wer sind Sie?«

»Ich als Geschäftsmann. Ich, Adamsberg.«

»Scheiße«, sagte Danglard mit einem Schnaufer und sah mit einem raschen Blick prüfend in dieses Gesicht, um unter der bleichen Haut, den geröteten Augen und dem halbkahlen Schädel Adamsbergs Züge zu erkennen.

»Haben Sie's, Danglard?«

»Ich muß mit Ihnen reden«, sagte der Capitaine und sah sich um.

»Ich auch. Gehen wir zu Ihnen. Und keiner von uns macht Dummheiten.«

»Zu mir ganz sicher nicht«, sagte Danglard leise, aber bestimmt. »Tun Sie so, als hätten Sie mich um eine Auskunft gebeten, und gehen Sie weiter. Wir treffen uns in fünf Minuten in der Schule meines Sohnes, zweite Querstraße rechts. Fragen Sie den Pförtner nach mir, wir sehen uns im Spielzimmer.«

Danglards weicher Arm entglitt dem Kommissar, der ihn davongehen und um die Ecke biegen sah.

In der Schule erwartete ihn sein Stellvertreter, auf einem blauen Plastikstühlchen sitzend, umgeben von herumliegenden

Luftballons, Büchern, Bauklötzern und Puppengeschirr. So, dreißig Zentimeter über dem Boden, erschien ihm Danglard lächerlich. Aber er hatte keine andere Wahl, als sich auf ein genauso niedriges, nur rotes Stühlchen neben ihn zu setzen.

»Sind Sie überrascht, mich nicht mehr in den Krallen der GRC zu sehen?« fragte Adamsberg.

»Zugegeben, ja.«

»Enttäuscht? Beunruhigt?«

Ohne eine Antwort schaute Danglard ihn an. Dieser kahle, gipsbleiche Typ, aus dem Adamsbergs Stimme kam, faszinierte ihn. Der Jüngste des Capitaine starrte abwechselnd auf seinen Vater und wieder auf diesen komischen Kerl im beigefarbenen Anzug.

»Ich werde Ihnen wieder mal eine Geschichte erzählen, Danglard. Aber Sie sollten Ihren Sohn besser mit einem Buch fernhalten. Es wird ziemlich blutig.«

Danglard murmelte dem Kind einige Worte zu und schickte es weg, den Blick noch immer auf Adamsberg gerichtet.

»Es handelt sich um einen kleinen Horrorfilm, Capitaine. Oder um eine Falle, wie Sie wollen. Aber vielleicht kennen Sie die Geschichte ja schon?«

»Ich habe die Zeitungen gelesen«, sagte Danglard vorsichtig und beobachtete den starren Blick des Kommissars.

»Ich habe von den Anklagepunkten, die auf Ihnen lasten, und von Ihrer Flucht erfahren.«

»Unwissend also? Wie der erstbeste Bürger?«

»Wenn man so will.«

»Ich werde Ihnen die Einzelheiten liefern, Capitaine«, sagte Adamsberg und rückte auf seinem Stühlchen näher heran.

Während der ganzen Zeit seiner Erzählung, in der er, angefangen bei seiner ersten Unterredung mit dem Surintendant bis zu seinem Aufenthalt bei Basile, kein Detail ausließ,

beobachtete Adamsberg sehr genau die Mimik des Capitaine. Doch Danglards Gesicht spiegelte nur Beunruhigung, gewissenhafte Aufmerksamkeit und zuweilen ein Erstaunen.

»Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß sie eine außergewöhnliche Frau ist«, sagte Danglard, als Adamsberg seine Geschichte zu Ende gebracht hatte.

»Ich bin nicht gekommen, um über Retancourt zu schwatzen. Reden wir lieber über Laliberté. Stark, finden Sie nicht? Was er in so kurzer Zeit alles über mich herausgefunden hat. Bis hin zu der Tatsache, daß ich mich an die zweieinhalb Stunden auf dem Pfad nicht erinnern konnte. Dieser Gedächtnisverlust ist mir zum Verhängnis geworden. Ein fettes Beweisstück für die Anklage.«

»Zwangsläufig.«

»Doch wer wußte davon? Kein einziges Mitglied der GRC war informiert. Und auch niemand in der Brigade.«

»Vielleicht hat er es gemutmaßt? Erraten?«

Adamsberg lächelte.

»Nein, in der Akte war dieser Punkt wie ein gesicherter Fakt aufgeführt. Wenn ich sage ›niemand in der Brigade‹, so übertreibe ich. Sie, Danglard, wußten Bescheid.«

Danglard nickte langsam.

»So daß Sie jetzt mich verdächtigen«, sagte er ruhig.

»Genau.«

»Logisch«, bestätigte Danglard.

»Wenn ich es schon mal bin, sollten Sie zufrieden sein.«

»Nein. In dem Fall hätten Sie sich besser enthalten.«

»Ich sitz in der Hölle, da sind mir alle Mittel recht. Selbst diese verfluchte Logik, die Sie sich solche Mühe gegeben haben mir beizubringen.«

»Das ist Ihr gutes Recht. Aber was sagt Ihnen Ihre Intuition? Und Ihr Herumwandern? Ihre Träume? Was sagen die über mich?«

»Ausgerechnet Sie fragen mich danach?«

»Diesmal schon, ja.«

Die Beherrschtheit seines Stellvertreters und die Beharrlichkeit seines Blicks brachten Adamsberg ins Wanken. Danglards wäßrige Augen, die nicht in der Lage waren, auch nur die geringste Emotion zu verbergen, kannte er zur Genüge. Angst, Vorwurf, Freude, Argwohn, alles konnte man so leicht wie Fische in einem Wasserbecken darin schwimmen sehen. Und er sah nichts, was auf irgendeine Reaktion hätte schließen lassen. Neugier und Nachdenken waren die zwei einzigen Fische, die im Moment in Danglards Augen herumschwammen. Und zuweilen auch ein Hauch von Erleichterung darüber, daß er ihn wiedersah.

»Meine Träume sagen mir, daß Sie mit der Sache nichts zu tun haben. Doch das sind Träume. Meine Wanderungen erzählen mir, daß Sie so etwas nicht getan hätten, oder zumindest nicht so.«

»Und was sagt Ihnen Ihre Intuition?«

»Sie weist mir die Hand des Richters.«

»Hartnäckig, was?«

»Sie haben mir doch die Frage gestellt. Und Sie wissen selbst, daß Sie meine Antworten nicht mögen. Sanscartier hat mir geraten, den Hang hochzusteigen und mich festzuhalten. Also halte ich mich fest.«

»Darf ich jetzt auch mal was sagen?« fragte Danglard.

Inzwischen war der kleine Junge, des Lesens überdrüssig, zu ihnen zurückgekommen und hatte sich auf die Knie von Adamsberg gesetzt, den er schließlich doch erkannt hatte.

»Du riechst nach Schweiß«, sagte er mitten ins Gespräch hinein.

»Gut möglich«, sagte Adamsberg. »Ich war auf Reisen.«

»Warum hast du dich verkleidet?«

»Um mir im Flugzeug lustig die Zeit zu vertreiben.«

»Womit?«

»Wir haben Räuber und Gendarm gespielt.«

»Du warst der Räuber«, behauptete der Junge.

»Das stimmt.«

Adamsberg fuhr dem Jungen durchs Haar, um das Gespräch zu beenden, und hob den Kopf zu seinem Stellvertreter.

»Jemand hat Ihre Wohnung durchsucht«, sagte Danglard.

»Allerdings kann ich es nicht mit Gewißheit sagen.«

Adamsberg bedeutete ihm fortzufahren.

»Vor etwas mehr als einer Woche, am Montagmorgen, fand ich Ihr Fax vor, in dem Sie mich baten, die Akten an die GRC zu schicken. Mit den *D* und den *R*, die viel größer waren als sonst bei Ihnen. Wie *DanglaRd*, habe ich zuerst gedacht. Wie ein Ruf: *Danglard*, *Danglard*. Also *Passen Sie auf, Danglard*. Dann habe ich gedacht: *Danger*, Gefahr. Was aufs selbe hinauslief.«

»Gut erkannt, Capitaine.«

»An dem Tag haben Sie mich noch nicht verdächtigt?«

»Nein. Der Geist der Logik hat mich erst am darauffolgenden Abend heimgesucht.«

»Schade«, murmelte Danglard.

»Reden Sie weiter. Die Akten?«

»Ich war also alarmiert. Ich nahm Ihren Zweitschlüssel von dort, wo er immer liegt, in der obersten Schublade Ihres Schreibtisches, in der Schachtel mit den Büroklammern.«

Adamsberg stimmte mit einem Wimpernschlag zu.

»Der Schlüssel war da, aber neben der Schachtel. Sie hätten ihn in der Eile der Abfahrt ja durchaus woanders hinlegen können. Doch ich war mißtrauisch geworden. Wegen der *D* und der *R*.«

»Und damit hatten Sie recht. Ich lege den Schlüssel immer in die Schachtel, es gibt einen Schlitz in der Schublade.«

Danglard schaute auf den weißen Kommissar. Adamsbergs Blick hatte beinahe seine gewohnte Sanftmut wiedergewonnen. Und merkwürdigerweise nahm der Capitaine es ihm gar nicht übel, daß er ihn des Verrats verdächtigt hatte. Er hätte es vielleicht genauso gemacht.

»Als ich dann bei Ihnen zu Hause war, habe ich mir folglich alles genau angeschaut. Sie erinnern sich doch, daß ich selbst die Akten und den Karton zurückgeräumt hatte?«

»Ja, wegen meiner Verletzung.«

»Mir war, als hätte ich sie besser weggeräumt. Ich hatte den Karton tief im Schrank verstaут. An diesem Montag aber war er nicht bis hinten hineingeschoben. Haben Sie ihn danach noch mal herausgeholt? Wegen Trabelmann?«

»Nein, den Karton nicht.«

»Sagen Sie mal, wie machen Sie das eigentlich?«

»Was?«

Danglard zeigte auf seinen Jungen, der, den Kopf noch immer unter Adamsbergs Hand, auf seinem Bauch eingeschlafen war.

»Das wissen Sie doch, Danglard. Ich schläfer die Leute ein. Auch die kleinen.«

Danglard warf ihm einen neidischen Blick zu. Es war immer ein Problem, Vincent in den Schlaf zu bringen.

»Jeder weiß, wo sich der Zweitschlüssel befindet«, leitete er wieder zum Thema über.

»Ein Maulwurf, Danglard? In der Brigade?«

Danglard zögerte und stieß mit dem Fuß leicht gegen einen Luftballon, der durch den Raum davonschwebte.

»Möglich«, sagte er.

»Der wonach suchte? Nach den Akten über den Richter?«

»Eben das begreife ich nicht. Den Beweggrund. Ich habe die Fingerabdrücke vom Schlüssel nehmen lassen. Sind nur meine drauf. Entweder hab ich die, die vorher drauf waren, verwischt, oder der Besucher hat den Schlüssel abgerieben, bevor er ihn wieder in die Schublade gelegt hat.«

Adamsberg schloß halb die Augen. Wer, in der Tat, konnte ein Interesse daran gehabt haben, etwas über die Dreizack-Fälle zu erfahren? Fälle, aus denen er nie ein Geheimnis gemacht hatte. Die Anspannung während der Reise und sein Tag ohne Schlaf lasteten auf seinen Schultern. Aber es war eine Erleichterung für ihn zu wissen, daß Danglard ihn ganz sicher nicht verraten hatte. Obgleich er keinen Beweis für die Unschuld seines Stellvertreters hatte, wäre da nicht die Lesbarkeit seines Blicks gewesen.

»Haben Sie dieses *Danger* nicht noch anders ausgelegt?«

»Ich hielt es für angebracht, einige Teile des Mordfalls von 1973 aus der Sendung an die GRC verschwinden zu lassen. Aber der Besucher war vor mir da gewesen.«

»Scheiße«, sagte Adamsberg und richtete sich auf, wobei er den Kleinen in seinem Schlaf störte.

»Und hatte alles wieder an seinen Platz geräumt«, beendete der Capitaine seinen Satz.

Danglard griff in seine Innentasche und holte drei vierfach gefaltete Blätter heraus.

»Ich habe sie immer bei mir«, fügte er hinzu und reichte sie Adamsberg.

Der Kommissar überflog sie. Es waren genau die Unterlagen, von denen er gehofft hatte, daß Danglard sie erkennen würde. Und der Capitaine trug sie seit elf Tagen bei sich. Beweis genug, daß er nicht versucht hatte, ihn an Laliberté zu verpfeifen. Es sei denn, er hatte ihm Kopien davon geschickt.

»Diesmal, Danglard«, sagte Adamsberg und gab ihm die Bögen zurück. »haben Sie mich über zehntausend Kilometer hinweg verstanden, auf einen winzigen Wink hin. Wie ist es möglich, daß wir uns manchmal auf einen Meter Entfernung nicht verstehen?«

Danglard stieß noch einen Ballon in die Luft.

»Eine Frage der Thematik, nehme ich an«, antwortete er mit seinem feinen Lächeln.

»Und warum tragen Sie diese Blätter bei sich?« fuhr Adamsberg nach kurzem Schweigen fort.

»Weil ich seit Ihrer Flucht ständig überwacht werde. Bis hin zu meinem Haus, denn sie gehen davon aus, daß Sie zu mir kommen werden, falls Sie ihnen entwischen. Was Sie im übrigen gerade tun wollten. Deshalb sind wir jetzt auch in dieser Schule.«

»Brézillon?«

»Natürlich. Seine Leute haben offiziell Ihre Wohnung durchsucht, sobald die GRC Alarm geschlagen hatte. Brézillon hat seine Weisungen und ist vollkommen außer sich. Einer von seinen eigenen Kommissaren ein Mörder und flüchtig. In Absprache mit den kanadischen Behörden hat der Minister sich verpflichtet, Sie zu ergreifen, falls sie den Fuß auf französischen Boden setzen sollten. Alle Bullen im Land sind alarmiert. Sinnlos, selbstverständlich, sich unter diesen Umständen in Ihre Wohnung zu wagen. Ebensowenig in Camilles Atelier. Ihre potentiellen Einschlagstellen sind alle eingekreist.«

Adamsberg streichelte mechanisch den Kopf des Kindes, was es in einen noch tieferen Schlaf zu versenken schien. Wenn

Danglard ihn verraten hätte, hätte er ihn nicht bis in diese Schule gelockt, um ihn daran zu hindern, den Bullen in die Arme zu laufen.

»Entschuldigung, daß ich Sie verdächtigt habe, Capitaine.«

»Logik ist eben nicht ihre starke Seite, das ist alles. In Zukunft mißtrauen Sie ihr besser.«

»Das sage ich Ihnen schon seit Jahren.«

»Nein, nicht der Logik im allgemeinen. Nur Ihrer. Haben Sie eine Idee für ein Versteck? Ihre Tuschke wird nicht mehr lange halten.«

»Ich dachte an die alte Clémentine.«

»Das ist sehr gut«, stimmte Danglard zu. »Darauf werden sie nicht kommen, und Sie sind dort ungestört.«

»Und für den Rest meiner Tage weggesperrt.«

»Ich weiß. Seit einer Woche denke ich nur noch daran.«

»Sind Sie sicher, Danglard, daß mein Schloß nicht aufgebrochen war?«

»Absolut sicher. Der Besucher hat den Schlüssel benutzt. Es ist einer von uns.«

»Vor einem Jahr kannte ich noch kein Mitglied der Mannschaft, Sie einmal ausgenommen.«

»Einer von denen kannte aber vielleicht Sie. Immerhin haben Sie eine ganze Menge Leute hinter Gitter gebracht. So was kann Haß auslösen, Rachegeleüste. Ein Familienmitglied, das entschlossen ist, Sie dafür bezahlen zu lassen. Und das dafür diesen alten Fall benutzt.«

»Wer könnte denn von der Geschichte mit dem Dreizack gewußt haben?«

»Alle, die gesehen haben, daß Sie nach Straßburg gefahren sind.«

Adamsberg schüttelte den Kopf.

»Einen Zusammenhang zwischen Schiltigheim und dem Richter herzustellen war unmöglich«, sagte er. »Es sei denn, ich selbst hätte ihn geliefert. Ein einziger Mensch nur konnte diese Verbindung herstellen. Er.«

»Glauben Sie wirklich, Ihr Untoter wäre ins Büro eingedrungen? Hätte Ihre Schlüssel genommen, Ihre Akten durchwühlt, um zu erfahren, was Sie in Schiltigheim herausbekommen haben? Auf jeden Fall braucht ein Untoter keine Schlüssel, er geht durch die Wand.«

»Das stimmt allerdings.«

»Wenn Sie einverstanden sind, vereinbaren wir mal eins, was den Dreizack angeht. Nennen Sie ihn den Richter oder Fulgence, wenn Sie wollen, und lassen Sie ihn mich den Schüler nennen. Ein lebendiges Wesen, das den Weg des verstorbenen Richters eventuell vollendet. Das ist alles, was ich Ihnen zugestehen kann, und es wird uns manche Peinlichkeit ersparen.«

Danglard stieß den nächsten Ballon in die Luft.

»Sanscartier«, fuhr er fort, indem er plötzlich das Thema wechselte, »Sie hatten mir erzählt, er sei sehr reserviert?«

»Retancourt zufolge. Spielt das eine Rolle für Sie?«

»Ich mochte diesen Typ. Sehr langsam, gewiß, aber ich mochte ihn. Mich würde interessieren, wie er sich im Außendienst verhält. Und Retancourt? Wie fanden Sie sie?«

»Außergewöhnlich.«

»Ich hätte sehr gern Nahkampf mit ihr gemacht«, fügte Danglard mit einem Seufzer hinzu, in dem, so schien es, echtes Bedauern mitschwang.

»Ich glaube nicht, daß sie es bei Ihrer Größe hingekriegt hätte. Es war eine phantastische Erfahrung, aber, Danglard, nicht der Mühe wert, dafür jemanden umzubringen.«

Adamsbergs Stimme war leiser geworden. Die beiden Männer entfernten sich mit langsamen Schritten in den hinteren Teil des Raums, da Danglard entschieden hatte, den Kommissar über die Garagentür hinauszulassen. Adamsberg trug noch immer den schlafenden Jungen auf dem Arm. Er wußte, in welchen Endlostunnel er nun hineinging, und Danglard auch.

»Nehmen Sie weder die Metro noch den Bus«, riet ihm Danglard. »Gehen Sie zu Fuß.«

»Danglard, wer könnte wissen, daß ich am 26. Oktober das Gedächtnis verloren hatte? Wer außer Ihnen?«

Danglard dachte einen Augenblick nach, wobei er die Münzen in seiner Hosentasche klimpern ließ.

»Nur eine weitere Person«, erklärte er schließlich. »Die, die alles dafür getan hat, daß Sie es verloren.«

»Logisch.«

»Ja. Meine Logik.«

»Wer, Danglard?«

»Jemand, der uns dorthin begleitet hat, einer von den acht anderen. Sie, mich und Retancourt ausgenommen, macht fünf. Justin, Voisenet, Froissy, Estalère, Noël. Der- oder diejenige, die auch in Ihren Akten wühlt.«

»Und der Schüler, was machen Sie mit dem?«

»Nicht viel. Ich denke zunächst nur an die konkreteren Elemente.«

»Die da wären?«

»Ihre Symptome am Abend des Sechszwanzigsten. Die verfolgen mich, ja. Die verfolgen mich sogar ganz schön. Diese weichen Beine stören mich.«

»Ich war sturzbetrunken, das wissen Sie.«

»Genau. Nahmen Sie damals Medikamente? Irgendein Beruhigungsmittel?«

»Nein, Danglard. Ich glaube, Beruhigungsmittel sind in meinem Fall kontraindiziert.«

»Das ist wahr. Aber Ihre Beine gaben unter Ihnen nach?«

»Ja«, sagte Adamsberg überrascht. »Sie trugen mich nicht mehr.«

»Aber erst nach dem Zusammenprall mit dem Ast? So hatten Sie's mir doch erzählt? Sind Sie da ganz sicher?«

»Aber ja doch, Danglard. Und weiter?«

»Nun, genau das läßt mir keine Ruhe. Und tags darauf keine Schmerzen? Keine Wunden? Keine blauen Flecken?«

»Schmerzen an der Stirn, Kopfschmerzen und Bauchschmerzen, ich wiederhole es. Was stört Sie denn an meinen Beinen?«

»Mir fehlt ein Puzzleteil in meiner Logik. Vergessen Sie's.«

»Capitaine, könnten Sie mir Ihren Dietrich geben?«

Danglard zögerte, öffnete dann aber seine Tasche und holte das Werkzeug heraus, das er unauffällig in Adamsbergs Anzugtasche schob.

»Gehen Sie bloß kein Risiko ein. Und stecken Sie auch das hier ein«, sagte er und gab ihm noch ein Bündel Geldscheine. »Kommt nicht in Frage, daß Sie Geld an einem Automaten ziehen.«

»Danke, Danglard.«

»Könnten Sie mir vielleicht den Jungen zurückgeben, bevor Sie mit ihm verschwinden?«

»Pardon«, sagte Adamsberg und reichte ihm das Kind.

Keiner der beiden sagte dem anderen auf Wiedersehen. Ein unangemessener Gruß, wenn man nicht weiß, ob man sich überhaupt jemals wieder begegnen wird. Ein abgedroschenes, alltägliches Wort, dachte Adamsberg, während er in die Nacht hinausging, das von nun an für ihn nicht mehr galt.

Ohne das geringste Zeichen von Überraschung hatte Clémentine ihn, erschöpft, wie er war, bei sich aufgenommen. Sie hatte ihn vor den Kamin gesetzt und ihm einen Teller Nudeln mit Schinken hingeschoben.

»Clémentine, diesmal geht es nicht mehr nur um ein Abendessen«, sagte Adamsberg. »Sie müssen mich verstecken, ich habe sämtliche Bullen des Landes am Hals.«

»Nun, das kommt vor«, sagte Clémentine vollkommen ruhig und zwang ihm einen Joghurt auf, in dem bereits der Löffel steckte. »Polizisten haben von Berufs wegen nicht immer dieselben Vorstellungen wie wir. Sind Sie deshalb so angetuscht?«

»Ja, ich mußte aus Kanada fliehen.«

»Aber schick, Ihr Anzug.«

»Und ich bin ein Bulle«, redete Adamsberg weiter, »der an seiner Vorstellung festhält. So daß ich mich nun selbst schon jage. Ich habe eine Dummheit begangen, Clémentine.«

»Was denn für eine?«

»Eine gewaltige Dummheit. In Quebec hab ich wie ein Loch gesoffen, ein Mädchen getroffen und sie durch einen Hieb mit dem Dreizack umgebracht.«

»Ich hab eine Idee«, sagte Clémentine. »Wir klappen das Sofa aus und schieben's vor den Kamin. Mit zwei schönen Steppdecken werden Sie wie ein Prinz gebettet sein. Josette schläft doch schon in dem kleinen Arbeitszimmer, deswegen kann ich Ihnen nichts Besseres anbieten.«

»So wird's hervorragend gehen, Clémentine. Sie wird doch nicht quatschen, Ihre Freundin Josette?«

»Josette hat schon mal bessere Zeiten gekannt. Sie hat früher sogar auf großem Fuße gelebt, eine richtige Dame. Nun ja, jetzt beschäftigt sie sich mit was anderem. Sie wird nicht mehr von Ihnen reden als Sie von ihr. Schluß mit dem Mist, steckt hinter diesem Dreizack am Ende vielleicht Ihr Monster?«

»Genau das weiß ich eben nicht, Clémentine. Entweder ist er es oder ich.«

»Das ist ja eine dolle Klopperei«, bestätigte Clémentine und holte die Steppdecken hervor. »Da kriegt man ja richtig Feuer im Leib.«

»Von dieser Warte aus hatte ich die Dinge noch gar nicht betrachtet.«

»Aber gewiß doch, sonst langweilen wir uns am Ende noch. Man kann doch nicht immer bloß Nudeln mit Schinken machen. Haben Sie nicht wenigstens eine kleine Idee, ob er's ist oder Sie?«

»Nun ja«, sagte Adamsberg und zog das Sofa aus, »ich hatte dermaßen viel getrunken, daß ich mich an nichts erinnere.«

»Als ich mit meiner Tochter schwanger war, ist mir das auch mal passiert. Ich bin auf der Straße umgefallen und konnte mich danach an überhaupt nichts mehr erinnern.«

»Und hatten Sie auch so wacklige Beine?«

»I wo. Scheint so, daß ich munter wie ein Karnickel auf den Boulevards herumrannte. Und wem oder was rannte ich hinterher? Ein Rätsel.«

»Ein Rätsel«, wiederholte Adamsberg.

»Na ja, ist nicht weiter schlimm. Man weiß im Leben ja nie allzu genau, was für Sachen man so hinterher rennt. Ob nu ein bisken mehr oder ein bisken weniger, was ändert's?«

»Darf ich bleiben, Clémentine? Störe ich wirklich nicht?«

»Im Gegenteil, ich werde Sie hochpöppeln. Man braucht doch Kraft, wenn man rennen will.«

Adamsberg öffnete sein Gepäck und gab ihr den Krug mit dem Ahornsirup.

»Den habe ich Ihnen aus Quebec mitgebracht. Man ißt das zu Joghurt, Brot oder Crêpes. Und es wird gut zu Ihren Keksen passen.«

»Na, das ist aber nett von Ihnen. Bei all Ihrem Ärger, da bin ich wirklich gerührt. Er ist hübsch, der Krug. Tropft das von den Bäumen dort?«

»Ja. Der Krug ist dabei vermutlich noch das Komplizierteste. Für alles übrige ritzen sie nur die Stämme an und fangen den Sirup auf.«

»Na, das ist ja praktisch. Wenn man das mit Schweinerippchen auch so machen könnte.«

»Oder mit der Wahrheit.«

»Ach, die Wahrheit spürt man so nicht auf. Die Wahrheit verkriecht sich wie die Pilze, keiner weiß, wieso.«

»Und wie spürt man sie auf, Clémentine?«

»Na, genauso wie die Pilze. Man muß an dunklen Stellen jedes einzelne Blatt hochheben. Das dauert bisweil'n.«

Adamsberg erwachte gegen Mittag, zum erstenmal in seinem Leben. Mit gedämpften Schritten war Clémentine umhergehuscht, hatte das Feuer wieder in Gang gebracht und gekocht.

»Ich habe einen wichtigen Besuch zu machen, Clémentine«, sagte Adamsberg, während er seinen Kaffee trank.

»Könnten Sie meine Aufmachung erneuern? Ich kann mir zwar den Schädel rasieren, aber ich weiß nicht, wie man meine Hände wieder so weiß hinkommt.«

Vom Duschen war Adamsbergs dunkle Haut wieder hervorgetreten, die ganz und gar nicht zu seinem bleichen Gesicht paßte.

»Ist nicht mein Spezialgebiet«, gestand Clémentine. »Da sollten Sie sich besser an Josette wenden, die besitzt einen kompletten Malkasten. Die braucht eine Stunde, um sich zu schminken.«

Josette machte sich mit ihren ein wenig zittrigen Bewegungen daran, die Hände des Kommissars mit einer getönten Creme aufzuhellen, dann die ramponierten Stellen im Gesicht und auf dem Hals auszubessern und das Kissen, das ihm Rundungen verlieh, wieder auf dem Bauch zu plazieren.

»Was machen Sie eigentlich den ganzen Tag an diesen Computern, Josette?« fragte Adamsberg, während die alte Frau sorgfältig seine grauen Haare frisierte.

»Ich leite um, ich gleiche aus, ich teile zu.«

Adamsberg versuchte nicht, dieser rätselhaften Antwort auf den Grund zu gehen. Unter anderen Umständen hätten ihn Josettes Beschäftigungen durchaus interessieren können, nicht aber unter diesen *extremen Bedingungen*. Er hielt das Gespräch aus Höflichkeit aufrecht und auch weil ihm Retancourts Vorwürfe nahegegangen waren. Josette modulierte ganz zart ihre zittrige Stimme, und Adamsberg erkannte in der Tat darin einen Nachklang von großbürgerlicher Art.

»Haben Sie schon immer in der Computerbranche gearbeitet?«

»Ich habe erst mit ungefähr Fünfundsechzig angefangen.«

»Es ist nicht leicht, sich damit vertraut zu machen.«

»Ich komm klar«, erwiderte die alte Frau mit ihrem zerbrechlichen Timbre.

Der Divisionnaire Brézillon wohnte sehr vornehm in der Avenue de Breteuil und kam nicht vor achtzehn oder neunzehn Uhr nach Hause. Und aus sicherer Quelle, das heißt dem Gerüchtezimmer, wußte man, daß seine Frau den Herbst im regnerischen England verbrachte. Wenn es einen Ort in Frankreich gab, an dem die Bullen dem Flüchtigen nicht auflauern würden, war es hier.

Um siebzehn Uhr dreißig drang Adamsberg seelenruhig mit seinem Dietrich in die Wohnung ein. Er ließ sich in einem stattlichen Salon nieder, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren, Jura, Verwaltung, Bullenkram und Dichtung. Vier genau abgesteckte Interessenfelder, die, sauber getrennt voneinander, auf den Regalen verteilt waren. Sechs Reihen Dichtung, viel üppiger als beim Dorfpfarrer. Während er darauf achtgab, daß er kein Make-up auf den kostbaren Einbänden hinterließ, blätterte er auf der Suche nach der ins Sternfeld geworfenen Sichel in den Bänden von Victor Hugo. Ein Sternfeld, das er im Moment über Detroit ausgemacht hatte, ohne daß er aber die Sichel hatte loshaken können. Gleichzeitig sagte er sich seine Rede her, die er für den Divisionnaire vorbereitet hatte, eine Version, an die er kaum oder überhaupt nicht glaubte, und dennoch die einzige, die seinen Vorgesetzten vielleicht überzeugen konnte. Leise wiederholte er für sich ganze Sätze daraus, wobei er sich Mühe gab, die Abgründe seiner Zweifel darin zu verbergen und einen aufrichtigen Ton anzuschlagen.

Kaum eine Stunde später drehte sich der Schlüssel im Schloß, und Adamsberg legte das Buch auf seine Knie. Brézillon schrak tatsächlich zusammen und hätte beim Anblick eines ihm unbekannten Jean-Pierre Emile Roger Feuillet, der in seinem Salon saß, beinahe aufgeschrien. Adamsberg legte einen Finger

auf seine Lippen, ging auf ihn zu, griff behutsam seinen Arm und führte ihn zu dem Sessel, der dem seinen gegenüberstand. Der Divisionnaire war mehr verblüfft als erschrocken, sicher weil Jean-Pierre Émiles äußere Erscheinung nur wenig angsteinflößend war. Dazu der Überraschungseffekt, der ihn für einen kurzen Augenblick sprachlos werden ließ.

»Psst, Monsieur le Divisionnaire. Wir sollten jeglichen Lärm vermeiden. Das könnte Ihnen nur schaden.«

»Adamsberg«, sagte Brézillon, der auf den Klang seiner Stimme ansprang.

»Von weit her gekommen für das Vergnügen einer Unterhaltung.«

»So einfach wird das nicht funktionieren, Kommissar«, sagte Brézillon, der wieder Herr der Lage war. »Sehen Sie diese Klingel? Ich drücke drauf, und in zwei Minuten stehen unsere Leute im Dutzendpack hier.«

»Gewähren Sie mir diese zwei Minuten, bevor Sie draufdrücken. Sie waren doch Jurist, Sie müssen die Zeugenaussagen beider Parteien anhören.«

»Zwei Minuten mit einem Mörder? Sie verlangen viel, Adamsberg.«

»Ich habe dieses Mädchen nicht umgebracht.«

»Das sagen sie alle, nicht wahr?«

»Aber nicht alle haben einen Maulwurf in ihrer Mannschaft. Zwei Tage vor Ihrem Besuch war jemand in meiner Wohnung, mit meinem Zweitschlüssel aus dem Büro. Jemand hat die Akten über den Richter durchgesehen und sich bereits vor meiner ersten Reise dafür interessiert.«

Sich an seinen zweifelhaften Bericht klammernd, sprach Adamsberg schnell, denn er war er sich bewußt, daß Brézillon ihm nur wenig Zeit lassen würde, daß er ihn also so rasch wie möglich umstimmen mußte. Dieses Tempo sagte ihm gar nicht

zu, er stieß gegen die Worte wie ein Läufer, der beschleunigt und dabei über Steine stolpert.

»Jemand wußte, daß ich den Tragestellen-Pfad benutzte. Wußte, daß ich dort eine Freundin hatte. Jemand hat sie nach Art des Richters getötet und meine Fingerabdrücke auf ihren Gürtel gebracht. Hat diesen auf den Boden und nicht in das eisige Wasser geworfen. Das sind viele Beweise, Monsieur le Divisionnaire. Die Akte ist allzu vollständig, ohne irgendein Helldunkel. Ist Ihnen schon jemals etwas Derartiges untergekommen?«

»Oder aber es ist die bedauerliche Wahrheit. Es war Ihre Freundin, es waren die Spuren Ihrer Hände, es war Ihr Besäufnis. Der Pfad, den Sie benutzten, und Ihre Obsession, was die Person des Richters angeht.«

»Das ist keine Obsession, das ist ein Fall für die Polizei.«

»Meinen Sie. Aber wer sagt mir, daß Sie nicht krank sind, Adamsberg? Muß ich Sie an den Fall Favre erinnern? Schlimmer noch und ein Zeichen größter Verwirrung ist, daß Sie diesen mörderischen Abend aus Ihrem Gedächtnis gelöscht haben.«

»Und wie haben die davon erfahren?« fragte Adamsberg und beugte sich zu Brézillon vor. »Nur Danglard wußte Bescheid, und er hat nichts gesagt. Wie haben die es erfahren?«

Brézillon krauste die Stirn und lockerte den Knoten seiner Krawatte.

»Nur eine einzige weitere Person konnte wissen, daß ich das Gedächtnis verloren hatte«, fuhr Adamsberg, den Satz seines Stellvertreters benutzend, fort. »Die, die es geschafft hat, daß ich es verlor. Was beweist, daß ich in dieser Geschichte nicht allein bin und auch nicht allein auf dem Pfad.«

Brézillon erhob sich schwerfällig, holte sich eine Zigarette vom Regal und setzte sich wieder. Ein Anzeichen dafür, daß

sich der Divisionnaire zu interessieren begann und die Alarmklingel momentan vergaß.

»Auch mein Bruder hatte das Gedächtnis verloren, wie alle, die nach den Verbrechen des Richters verhaftet wurden. Sie haben die Akten doch gelesen, nicht wahr?«

Der Divisionnaire nickte und zündete seine billige, filterlose Zigarette an, die denen von Clémentine ein wenig ähnelte.

»Ein Beweis?«

»Keiner.«

»Alles, worauf Sie sich zu Ihrer Verteidigung berufen können, ist ein Richter, der seit sechzehn Jahren tot ist.«

»Der Richter oder sein Schüler.«

»Hirngespinnste.«

»Die Hirngespinnste sind einen Blick wert, genau wie die Poesie«, warf Adamsberg aufs Geratewohl ein.

Den Mann von der anderen Seite her angehen. Drückt ein Poet, ohne zu zögern, auf eine Alarmklingel?

Brézillon, der sich in seinen großen Sessel zurückgelehnt hatte, stieß eine Rauchwolke aus und verzog das Gesicht.

»Diese Gendarmerie Royale«, sagte er nachdenklich. »Was mir persönlich an ihr mißfällt, Adamsberg, ist die Vorgehensweise. Man hat Sie als eine Art Begutachter gebeten zu kommen, und ich habe es geglaubt. Ich mag es nicht, wenn man mich anlügt oder einen meiner Männer in eine Falle lockt. Absolut unstatthafte Methode. Légalité hat mich unter Angabe falscher Gründe getäuscht. Eine Auslieferung vor der Zeit und ein Rechtsbetrug.«

Brézillons Stolz und seine berufliche Geradheit, herausgefordert durch den Hinterhalt des Surintendant. Diesen günstigen Faktor hatte Adamsberg nicht vorausgesehen.

»Gewiß«, fügte Brézillon hinzu, »Légalité hat mir versichert, die Anklagepunkte erst danach entdeckt zu haben.«

»Das stimmt nicht. Er hatte seine Akte bereits angelegt.«

»Unfair«, sagte Brézillon mit verächtlicher Miene. »Sie aber sind vor der Justiz geflohen, und ein solches Verhalten erwarte ich nicht von einem meiner Kommissare.«

»Ich bin nicht vor der Justiz geflohen, denn sie war noch gar nicht eingeschaltet. Weder war ein Anklagepunkt vorgebracht, noch waren mir meine Rechte verlesen worden. Ich war noch ein freier Mensch.«

»Rein rechtlich exakt.«

»Ich war frei, genug von alledem zu haben, frei, mißtrauisch zu werden und abzureisen.«

»Geschminkt und mit falschen Papieren, Kommissar.«

»Nennen wir es eine notwendige Erfahrung«, sagte Adamsberg versuchsweise. »Ein Spiel.«

»Spielen Sie oft mit Retancourt?«

Adamsberg brach ab, das Bild des Nahkampfs schob sich vor seine Gedanken.

»Sie hat nichts weiter getan als ihren Schutzauftrag ausgeführt. Sie hat strikt Ihre Anweisungen befolgt.«

Brézillon drückte seine Kippe mit dem Daumen aus. Der Vater Fabrikarbeiter und die Mutter Wäscherin, so stellte sich Adamsberg vor, wie die Eltern von Danglard. Eine Herkunft, die man nicht unter samtene Sesseln verbirgt, eine Art Schwertadel, den man im Knopfloch trägt und durch die Wahl seiner Zigarettenmarke ehrt wie auch durch eine etwas rüde Bewegung des Daumens.

»Was erwarten Sie von mir, Adamsberg?« fuhr der Divisionnaire, sich den Daumen reibend, seinerseits fort. »Daß ich Ihnen auf Ihr Wort hin einfach glaube? Dafür steht zuviel gegen Sie. Dieser Besuch in Ihrer Wohnung stellt einen schwachen Punkt zu Ihren Gunsten dar. Wie auch *Légalité*s

Kenntnis von Ihrem Gedächtnisverlust. Zwei winzige Pluspunkte.«

»Wenn Sie mich fallenlassen, geht die Glaubwürdigkeit Ihrer Brigade mit mir zugrunde. Solch ein Skandal ließe sich abwenden, wenn ich Bewegungsfreiheit hätte.«

»Und ich dem Ministerium und der GRC den Krieg erkläre?«

»Nein. Ich bitte Sie nur um die Aufhebung der polizeilichen Überwachung.«

»Um nichts weiter? Ich habe Vereinbarungen getroffen, stellen Sie sich vor.«

»Die Sie die Macht haben zu umgehen. Indem Sie erklären würden, daß ich mich im Ausland aufhalte. Ich werde mich natürlich weiter verstecken.«

»Ist der Ort sicher?«

»Ja.«

»Was noch?«

»Eine Waffe. Eine neue Dienstmarke auf einen anderen Namen. Geld zum Überleben. Retancourts Wiedereingliederung in die Brigade.«

»Worin lasen Sie gerade?« fragte Brézillon und deutete auf den kleinen ledergebundenen Band.

»Ich suchte *Booz endormi*.«

»Weshalb?«

»Wegen einiger Verse in dem Gedicht.«

»Nämlich?«

»*Welcher Gott nur, welcher Schnitter eines ew'gen Sommers ließ im Weggehn jene goldne Sichel fallen dort im Sternenfeld.*«

»Wer ist die goldne Sichel?«

»Mein Bruder.«

»Oder im Moment auch Sie selbst. Die Sichel ist nicht nur der gütige Mond. Sie schneidet auch. Sie kann einen Kopf

abschlagen, einen Bauch aufschlitzen, sanft oder brutal. Eine Frage noch, Adamsberg. Sie zweifeln nicht an sich?»

An der Art und Weise, mit der Brézillon sich vorneigte, konnte Adamsberg erkennen, daß diese alltägliche Frage von entscheidender Bedeutung war. Von seiner Antwort hingen Auslieferung oder Bewegungsfreiheit ab. Er zögerte. Logischerweise könnte Brézillon eine feste Zusicherung wollen, die ihn vor Ärger schützte. Doch Adamsberg unterstellte ihm, daß er etwas vollkommen anderes erwartete.

»Ich verdächtige mich in jeder Sekunde«, antwortete er.

»Der beste Garant für einen Menschen und einen ehrlichen Kampf«, sagte Brézillon trocken und lehnte sich in seinen Sessel zurück. »Von heute abend an sind Sie frei, bewaffnet und unsichtbar. Nicht für alle Ewigkeit, Adamsberg. Für sechs Wochen. Wenn die Zeit abgelaufen ist, kommen Sie hierher zurück, in dieses Zimmer, in diesen Sessel. Und klingeln Sie beim nächsten Mal, bevor Sie eintreten.«

Jean-Pierre Emile Roger Feuilletts letzte Aufgabe war es, ein neues Mobiltelefon zu besorgen. Dann entledigte sich Adamsberg unter Clémentines Dusche mit großer Erleichterung dieser Identität. Doch auch mit einem gewissen Bedauern. Nicht, daß er diesen etwas gedrunghenen Menschen besonders gemocht hätte, doch er fand es leichtfertig, Jean-Pierre Emile, der ihm so viele unschätzbare Dienste erwiesen hatte, in einem dünnen Strahl weißen Wassers einfach so abfließen zu lassen. Also huldigte er ihm kurz, bevor er zu seinem braunen Haar, seiner Figur und der gewohnten Hautfarbe zurückfand. blieb nur die Tonsur, die er würde verbergen müssen, bis das Haar nachgewachsen war.

Sechs Wochen Aufschub, eine gewaltige Spanne Freiheit, die Brézillon ihm da zugestanden hatte, aber zu schmal wiederum, um den Teufel oder gar seinen eigenen Dämon zu jagen.

Ihn aus seinen alten Behausungen vertreiben, hatte Mordent gesagt, seine Dachböden entrümpeln, ihm die Schlupflöcher versperren, die alten Koffer und die knarrenden Schränke des Gespenstes fest zudrücken. Das hieß, er mußte das Loch füllen, das in seinen Nachforschungen zwischen dem Tod des Richters und dem Schiltigheimer Mord klaffte. Das würde ihm zwar kaum dabei helfen, seinen neuen Unterschlupf ausfindig zu machen, doch vielleicht suchte der Richter ja von Zeit zu Zeit seine alten Dachböden auf?

Beim Abendessen mit Clémentine und Josette vor dem Kamin warf er die Frage auf. Er erwartete von Clémentine nicht, daß sie ihm fachliche Ratschläge erteilte, doch es entspannte ihn, wenn die alte Frau ihm zuhörte, und stärkte ihn vielleicht durch eine Art Kapillareffekt.

»Sind die denn wichtig?« fragte Josette mit ihrem flackrigen Stimmchen. »Diese Unterkünfte? Diese ehemaligen Wohnorte?«

»Das glaube ich schon«, sagte Clémentine an Adamsbergs Stelle. »Er muß doch wissen, wo das Monster überall gelebt hat. Die Pilzgründe sind immer dieselben, so was ändert sich nicht.«

»Aber sind sie wichtig?« wiederholte Josette. »Für den Kommissar?«

»Er ist kein Kommissar mehr«, unterbrach Clémentine sie. »Deswegen ist er doch hier, Josette, das erklärt er doch die ganze Zeit.«

»Eine Frage von Leben und Tod«, sagte Adamsberg und lächelte der zarten Josette zu. »Entweder er oder ich.«

»So schlimm?«

»So schlimm. Und ich kann doch nicht im ganzen Land auf gut Glück nach ihm suchen.«

Resolut servierte Clémentine Grießkuchen mit Rosinen, mit der doppelten Pflichtportion für Adamsberg.

»Wenn ich's recht verstehe, können Sie Ihre Leute also nicht mehr auf den Fall ansetzen?« fragte Josette schüchtern.

»Wenn ich's dir doch sage, er ist nichts mehr«, sagte Clémentine. »Er hat keine Leute mehr. Er ist ganz allein.«

»Ich habe noch zwei inoffizielle Mitarbeiter. Aber ich kann ihnen keinen Auftrag erteilen, meine Handlungen sind in allen Richtungen blockiert.«

Josette schien nachzudenken und baute dabei aus ihrem Kuchen ein Häuschen.

»Nun, Josette«, sagte Clémentine, »wenn du eine Idee hast, sollten wir sie nicht verkommen lassen. Unser Jungchen hier hat nur sechs Wochen.«

»Kann man ihm vertrauen?« fragte Josette.

»Er ißt an unserem Tisch. Stell nicht so dumme Fragen.«

»Nun ja«, erwiderte Josette, immer noch damit befaßt, ihr wankendes Gießgebäude zu errichten, »Sich-Bewegen und Sich-Bewegen ist ja zweierlei. Wenn der Kommissar fest sitzt, und wenn's eine Frage auf Leben und Tod ist ...«

Sie brach ab.

»Das ist Josette«, erklärte Clémentine. »Überbleibsel ihrer Erziehung, da kann man nichts machen. Die Reichen, die reden, wie sie laufen, immer schön vorsichtig. Die machen sich in die Hosen vor Angst. Na, nu biste ja arm, Josette, nu kannst du reden.«

»Man kann sich auch anders fortbewegen als mit seinen Beinen«, sagte Josette. »Das meinte ich. Auch schneller und weiter.«

»Wie denn?« fragte Adamsberg sie.

»Mit der Tastatur. Wenn es zum Beispiel darum geht, Wohnungen zu finden, können Sie übers Netz gehen.«

»Ich weiß, Josette«, erwiderte Adamsberg freundlich.

»Übers Internet. Aber die Wohnungen, nach denen ich suche, stehen der Öffentlichkeit nicht zur Verfügung. Sie sind versteckt, geheim, unterirdisch.«

»Ja«, Josette zögerte, »aber ich meinte ja auch das verborgene Netz. Das Geheimnetz.«

Adamsberg schwieg, unsicher, ob er Josettes Worte auch wirklich verstand. Clémentine nutzte dies, um ihm ein Glas Wein einzugießen.

»Nein, Clémentine. Seit jenem Besäufnis trinke ich nicht mehr.«

»Hören Sie mal, Sie werden mir doch nicht obendrein noch mit 'ner Allergie kommen? Ein Glas bei Tisch ist Pflicht.«

Und Clémentine goß ein. Josette beklopfte die schiefen Wände ihres Gießhauses und steckte Rosinen für die Fenster hinein.

»Das Geheimnetz, Josette?« fragte Adamsberg behutsam.
»Dorthin also reisen Sie?«

»Josette geht über ihre verborgnen Kanäle, wohin sie will«, erklärte Clémentine. »Bisweil'n ist sie in Hamburg, bisweil'n in New York.«

»Datenplünderei?« fragte Adamsberg überrascht. »Hacker?«

»Hexerin, genau«, bestätigte Clémentine zufrieden. »Josette klagt bei den Fetten und gibt's den Dünnen. Über ihre Tunnel. Das Glas trinken Sie mir aber aus, Adamsberg.«

»Waren das die ›Umleitungen‹, die ›Zuteilungen‹, Josette?« fragte Adamsberg.

»Ja«, sagte sie, während sie kurz seinem Blick begegnete.

»Ich gleiche aus.«

Und sie drückte eine Rosine ins Dach für den Schornstein.

»Wo landen die abgezweigten Gelder?«

»Bei einer Vereinigung und auf meinem Gehaltskonto.«

»Von wo nehmen Sie die Gelder?«

»Ein bißchen von überallher. Von dort, wo die dicken Vermögen sie verschleiern. Ich steige in die Safes ein und zapfe an.«

»Ohne Spuren zu hinterlassen?«

»In zehn Jahren hatte ich nur ein einziges Mal Ärger, vor drei Monaten, weil ich in zu großer Eile vorgehen mußte. Deshalb bin ich auch bei Clémentine. Ich verwische meine Spuren, ich bin fast soweit.«

»Ist eben nicht gut, sich abzuheizen«, sagte Clémentine.

»Aber bei ihm ist es was anderes, er hat ja nur sechs Wochen Zeit. Das sollte man nicht vergessen.«

Überrascht betrachtete Adamsberg diese Piratin, diese Hackerin, die da gebeugt neben ihm saß, eine kleine alte Frau, dürr und mit zittrigen Bewegungen. Und die Josette hieß.

»Wo haben Sie das gelernt?«

»Das kommt von ganz allein, wenn man ein Gespür dafür hat. Clémentine sagte mir, Sie seien in Schwierigkeiten. Und ob ich, meinte Clémentine, einen Dienst erweisen kann.«

»Josette«, unterbrach Adamsberg, »wären Sie zum Beispiel in der Lage, sich Zugang zu den Dateien eines Notars zu verschaffen? Und seine Akten zu konsultieren?«

»Das ist eine elementare Übung«, antwortete die gebrechliche Stimme. »Vorausgesetzt natürlich, sie sind elektronisch erfaßt.«

»Ihre Codes zu knacken? Ihre Sperren? Wie jemand, der durch Wände geht?«

»Ja«, sagte Josette bescheiden.

»Wie ein Gespenst, sozusagen«, faßte Adamsberg zusammen.

»So muß es auch sein«, meinte Clémentine. »Weil er ja auch ein ziemliches Viech von Gespenst am Hals hat. Und es hat sich festgekrallt, nicht auszudenken. Josette, spiel nicht mit dem Essen, nicht, daß es mich persönlich stört, aber es hätte meinem Vater nicht gefallen.«

Adamsberg saß mit nackten Füßen im Schneidersitz auf dem geblühten Sofa und holte sein neues Mobiltelefon heraus, um Danglard anzurufen.

»Verzeihung«, sagte Josette zu ihm, »rufen Sie einen zuverlässigen Freund an? Dessen Leitung zuverlässig ist?«

»Es ist neu, Josette. Und ich rufe damit ein Mobiltelefon an.«

»Das ist schwierig zu orten, aber wenn Sie länger als acht bis zehn Minuten reden, täten Sie besser daran, die Frequenz zu wechseln. Ich leihe Ihnen meins, es ist aufgerüstet. Achten Sie auf die Zeit, und wechseln Sie, indem Sie auf diesen kleinen Knopf drücken. Morgen richte ich Ihres ein.«

Sehr beeindruckt nahm Adamsberg Josettes verbessertes Gerät an.

»Ich habe eine Frist von sechs Wochen, Danglard. Brézillons unbekannte Seite hat sie mir gerade so zugestanden.«

Danglard stieß einen Pfiff der Verwunderung aus.

»Ich dachte, seine beiden Seiten seien aus Eis.«

»Nein, es gab einen Pulverschneeweg. Den hab ich genutzt. Ich habe eine Waffe, eine neue Dienstmarke sowie die teilweise und offiziöse Aufhebung der Überwachung. Ich weiß nicht genau, ob ich abgehört werde, und ich kann auch nicht überall frei herumlaufen. Wenn man mich entdeckt, fällt Brézillon mit mir. Allerdings hat sich herausgestellt, daß er mir vertraut, zumindest für ein paar Wochen. Außerdem ist er ein Typ, der seine Kippe mit dem Daumen ausdrückt, ohne sich zu verbrennen. Kurz, ich darf ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten, ich kann nicht an die Karteien ran.«

»Das heißt, ich übernehme das?«

»Wie auch die Archive. Wir müssen die Lücke zwischen dem Tod des Richters und dem Mord von Schiltigheim füllen. Das heißt, wir müssen alle Morde der letzten sechzehn Jahre herausfinden, bei denen drei Einstiche vorkommen. Können Sie sich darum kümmern?«

»Um den Schüler, ja.«

»Schicken Sie's per Mail, Capitaine. Eine Sekunde.«

Adamsberg drückte den Knopf, den Josette ihm gezeigt hatte.

»Es summt«, sagte Danglard.

»Ich habe gerade die Frequenz gewechselt.«

»Ausgeklügelt«, kommentierte Danglard. »Mafiagerät.«

»Ich habe die Seite und den Umgang gewechselt, Capitaine. Ich passe mich an.«

Spät in der Nacht, unter den etwas kühlen Steppdecken, starrte Adamsberg in der Dunkelheit auf das verkohlte Holz im Feuer

und dachte über die gewaltigen Möglichkeiten nach, die ihm seine Anwesenheit unter dem Dach einer alten Hackerin bot. Er versuchte sich an den Namen des Notars zu erinnern, der den Verkauf des Herrenhauses in den Pyrenäen abgewickelt hatte. Damals hatte er ihn gewußt. Fulgences Notar war zwangsläufig zu absolutem Stillschweigen verpflichtet. Ein Jurist, der in seinen jungen Jahren irgendeine Unkorrektheit begangen haben mußte, die Fulgence getilgt hatte. Und der in den Korb gefallen war, ein lebenslanger Vasall des Justizbeamten. Sein Name, großer Gott. Er sah wieder das vergoldete Schild an der Mauer des bürgerlichen Hauses glänzen, als er den Rechtskundigen zum Kaufdatum des Herrenhauses befragen wollte. Er erinnerte sich an einen jungen Mann, nicht älter als dreißig. Mit einigem Glück war er noch immer tätig.

Das vergoldete Schild verschmolz in seinen Augen mit der flammenden Glut. Er erinnerte sich an einen freudlosen, enttäuschenden Namen. Langsam ging er alle Buchstaben des Alphabets durch. Desseveaux. Maître Jérôme Desseveaux, Notar. Den die eiserne Hand des Richters Fulgence bei den Eiern gepackt hielt.

Adamsberg saß neben Josette und sah, fasziniert von ihrer ungeahnten Geschicklichkeit, zu, wie sie an ihrem Computer zu Werke ging, während ihre zierlichen, faltigen Hände über die Tastatur huschten. Auf dem Bildschirm erschienen in großer Geschwindigkeit unzählige Zahlen- und Buchstabenfolgen, denen Josette mit ebenso unverständlichen Zeilen antwortete. Adamsberg betrachtete das Gerät nicht mehr wie gewohnt, sondern als eine große Wunderlampe, aus der gleich der Geist mit dem freundlichen Angebot, ihm drei Wünsche zu erfüllen, heraussteigen würde. Freilich mußte man sie auch bedienen können, während in Aladins Zeiten der erstbeste Schwachkopf imstande war, mit dem Lappen ordentlich über die Lampe zu reiben. In Sachen Wunschäußerung waren die Dinge viel komplizierter geworden.

»Ihr Mann ist ziemlich gut geschützt«, kommentierte Josette in ihrem vibrierenden Ton, der jedoch, sobald sie in ihrem Element war, jegliche Schüchternheit verlor.

»Buchstäblich mit Stacheldraht, das ist sehr viel für ein Notariatsbüro.«

»Es ist kein normales Büro. Ein Gespenst hält ihn an den Eiern gepackt.«

»Na, dann.«

»Schaffen Sie's, Josette?«

»Es gibt vier aufeinanderfolgende Verschlüsselungen. Das dauert.«

Wie ihre Hände, so zitterte auch der Kopf der alten Dame, und Adamsberg fragte sich, ob sie bei diesem altersbedingten Zucken die Informationen auf dem Bildschirm überhaupt richtig entschlüsseln konnte. Clémentine, die darauf achtete, daß der

Kommissar auch ja aufgepäppelt wurde, kam herein und stellte ein Tablett mit Keksen und Ahornsirup ab. Adamsberg betrachtete Josettes Garderobe, ihr elegantes beigefarbenes Kostüm, zu dem sie derbe rote Turnschuhe trug.

»Warum tragen Sie Turnschuhe? Um in den verborgenen Kanälen keinen Lärm zu machen?«

Josette lächelte. Das war möglich. Einbrecherkleidung, weich und praktisch.

»Sie achtet auf Bequemlichkeit, das ist alles«, sagte Clémentine.

»Früher«, sagte Josette, »als ich noch mit meinem Reeder verheiratet war, trug ich nur Kostüme und Perlen.«

»Todsick alles«, bestätigte Clémentine.

»Reich?« fragte Adamsberg.

»Daß man nicht mehr wußte, was man damit anfangen sollte. Er behielt alles für sich. Ich zweigte hier und da kleine Summen ab für Freunde in Nöten. So fing es an. Aber damals war ich noch nicht geschickt genug, und er hat mich erwischt.«

»Und, gab's Ärger?«

»Sogar großen Ärger, es hat ziemlich gekracht. Nach der Scheidung fing ich an, in seinen Konten zu stöbern, da aber hab ich mir gesagt, Josette, wenn du Erfolg haben willst, mußt du dich in großem Maßstab damit befassen. Eins gab das andere, und so kam's. Mit Fünfundsechzig war ich soweit, in See zu stechen.«

»Und wo haben Sie Clémentine kennengelernt?«

»Auf dem Flohmarkt, vor gut fünfunddreißig Jahren. Mein Mann hatte mir einen Antiquitätenladen geschenkt.«

»Damit sie nicht auf dumme Gedanken kam«, präzisierte Clémentine, die daneben stand und sich vergewisserte, daß Adamsberg die Kekse auch aß. »Alles vom Feinsten, kein Ramsch. Wir hatten unseren Spaß, nicht wahr, meine Josette?«

»Da haben wir unseren Notar«, sagte Josette und tippte auf den Bildschirm.

»Was du nicht sagst!« meinte Clémentine, die noch nie im Leben eine Tastatur angefaßt hatte.

»Das ist er doch, oder? Maître Jérôme Desseveaux und Partner, Boulevard Suchet, in Paris.«

»Sie sind bei ihm drin?« fragte Adamsberg fasziniert und rückte mit dem Stuhl näher heran.

»So bequem, als würden wir seine Wohnung besichtigen. Es ist ein ziemlich großes Unternehmen, siebzehn Teilhaber und Tausende Akten. Ziehen Sie Ihre Turnschuhe an, wir machen uns ans Durchforsten. Wie, sagten Sie, war der Name?«

»Fulgence, Honoré Guillaume.«

»Ich habe hier mehrere Vorgänge«, sagte Josette nach einer Weile. »Aber nichts nach 1987.«

»Weil er gestorben ist. Er muß seinen Namen geändert haben.«

»Ist das Pflicht, nach dem Tod?«

»Das hängt vom Job ab, den einer machen muß, nehme ich an. Haben Sie einen Maxime Leclerc, der 1999 als Käufer in Erscheinung getreten ist?«

»Ja«, erwiderte Josette nach einem kurzen Moment. »Hat das *Schloß* erworben, im Département Niederrhein. Sonst nichts weiter unter diesem Namen.«

Fünfzehn Minuten später hatte Josette für Adamsberg die Liste aller Anwesen zusammen, die der Dreizack seit 1949 erworben hatte; die Kanzlei Desseveaux hatte die früheren Unterlagen übernommen. Demnach hatte ein und derselbe Vasall die Geschäfte des Richters nicht nur bis zu seinem Tod, sondern auch darüber hinaus verfolgt, bis hin zu dem erst kürzlich erfolgten Kauf des *Schlusses*.

Adamsberg stand in der Küche und verquirlte mit einem Holzlöffel einen Pudding unter Clémentines Anweisungen. Das hieß ständiges, gleichmäßiges Rühren, vornehmlich in Form von Achten. Entscheidender Hinweis, um die Bildung von Klümpchen zu verhindern. Die Orte und Namen der aufeinanderfolgenden Anwesen des Richters bestätigten, was er bereits über Fulgences Vergangenheit wußte. Jedes von ihnen entsprach einem der Morde mit einem Dreizack, die er während seiner langen Recherche herausgefunden hatte. Zehn Jahre lang hatte der Justizbeamte im Gerichtsbezirk Loire-Atlantique Recht gesprochen und in dieser Zeit das *Castelet-les-Ormes* bewohnt. Im Jahr 1949 hatte er ungefähr dreißig Kilometer von dort sein erstes Opfer durchbohrt, einen achtundzwanzigjährigen Mann, Jean-Pierre Espir. Vier Jahre später war in demselben Gebiet ein junges Mädchen getötet worden, Annie Lefebure, unter sehr ähnlichen Umständen wie Elisabeth Wind. Sechs Jahre danach schlug der Richter erneut zu und pfälhte einen jungen Mann, Dominique Ventou. Zu diesem Zeitpunkt war das *Castelet* vorsichtshalber bereits verkauft worden. Fulgence richtete sich in seinem zweiten Gerichtsbezirk ein, im Département Indre-et-Loire. Die notariell beglaubigten Unterlagen erwähnten den Kauf eines kleinen Schloßchens aus dem 17. Jahrhundert, *Les Tourelles*. Auf diesem neuen Territorium massakrierte er zwei Männer, Julien Soubise, siebenundvierzig Jahre alt, und vier Jahre später einen Greis, Roger Lentretien. 1967 verließ er auch diese Gegend und bezog das *Herrenhaus* im Dorf der Familie Adamsberg. Dort hatte er sechs Jahre gewartet, bis er Lise Autan ermordete. Diesmal hatte ihn die Bedrohung, die von dem jungen Adamsberg ausging, gezwungen, den Ort unverzüglich zu verlassen und sich in der Dordogne anzusiedeln, im *Pigeonnier*. Adamsberg kannte dieses herrschaftliche Anwesen, wo er, wie in Schiltigheim, zu spät eingetroffen war. Der Richter war vor seiner Ankunft bereits geflohen, unmittelbar nach dem Mord an Daniel Mestre, fünfunddreißig Jahre alt.

Adamsberg hatte ihn danach im Département Charente aufgespürt, wo eine Jeanne Lessard, sechsundfünfzig Jahre alt, umgebracht worden war. Diesmal war er schneller gewesen und hatte Fulgence in seinem neuen Wohnsitz *La Tour-Maufourt* angetroffen. Zum erstenmal seit zehn Jahren sah er den Mann wieder, und seine strahlende Autorität war noch immer nicht erloschen. Der Richter hatte über die Anschuldigungen des jungen Inspektors nur höhnisch gelacht und gedroht, er werde ihn zerstampfen und zermalmen, wenn er ihn weiterhin attackiere. Zwei neue Hunde begleiteten ihn, Dobermänner, die man im Zwinger wütend bellen hörte. Adamsberg hatte dem Blick des Justizbeamten nur schwer standgehalten, er war nicht leichter zu ertragen gewesen als damals mit achtzehn Jahren, im Herrenhaus. Er hatte die acht Morde aufgezählt, deren er ihn beschuldigte, angefangen von Jean-Pierre Espir bis zu Jeanne Lessard. Fulgence hatte ihm die Spitze seines Stocks auf die Brust gedrückt, ihn rückwärts vor sich her geschoben und im Ton einer höflichen Entlassung ein paar endgültige Worte gesprochen.

»Faß mich nicht an, komm mir nicht näher. Ich werde den Blitz auf dich schleudern, wann immer es mir gefällt.«

Dann hatte er seinen Stock heruntergenommen, die Schlüssel vom Zwinger gegriffen und genau dieselbe Formulierung wiederholt, die er zehn Jahre zuvor in der Scheune gebraucht hatte.

»Ich gebe dir einen Vorsprung, junger Mann. Ich zähle bis vier.«

Und wie damals war Adamsberg vor dem wilden Lauf der Dobermänner geflohen. Im Zug hatte er wieder Atem geschöpft und sich nach Kräften über die Großschnäuzigkeit des Richters empört. Dieser Typ, der den Herren markierte, würde ihn nicht so einfach mit einem Stoß seines Stockes zermalmen. Er nahm die Jagd wieder auf, doch Fulgences plötzlicher Aufbruch aus *La Tour-Maufourt* unterbrach sein Vorhaben. Erst bei der

Nachricht von seinem Tod, vier Jahre später, erfuhr Adamsberg von seinem letzten Unterschlupf, einem stattlichen Haus in Richelieu, im Département Indre-et-Loire.

Adamsberg zog fleißig seine Achten durch den Pudding. In gewisser Weise half ihm diese Übung, daß er nicht wankend wurde und sich selbst in der teuflischen Haut des Dreizacks sah, wie er Noëlla durchbohrte, genau so, wie Fulgence es getan hätte.

Während er den Holzlöffel bewegte und auf sein ruhiges Schaben hörte, umriß er in Gedanken, welches unterirdische Terrain er mit Josettes Hilfe demnächst freilegen mußte. Er hatte an ihren Talenten gezweifelt und angenommen, die alte Dame würde übertreiben und in ihren Hirngespinnsten ein letztes Mal zum Leben erwachen. Doch es wohnte ohne Zweifel eine kühne und erfahrene Hackerin in Josettes einst bürgerlichem Körper. Er konnte sie nur bewundern. Und er zog die Kasserolle vom Feuer, als die gewünschte Konsistenz erreicht war. Wenigstens war es ihm gelungen, die Crème nicht zu versauen.

Er griff wieder zu Josettes Mafiosotelefon, um Danglard zu erreichen.

»Noch nichts«, sagte sein Stellvertreter zu ihm. »Ist ein langer Weg.«

»Ich habe eine Abkürzung gefunden, Capitaine.«

»Aus Pulverschnee?«

»Fest. Bis zu seinem Tod hat sich immer derselbe Notar um Fulgences Grundstückskäufe gekümmert. Und auch um die seines Schülers«, fügte er vorsichtshalber hinzu, »auf jeden Fall um das Hagenauer *Schloß*.«

»Wo sind Sie, Kommissar?«

»In einem Notariatsbüro, Boulevard Suchet. Ich gehe dort ein und aus, wie's mir gefällt. Ich hab Turnschuhe angezogen, um

keinen Krach zu machen. Reinwollener Teppichboden, glänzende Aktenordner und Ventilatoren. Alles vom Feinsten.«

»Aha.«

»Nach seinem Tod sind die Käufe indessen unter anderen Namen getätigt worden, wie Maxime Leclerc. Ich habe also eine Chance, sie für die letzten sechzehn Jahre ausfindig zu machen, vorausgesetzt, es fallen mir Namen und Vornamen ein, die an Fulgence denken lassen könnten.«

»Ja«, bestätigte Danglard.

»Aber dazu bin ich nicht in der Lage. Ich kenne mich mit Etymologie nicht aus. Könnten Sie mir nicht eine Liste erstellen mit allem, was an Leuchten, Blitz, Licht und auch an Größe und Macht erinnert, wie in Maxime Leclerc? Schreiben Sie alles auf, was Ihnen einfällt.«

»Brauche ich nicht aufzuschreiben, kann ich Ihnen auch gleich aufzählen. Haben Sie einen Stift?«

»Also los, Capitaine«, sagte Adamsberg, erneut voller Bewunderung.

»Allzu viele Möglichkeiten gibt es nicht. Was das Licht betrifft, sehen Sie unter Luce, Lucien, Lucenet und anderen Formen nach, wie auch unter Flamme oder Flambard. Für den Glanz schauen Sie nach Ableitungen von *clarus*, strahlend, berühmt. Sehen Sie unter Clair oder Clar und eventuell auch unter den Verkleinerungsformen Claret und Clairet nach. Was die Vorstellung der Größe betrifft, versuchen Sie's mit Mesme oder Mesmin, volkstümliche Varianten von Maxime, Maximin und Maximilien. Sehen Sie auch unter Legrand, Majorai, Majorel oder auch Mestrau und Mestraud nach, abgewandelte Formen von ›überragend‹ und ›meisterlich‹. Nehmen Sie Primat hinzu, eventuell auch herabsetzende Varianten wie Primard oder Primaud. Probieren Sie auch Auguste, Augustin, für das Majestätische. Und vergessen Sie jene Vornamen nicht, die an

Größe im übertragenen Sinn erinnern, wie Alexander, Alex, César oder Napoléon, obgleich letzterer zu auffällig wäre.«

Adamsberg brachte seine Liste gleich darauf zu Josette.

»Dies alles müßten wir kombinieren, um eventuelle Käufer zu finden in der Zeit zwischen dem Tod des Richters und Maxime Leclercs Erwerb des *Schlusses*. Immer in Verbindung mit herrschaftlichen Anwesen, kleinen Schlössern, Herrenhäusern, Burgen, alle sehr abgeschieden.«

»Schon verstanden«, sagte Josette. »Wir folgen jetzt dem Gespenst.«

Adamsberg, die Hände um die Knie gekrallt, wartete beklommen darauf, daß die alte Dame ihre okkulten Übungen zu Ende brachte.

»Ich habe drei, die passen könnten«, verkündete sie. »Ich habe auch einen Napoléon Grandin, aber in einer kleinen Wohnung in La Courneuve. Ich glaube nicht, daß das Ihr Mann ist. Ihr Gespenst ist ja kein proletarisches, soweit ich verstanden hab. Dagegen finde ich hier einen Alexandre Clar, der 1988 ein Herrenhaus in der Vendée erworben hat, ausgerechnet in der Gemeinde Saint-Fulgent. Wurde 1993 wieder verkauft. Dann einen Lucien Legrand, von 1993 bis 1997 Besitzer eines Anwesens im Département Puy-de-Dôme, in der Gemeinde Pionsat. Und einen Auguste Primat auf einem Herrnsitz im Département Nord, in der Gemeinde Solesmes, von 1997 bis 1999. Danach diesen Maxime Leclerc, von 1999 bis heute. Die Zeiträume in chronologischer Reihenfolge, Kommissar. Ich drucke Ihnen alles aus. Geben sie mir nur etwas Zeit, unsere Spuren auf dem Teppichboden zu verwischen.«

»Ich hab ihn, Danglard«, sagte Adamsberg, noch atemlos von seinem Lauf durch die verborgenen Kanäle. »Was die Namen angeht, überprüfen Sie zuerst, ob ihr Personenstand erfaßt ist: Alexandre Clar, geboren 1935, Lucien Legrand, geboren 1939,

und Auguste Primat, geboren 1931. Was die Morde angeht, grasen Sie alles ab in einem Umkreis von fünf bis sechzig Kilometern rund um die Gemeinden Saint-Fulgent in der Vendée, Pionsat im Puy-de-Dôme und Solesmes im Département Nord. Haben Sie's?»

»Das wird sehr viel schneller gehen. Haben Sie die Daten?«

»Für den ersten Mord der Zeitraum 1988 bis 1993, für den zweiten 1993 bis 1997 und für den dritten 1997 bis 1999. Vergessen Sie nicht, daß die letzten Verbrechen sehr wahrscheinlich begangen wurden, kurz bevor die Anwesen wieder zum Verkauf standen. Das heißt im Frühjahr 1993, im Winter 1997 und im Herbst 1999. Gehen Sie zuerst auf diese Zeiträume.«

»Immer ungerade Jahreszahlen«, bemerkte Danglard.

»Er liebt sie. Wie die Zahl drei und wie Dreizack.«

»Die Idee mit dem Schüler war vielleicht gar nicht so übel. Sie nimmt langsam Formen an.«

»Die Idee mit dem Phantom«, korrigierte Adamsberg und legte auf. Ein Gespenst, das deutlich Gestalt anzunehmen begann, in dem Maße, wie Josette seine Höhlen ausfindig machte. Ungeduldig wartete er auf Danglards Anruf, während er mit seiner Liste in der Hand von einer Ecke des kleinen Hauses in die andere lief. Clémentine hatte ihn zu seiner Crème beglückwünscht. Wenigstens ein Gutes.

»Eine schlechte Nachricht«, verkündete Danglard. »Der Divisionnaire hat sich mit Laliberté in Verbindung gesetzt - das heißt mit Légalité, da läßt er nicht locker -, um Rechenschaft von ihm zu verlangen. Brézillon teilt mir mit, daß einer der beiden Punkte zu Ihren Gunsten gerade gefallen ist. Laliberté sagt, daß er von Ihrem Gedächtnisverlust durch den Wachmann im Wohnblock erfahren hat. Sie hatten ihm von einer Prügelei zwischen Cochs und einer Gang erzählt. Aber tags darauf, so hatte der Wachmann präzisiert, seien Sie sehr erstaunt gewesen

über die Uhrzeit, zu der Sie zurückgekommen sind. Ganz zu schweigen davon, daß die Auseinandersetzung Cochs-Gang eine Lüge und Ihre Hände blutüberströmt waren. Daraus hat Laliberté geschlußfolgert, daß Sie für ein paar Stunden das Gedächtnis verloren haben müssen, wenn Sie glaubten, sehr viel früher heimgekehrt zu sein, und den Wachmann belogen haben. Also kein anonymen Anruf, kein Denunziant, nichts. Das läßt sich nicht aufrechterhalten.«

»Und zieht Brézillon die gewährte Frist zurück?« fragte Adamsberg niedergeschlagen.

»Darüber hat er nicht gesprochen.«

»Und die Morde? Haben Sie etwas?«

»Ich weiß nur, daß es Alexandre Clar niemals gegeben hat, genausowenig wie einen Lucien Legrand oder Auguste Primat. Es sind alles Pseudonyme. Hatte keine Zeit für den Rest, wegen dieses Hickhacks mit dem Divisionnaire. Und dann haben wir gerade einen Mord reingekriegt, Rue du Château. Eine Persönlichkeit aus dem politischen Umfeld. Ich weiß nicht, wann ich dazu kommen werde, mich um den Schüler zu kümmern. Tut mir leid, Kommissar.«

Adamsberg legte auf, wie geschlagen von Hoffnungslosigkeit. Der schlaflose Wachmann, ganz einfach. Und Lalibertés ziemlich einleuchtende Schlußfolgerungen.

Alles brach zusammen, der dünne Faden seiner Hoffnung riß jäh. Kein Denunziant, der ihn hinter das Licht geführt hatte. Niemand hatte den Surintendant über seinen Gedächtnisverlust informiert. Also hatte auch niemand es so eingerichtet, daß er's verlor, das Gedächtnis. Kein dritter Mann, der im verborgenen wirkte. Er war fatalerweise allein auf dem Pfad gewesen, mit einem Dreizack in Reichweite und Noëlla, die bedrohlich vor ihm gestanden hatte. Und seinem mörderischen Wahn im Schädel. Wie sein Bruder etwa. Oder sogar seinem Bruder

folgend. Clémentine hatte sich neben ihn gestellt und reichte ihm stumm ein Glas Portwein.

»Erzähl schon, Jungchen.«

Adamsberg erzählte mit tonloser Stimme, die Augen zu Boden gerichtet.

»Das sind Vorstellungen von Bullen«, sagte Clémentine sanft.
»Und die Vorstellungen von Bullen und Ihre, na, das sind eben zwei Paar Schuh.«

»Ich war allein, Clémentine, allein.«

»Nun, das können Sie doch gar nicht wissen, wo Sie sich doch nicht erinnern. Sie und Josette haben dieses verfluchte Gespenst doch anständig in die Enge getrieben?«

»Und was ändert das, Clémentine? Ich war allein.«

»Das sind trübe Gedanken und sonst nix weiter«, sagte Clémentine und schob ihm das Glas zwischen die Finger.

»Und es nützt nichts, immer wieder in seinem Schmerz zu wühlen. Sie sollten besser mit Josette in den verborgenen Kanälen weitermachen und diesen Portwein hier austrinken.«

Josette, die stumm am Kamin sitzen geblieben war, schien etwas sagen zu wollen, besann sich dann aber eines Besseren.

»Laß nichts umkommen, Josette, wie ich immer zu dir sage«, riet Clémentine, eine Zigarette im Mund.

»Es ist aber ziemlich delikat«, erklärte Josette.

»Hier geht's doch längst nicht mehr um Delikatessen, siehste denn das nicht?«

»Ich sagte mir, daß, wenn Monsieur Danglard - so heißt er doch, nicht wahr? - sich nicht um die Morde kümmern kann, wir selbst uns daran machen könnten. Das Problem ist nur, daß wir dabei in die Archive der Gendarmerie einsteigen müßten.«

»Und, was stört dich daran?«

»Er. Er ist Kommissar.«

»Er ist es nicht mehr, Josette. Muß ich dir das denn noch hundertmal sagen. Und außerdem, Gendarmen und Bullen, das ist nicht dasselbe.«

Adamsberg sah verloren zu der alten Frau auf.

»Könnten Sie das, Josette?«

»Ich bin einmal beim FBI rein, nur so zum Spaß, um mich zu entspannen.«

»Du mußt dich nicht entschuldigen, Josette. Es ist nichts Schlechtes dabei, sich was Gutes anzutun.«

Mit wachsendem Erstaunen betrachtete Adamsberg diese zarte kleine Frau, die aus einem Drittel Bürgertum, einem Drittel Zittern und einem Drittel Piraterie bestand.

Nach dem Abendessen, zu dem Clémentine Adamsberg hatte zwingen müssen, nahm Josette sich die Polizeiarchive vor. Neben sich hatte sie einen Zettel liegen mit drei Datumsangaben, Frühjahr 1993, Winter 1997 und Herbst 1999. Von Zeit zu Zeit kam Adamsberg vorbei, um zu sehen, wie sie mit ihrer Arbeit vorankam. Abends tauschte sie ihre Turnschuhe gegen riesige graue Hausschuhe ein, die an ihr wie die zarten Füße eines Elefantenjungen wirkten.

»Sind sie sehr geschützt?«

»Wachtürme überall, das war zu erwarten. Wenn ich eine Akte da drinnen hätte, würde ich auch nicht wollen, daß jede x-beliebige Alte in Turnschuhen darin herumschnüffelt.«

Clémentine war schlafen gegangen, und Adamsberg blieb allein vor dem Kamin zurück, verknotete und entknotete seine Finger, die Augen auf die Feuerstätte gerichtet. Er hörte nicht, wie Josette zu ihm kam, da ihre Schritte von den dicken Hausschuhen gedämpft wurden. Den dicken Hackerschuhen, genauer gesagt.

»Da, Kommissar«, sagte Josette nur und zeigte ihm ein Blatt, in aller Bescheidenheit, als hätte sie just ihre Arbeit gut gemacht, ohne eine Ahnung von ihrem Talent: schlicht eine Crème, die sie zubereitet hatte, indem sie Achten in ihrem Computer zog. »Im März 1993, zweiunddreißig Kilometer von Saint-Fulgent entfernt, eine vierzigjährige Frau, Ghislaine Matère, in ihrer Wohnung ermordet mit drei Stichen in den Leib. Sie lebte allein in einem Landhaus. Im Februar 1997, vierundzwanzig Kilometer hinter Pionsat, ein junges Mädchen, durch drei Stiche mit einem Eisen in den Bauch getötet, Sylviane Brasillier. Sie stand an einem Sonntagabend allein an einer Bushaltestelle. Im September 1999, ein sechsendsechzigjähriger Mann, Joseph Fèvre, dreißig Kilometer von Solesmes entfernt. Drei Stiche mit einer Klinge.«

»Gab es Schuldige?« fragte Adamsberg und nahm das Blatt.

»Hier«, zeigte Josette, indem sie ihren zittrigen Finger ausstreckte. »Eine etwas verwirrte Säuferin, die in einer Waldhütte lebte und als Hexe der Gegend galt. Für die junge Brasillier haben sie einen Arbeitslosen eingesperrt, einen Stammgast in den Kneipen von Saint-Eloy-les-Mines, nicht weit von Pionsat. Und für den Mord an Fèvre haben sie einen Forstarbeiter aufgelesen, der in der Vorstadt Cambrai auf einer Bank zusammengebrochen war, mit Alkohol im Blut und dem Messer in der Tasche.«

»Gedächtnisverlust?«

»Bei allen.«

»Die Waffen waren neu?«

»In allen drei Fällen.«

»Das ist phantastisch, Josette. Jetzt sind wir ihm auf der Spur, von Castelet-les-Ormes im Jahr 1949 bis Schiltigheim. Zwölf Morde, Josette, zwölf. Sind Sie sich darüber im klaren?«

»Dreizehn mit dem in Quebec.«

»Ich war allein, Josette.«

»Gegenüber Ihrem Stellvertreter sprachen Sie von einem Schüler. Wenn er nach dem Tod des Richters viermal zugeschlagen hat, warum sollte er nicht auch in Quebec getötet haben?«

»Aus einem einfachen Grund, Josette. Wenn er sich wirklich die Mühe gemacht hätte, nach Quebec zu kommen, dann nur, um mich in eine Falle zu locken, so wie es mit den anderen Sündenböcken geschehen ist. Wenn wirklich ein Schüler oder Nacheiferer Fulgences Fackel übernommen hat, dann aus Verehrung für den Richter und in dem übermächtigen verlangen, sein Werk zu vollenden. Doch dieser Mann, diese Frau, selbst wenn Fulgence sie mit seinem Gift infiltriert hätte, ist nicht Fulgence. Der haßte mich und wollte meinen Untergang. Aber der andere, der Schüler, trägt nicht denselben Haß in sich, er kennt mich ja nicht. Die Serie des Richters zu vollenden ist eine Sache, aber zu morden, um mich dem Toten als Geschenk darzubringen, ist eine andere. Daran glaube ich nicht. Deshalb sage ich Ihnen, ich war allein.«

»Clémentine sagt, das seien trübe Gedanken.«

»Aber richtige. Und wenn es wirklich einen Schüler geben sollte, kann er nicht sehr alt sein. Verehrung ist ein Gefühl der Jugend. Wahrscheinlich wäre er heute zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Männer dieser Generation rauchen nicht Pfeife, oder sehr selten. Der Besitzer des Schlosses aber rauchte Pfeife und hatte weißes Haar. Nein, Josette, ich glaube nicht an einen Schüler. Das führt in eine Sackgasse.«

Josette bewegte rhythmisch ihren grauen Hausschuh und tippte mit dem Fuß auf den alten Steinfußboden.

»Es sei denn«, sagte sie nach einer Weile, »man glaubt an Untote.«

»Es sei denn.«

Wieder fielen beide in tiefes Schweigen. Josette schürte das Feuer.

»Sind Sie müde, meine Josette?« fragte Adamsberg, überrascht, sich Clémentines Worte benutzen zu hören.

»Es kommt oft vor, daß ich nachts herumlaufe.«

»Da hätten wir also diesen Mann, Maxime Leclerc, Auguste Primat oder wie auch immer er heißen mag. Seitdem der Richter tot ist, macht er sich unsichtbar. Entweder versucht der Schüler, die Vorstellung von Fulgence zu verlängern, oder unser Untoter will sein Gesicht nicht zeigen.«

»Da er ja tot ist.«

»Genau. In vier Jahren hat nie jemand Maxime Leclerc zu Gesicht bekommen. Weder die Angestellten der Agentur noch die Putzfrau, noch der Gärtner, noch der Briefträger. Alle außerhalb des Anwesens zu tätigen Gänge waren der Haushälterin anvertraut worden. Die Anweisungen des Besitzers wurden schriftlich übermittelt, unter Umständen auch per Telefon. Eine durchaus mögliche Unsichtbarkeit also, schließlich ist sie ihm ja geglückt. Und dennoch scheint es mir unmöglich, Josette, daß einer sich gänzlich allen Blicken entziehen kann. Für zwei Jahre vielleicht, doch nicht für fünf, nicht für sechzehn. So was kann funktionieren, allerdings nur unter der Bedingung, daß man die Überraschungen des Lebens unberücksichtigt läßt, die plötzlich eintretenden Dinge, die Unwägbarkeiten. Und im Laufe von sechzehn Jahren ergibt sich so was doch. Wenn man diese sechzehn Jahre zurückverfolgt, müßte man irgend so eine Unwägbarkeit entdecken können.«

Josette, als gewissenhafter Hacker, hörte zu und wartete auf genauere Anweisungen, während sie den Kopf und ihren Hausschuh bewegte.

»Ich denke an einen Arzt, Josette. Ein plötzliches Unwohlsein, ein Sturz, eine Verwundung. Die Art Unwägbarkeit, die einen zwingt, dringend einen Arzt zu rufen. Sollte dieser Fall wirklich

eingetreten sein, hätte der Mann sicher nicht den ortsansässigen Arzt kommen lassen. Er hätte einen anonymen Dienst, einen Notarzt angerufen, solche Leute, die man nur einmal sieht und die einen gleich darauf wieder vergessen.«

»Verstehe«, sagte Josette. »Doch diese Dienste werden ihre Unterlagen kaum länger als fünf Jahre aufheben.«

»Was unsere Nachforschungen auf Maxime Leclerc reduzieren würde. Das heißt, wir müßten uns in den Notfallstationen im Gebiet Niederrhein umsehen und herausfinden, ob nicht eventuell ein Arzt im *Schloß* des Untoten vorbeigeschaut hat.«

Josette hängte den Schürhaken auf, rückte ihre Ohrringe zurecht und schob die Ärmel ihres Pullovers wieder hoch. Um ein Uhr morgens schaltete sie ihr Gerät von neuem ein. Adamsberg blieb allein vor dem Kamin zurück und legte noch einmal zwei Scheite nach, angespannt wie ein Vater, der auf die Geburt seines Kindes wartet. Es war ein neuer Aberglaube von ihm, sich von Josette fernzuhalten, solange sie Aladins Wunderlampe bediente. Saß er neben ihr, fürchtete er zu sehr, sie bei einem entmutigenden Gesichtsausdruck oder einer enttäuschten Miene zu ertappen. Er wartete regungslos, versunken in seinen gespenstischen Gang über den Tragestellen-Pfad. Und allein an die winzige Hoffnung geklammert, die sich Stück für Stück aus den heimlichen Forschungen der alten Frau ergab. Die er Strang für Strang in die Wabenzellen seines Denkens hineinlegte. Inständig flehend, daß unter der Genieflamme seiner kleinen Hackerin die Verschlüsselungen wie Blei schmolzen. Er hatte die Begriffe notiert, die sie benutzte, um die sechs Härtegrade dieser Verschlüsselungen zu bezeichnen, das waren in aufsteigender Reihenfolge: kinderleicht, knifflig, zäh, Stacheldraht, Beton, Wachturm. Und die Wachtürme des FBI hatte sie einmal geknackt. Er richtete sich auf, als er das Schlurfen der Hausschuhe in dem kleinen Flur vernahm.

»Da«, verkündete Josette. »Es war ziemlich zäh, aber ich bin durchgekommen.«

»Erzählen Sie rasch«, sagte Adamsberg und stand auf.

»Maxime Leclerc hat vor zwei Jahren einen Notarzt angerufen, am 17. August, um vierzehn Uhr vierzig. Sieben Wespenstiche hatten am Hals und an der unteren Gesichtshälfte ein schlimmes Ödem hervorgerufen. Sieben. Der Doktor war nach fünf Minuten dort. Um zwanzig Uhr hat er noch einmal vorbeigeschaut und ihm eine zweite Spritze gegeben. Den Namen des behandelnden Arztes habe ich auch, Vincent Courtin. Ich habe mir erlaubt, seine persönlichen Angaben ausfindig zu machen.«

Adamsberg legte seine Hände auf Josettes Schultern. Unter seinen Handflächen spürte er die Knochen.

»In letzter Zeit bewegt sich mein Leben zwischen den Händen von Zauberinnen. Sie werfen es sich gegenseitig zu wie einen Ball und retten es unaufhörlich vor dem Abgrund.«

»Stört Sie das?« fragte Josette ernst.

Er weckte seinen Stellvertreter um zwei Uhr morgens.

»Bleiben Sie im Bett, Danglard. Ich will Ihnen nur eine Nachricht hinterlassen.«

»Ich schlafe weiter und höre Ihnen zu.«

»Als der Richter starb, waren viele Fotos in den Zeitungen abgedruckt. Wählen Sie vier davon aus, zwei im Profil, eins von vorn und eins im Dreiviertelprofil, und bitten Sie die Leute im Labor um eine künstliche Alterung des Gesichts.«

»In jedem guten Lexikon finden Sie hervorragende Abbildungen von Totenschädeln.«

»Es ist ernst, Danglard, und hat Vorrang. Auf einem fünften Porträt, von vorn, erbitten Sie zusätzlich noch eine Schwellung

am Hals und am Gesicht, als wäre der Mann von Wespen gestochen worden.«

»Wenn's Ihnen Spaß macht«, sagte Danglard resigniert.

»Lassen Sie mir die Bilder so bald wie möglich zukommen. Und vergessen Sie die Suche nach den fehlenden Morden. Ich hab sie alle drei rausgekriegt, ich schicke Ihnen die Namen der neuen Opfer zu. Schlafen Sie weiter, Capitaine.«

»Ich bin gar nicht aufgewacht.«

Auf seinem falschen Dienstausweis hatte Brézillon ihm einen Namen gegeben, den er sich nur schwer einprägen konnte. Adamsberg las ihn sich nochmals leise durch, bevor er den Arzt anrief. Vorsichtig nahm er sein Mobiltelefon heraus. Seitdem seine Hackerin sein Telefon »aufgerüstet« hatte, ragten wie bei einem Insekt, das seine Beine ausstreckte, hier und da sechs rote und grüne Kabelenden heraus und auch zwei kleine Schräubchen für den Frequenzwechsel, die wie ein Paar seitliche Augen aussahen. Adamsberg benutzte es wie einen geheimnisvollen Skarabäus. Er traf Doktor Courtin zu Hause an, es war ein Samstagmorgen um zehn.

»Kommissar Denis Lamproie«, meldete sich Adamsberg.
»Pariser Mordbrigade.«

Die Ärzte, vertraut mit Autopsie- und Bestattungsproblemen, reagierten in der Regel gelassen, wenn ein Bulle von der Brigade criminelle anrief.

»Worum handelt es sich?« fragte Doktor Courtin in gleichgültigem Ton.

»Vor zwei Jahren, am 17. August, haben Sie zwanzig Kilometer von Schiltigheim entfernt einen Patienten behandelt, in einem Anwesen, genannt *Das Schloß*.«

»Wenn ich Sie gleich mal unterbrechen darf, Kommissar. Ich erinnere mich nicht an die Kranken, die ich untersuche. Es kommt vor, daß ich zwanzig solcher Einsätze am Tag habe, und ich sehe meine Patienten nur sehr selten wieder.«

»Aber dieser Mann war Opfer von sieben Wespenstichen geworden. Er litt an einer allergischen Schwellung, die mit zwei Injektionen behandelt wurde, die eine am frühen Nachmittag und eine weitere nach zwanzig Uhr.«

»Ja, an den Fall erinnere ich mich, weil es nur selten vorkommt, daß Wespen im Schwarm angreifen. Ich war um den alten Herrn ziemlich besorgt. Er lebte allein, verstehen Sie. Doch er wollte nicht, daß ich ein zweites Mal käme, starrköpfig wie ein Esel. Am Ende meiner Tour habe ich trotzdem noch einmal vorbeigeschaut. Er mußte mir wohl oder übel öffnen, denn er hatte noch immer große Schwierigkeiten beim Atmen.«

»Könnten Sie ihn mir beschreiben, Doktor?«

»Schwierig. Ich sehe Hunderte von Gesichtern. So ein alter Kerl, groß, mit weißen Haaren, benahm sich reserviert, glaube ich. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, sein Gesicht war bis hinauf zu den Wangen durch das Ödem deformiert.«

»Ich würde Ihnen gern ein paar Fotos zeigen.«

»Ehrlich, das wäre reine Zeitverschwendung, Kommissar. Bis auf den Wespenangriff habe ich nur noch sehr vage Erinnerungen.«

Am frühen Nachmittag machte sich Adamsberg mit den Porträts des gealterten Richters eilig zur Gare de l'Est auf. Noch einmal nach Straßburg. Um sein Gesicht und die Tonsur zu verbergen, hatte er die kanadische Schapka aufgesetzt, die Basile ihm gekauft hatte und die viel zu warm für das neuerlich milde Atlantikwetter war. Der Arzt würde es sicher seltsam finden, daß er sich weigerte, sie abzusetzen. Courtin war ohnehin nicht angetan von dieser unfreiwilligen Konsultation, und Adamsberg spürte, daß er ihm sein Wochenende verdarb.

Die beiden Männer hatten am Ende eines vollgestellten Tisches Platz genommen. Courtin war noch recht jung, unfreundlich und schon ein wenig feist. Der Alte mit den Wespenstichen interessierte ihn nicht, er stellte keine Fragen über die Gründe der Recherche. Adamsberg legte die Porträts des Richters vor ihn hin.

»Die Alterung und das Ödem sind künstlich erzeugte«, sagte er, um den eigentümlichen Anblick der Fotos zu erklären. »Erinnert Sie der Mann an irgend etwas?«

»Kommissar«, fragte der Arzt, »möchten Sie nicht erst einmal ablegen?«

»Doch«, sagte Adamsberg, der unter seiner Polarmütze zu zerfließen begann. »Allerdings hab ich mir in einer Zelle Läuse eingefangen, und mein halber Schädel ist kahlrasiert.«

»Komische Art, Sie zu behandeln«, bemerkte der Arzt, nachdem Adamsberg seinen Kopf entblößt hatte. »Warum ist denn nicht alles abrasiert worden?«

»Ein Freund hat das gemacht, ein ehemaliger Mönch. Das erklärt es vielleicht.«

»Ah, so«, meinte der Arzt etwas ratlos.

Nach einigem Zögern kam er auf die Fotografien zurück.

»Das hier«, sagte er nach einem kurzen Moment und tippte auf eine Aufnahme des Richters, auf der er im linken Profil zu sehen war. »Das ist mein Alter mit den Wespen.«

»Sie sagten, Sie würden sich nur noch vage an ihn erinnern.«

»An ihn, aber nicht an sein Ohr. Ärzte behalten die Anomalien besser im Gedächtnis als die Gesichter selbst. Ich erinnere mich genau an sein linkes Ohr.«

»Was war denn damit?« fragte Adamsberg und beugte sich über das Foto.

»Diese Krümmung hier. Dem Typ sind in seiner Kindheit mit Sicherheit die abstehenden Ohren operativ angelegt worden. Damals gelang solch ein Eingriff nicht immer. Bei ihm war wildes Knorpelfleisch an der Narbe entstanden und hatte den äußeren Rand der Ohrmuschel verformt.«

Die Fotos stammten aus der Zeit, als der Richter noch im Amt war. Damals trug er kurzes Haar, und seine Ohren lagen frei.

Adamsberg hatte den Richter erst nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst und mit längerer Frisur kennengelernt.

»Ich mußte die Haare beiseite schieben, um die Größe des Ödems zu untersuchen«, präzisierte Courtin. »Auf diese Weise habe ich die Mißbildung bemerkt. Was das übrige Gesicht angeht, so ist es derselbe Typ von Mann.«

»Sind Sie sicher, Doktor?«

»Sicher bin ich, daß dieses linke Ohr operiert wurde und schlecht vernarbt ist. Und sicher, daß das rechte keinerlei Verletzung erlitten hatte, genau wie auf den Fotos. Ich habe es aus reiner Neugier untersucht. Aber er ist gewiß nicht der einzige Mensch in Frankreich mit einem lädierten linken Ohr. Verstehen Sie? Wiederum kommt so ein Fall auch nicht sehr häufig vor. Für gewöhnlich reagieren beide Ohren in gleicher Weise auf die Operation. Es ist selten, daß die Narbe wie hier auf einer Seite verknorpelt und auf der anderen nicht. Sagen wir, es trifft zumindest auf das zu, was ich bei diesem Maxime Leclerc beobachtet habe. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Zu dieser Zeit muß der Mann siebenundneunzig Jahre alt gewesen sein. Ein richtiger Greis also. Würde das auch zutreffen?«

Der Arzt schüttelte ungläubig den Kopf.

»Unmöglich. Mein Patient war nicht älter als fünfundachtzig.«

»Sicher?« fragte Adamsberg überrascht.

»Absolut, was diesen Punkt betrifft. Wenn der Alte siebenundneunzig Jahre alt gewesen wäre, hätte ich ihn nicht mit sieben Wespenstichen im Hals allein zurückgelassen. Ich hätte ihn sofort in ein Krankenhaus eingewiesen.«

»Maxime Leclerc wurde 1904 geboren«, beharrte Adamsberg. »Er war seit über dreißig Jahren im Ruhestand.«

»Nein«, wiederholte der Arzt. »Ich bin mir sicher. Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab.«

Adamsberg mied das Münster, aus Furcht, Nessie würde japsend im Portal auftauchen, in das sie sich idiotischerweise mit dem Drachen hineingezwängt hatte, oder der Fisch aus dem Pinksee könnte durch ein Fenster oben im Kirchenschiff schlüpfen.

Er blieb stehen und legte die Hand über die Augen. Blatt für Blatt an den schattigen Stellen hochheben, hatte Clémentine gemeint, wenn er die Pilze der Wahrheit finden wolle. Im Moment war es dieses verknorpelte Ohr, dem er Schritt für Schritt folgen mußte. Ein wenig pilzförmig, in der Tat. Er mußte wachsam bleiben, mußte alles tun, damit die bleiernen Wolken seiner Gedanken nicht den Lauf seiner schmalen Straße verdunkelten. Aber die Entschiedenheit, mit der sich der Arzt über Maxime Leclerc geäußert hatte, verwirrte ihn. Dasselbe Ohr, doch nicht dasselbe Alter. Allerdings schätzte Doktor Courtin das Alter von Menschen und nicht von Gespenstern.

Akkurat, akkurat und nochmals akkurat. Adamsberg ballte die Fäuste bei der Erinnerung an den Surintendant und stieg in den Zug. An der Gare de l'Est wußte er genau, wen er anrufen mußte, um diesem Ohr auf die Schliche zu kommen.

Um mit gutem Beispiel voranzugehen, stand der Pfarrer seines Dorfes stets mit den Hühnern auf, wie Adamsbergs Mutter zu sagen pflegte. Adamsberg wartete, bis es auf seinen Uhren halb neun war, um den Priester anzurufen, der, so rechnete er aus, inzwischen über Achtzig sein mußte. Der Mann hatte immer eine gewisse Ähnlichkeit mit einem großen Hund gehabt, der auf der Lauer lag, und er konnte nur hoffen, daß er diese Stellung beibehalten hatte. Pfarrer Grégoire sog Unmengen nutzloser Details in sich auf, begeistert von der Vielfalt, mit der der Herr die Welt gesegnet hatte. Er meldete sich bei ihm mit seinem Nachnamen.

»Welcher Adamsberg?« fragte der Pfarrer.

»Der mit deinen alten Büchern. *Welcher Schnitter eines ewgen Sommers ließ im Weggehn jene goldne Sichel fallen.*«

»Liegen, Jean-Baptiste, liegen«, berichtete der Pfarrer, ohne daß ihn der Anruf zu überraschen schien.

»Fallen.«

»Liegen.«

»Ist auch nicht weiter wichtig, Grégoire. Ich brauche dich. Habe ich dich auch nicht geweckt?«

»Ach was, ich stehe mit den Hühnern auf. Und im Alter, du weißt ja. Gib mir eine Minute, ich werde's gleich mal überprüfen. Jetzt bin ich doch ins Zweifeln gekommen.«

Adamsberg blieb mit dem Telefon in der Hand verunsichert zurück. War Grégoire nicht mehr in der Lage, eine drängende Angelegenheit herauszuhören? Im Dorf war er dafür bekannt, daß er jede noch so kleine Sorge bei seinen Gemeindemitgliedern sofort bemerkte. Vor Pfarrer Grégoire konnte man nichts verbergen.

»Fallen. Du hast recht, Jean-Baptiste«, sagte der Pfarrer enttäuscht, als er wieder am Telefon war. »Im Alter, du weißt ja.«

»Grégoire, Erinnerst du dich an den Richter? An den Allmächtigen?«

»Immer noch der?« sagte Grégoire mit vorwurfsvoller Stimme.

»Er ist von den Toten zurückgekehrt. Entweder ich pack diesen alten Teufel bei den Hörnern, oder ich verlier meine Seele.«

»Sprich nicht so, Jean-Baptiste«, befahl ihm der Pfarrer, als wäre er noch immer ein Kind. »Wenn Gott dich hört.«

»Grégoire, Erinnerst du dich an seine Ohren?«

»Das linke, meinst du wohl?«

»So ist es«, sagte Adamsberg lebhaft und nahm sich einen Bleistift. »Erzähl.«

»Man soll Toten ja nichts Übles nachreden, aber dieses Ohr war wirklich nicht gelungen. Nicht durch Gottes Willen, sondern durch die Schuld der Doktoren.«

»Gott hatte ihn aber immerhin mit Segelohren zur Welt kommen lassen.«

»Aber Er hatte ihm Schönheit geschenkt. Gott muß alles ein bißchen verteilen in dieser Welt, Jean-Baptiste.«

Adamsberg dachte, daß Gott seine Aufgabe mächtig vernachlässigte und daß es gut war, wenn ihm angesichts seiner Schluderei hin und wieder eine Josette zur Hand ging.

»Erzähl mir von diesem Ohr«, sagte er, darauf bedacht, daß Grégoire auf den unergründlichen Wegen des Herrn nur ja nicht den Faden verlor.

»Groß, verformt, das Ohrläppchen lang und leicht behaart, der Gehöreingang eng, die geschwungene Ohrmuschel durch eine Kerbe in ihrer Mitte lädiert. Erinnerst du dich an die Mücke, die

sich mal in Raphaëls Ohr verkrochen hatte? Wir haben sie schließlich mit einer Kerze herausgeholt, wie wenn man nachts mit einer Laterne angelt.«

»Ich erinnere mich sehr gut, Grégoire. Sie hat in der Flamme geknistert, mit einem ganz feinen Geräusch. Erinnerst du dich an das feine Geräusch?«

»Ja. Und ich hab ein paar Witze darüber gemacht.«

»Das stimmt. Aber erzähl mir was über den Allmächtigen. Bist du ganz sicher, was diese Kerbe angeht?«

»Absolut. Er hatte auch eine kleine Warze rechts am Kinn, die ihn beim Rasieren gestört haben muß«, fügte Grégoire, der wieder aus seinem Detailreservoir schöpfte, hinzu. »Der rechte Nasenflügel war weiter geöffnet als der linke, und der Haarwuchs reichte ihm bis über die Wangen.«

»Wie machst du das bloß?«

»Ich kann auch dich beschreiben, wenn du willst.«

»Lieber nicht, Grégoire. Ich bin auch so schon durcheinander genug.«

»Vergiß nicht, daß der Richter tot ist, mein Junge, vergiß es nicht. Paß bloß auf dich auf.«

»Ich versuch's, Grégoire.«

Adamsberg dachte kurz über den alten Grégoire nach, wie er an seinem ranzigen Holztisch saß, und widmete sich dann mit einer Lupe wieder seinen Fotos. Die Warze am Kinn war gut zu erkennen, die unregelmäßigen Nasenlöcher ebenfalls. Das Gedächtnis des alten Pfarrers war so scharf wie einst, ein regelrechtes Teleobjektiv. Abgesehen von dieser Altersdifferenz, die der Arzt erwähnt hatte, schien das Gespenst Fulgence endlich aus seinem Leichentuch herauszusteigen. An einem Ohr hervorgezogen. Allerdings, sagte er sich, während er die Aufnahmen des Richters vom Tage seiner Pensionierung betrachtete, hatte Fulgence stets jünger ausgesehen. Der Mann

hatte immer über eine außergewöhnliche Kraft verfügt, das konnte sich Courtin eben nicht vorstellen. Maxime Leclerc war kein gewöhnlicher Patient gewesen und folglich auch kein gewöhnliches Gespenst.

Adamsberg kochte sich noch einen Kaffee und wartete ungeduldig darauf, daß Josette und Clémentine von ihren Einkäufen zurückkamen. Nun, da er den Baum Retancourt verlassen hatte, spürte er, wie sehr er ihre Unterstützung brauchte und wie es ihn danach verlangte, ihnen von jedem seiner Fortschritte zu berichten.

»Wir halten ihn schon an einem Ohr, Clémentine«, sagte er und nahm ihr den Korb ab.

»Was Sie nicht sagen! Das ist wie bei einem Knäuel, wenn man erst das Ende in der Hand hält, braucht man bloß noch zu ziehen.«

»Steigen wir in einen neuen Kanal hinab, Kommissar?« fragte Josette.

»Wenn ich dir doch sag, daß er's nicht mehr ist. Das ist ja nicht zu glauben, meine arme Josette.«

»Wir machen uns nach Richelieu auf, Josette. Und suchen den Namen des Arztes, der vor sechzehn Jahren den Totenschein unterschrieben hat.«

»Aber das ist ja kinderleicht«, sagte sie ein wenig beleidigt.

Josette brauchte nur zwanzig Minuten, um die Ärztin herauszufinden, eine gewisse Colette Choisel, die den Richter seit seiner Ankunft in der Stadt Richelieu behandelt hatte. Sie hatte die Untersuchung der Leiche vorgenommen, einen Herzstillstand diagnostiziert und den Totenschein ausgestellt.

»Haben Sie ihre Adresse, Josette?«

»Sie hat ihre Praxis vier Monate nach dem Tod des Richters geschlossen.«

»In den Ruhestand gegangen?«

»Ganz sicher nicht. Sie war achtundvierzig Jahre alt.«

»Hervorragend. Dann stürzen wir uns jetzt auf sie.«

»Das ist nicht so einfach. Sie hat einen ziemlich geläufigen Namen. Aber mit vierundsechzig Jahren könnte sie noch immer praktizieren. Wir werden über die Branchenverzeichnisse gehen.«

»Mit einem Abstecher ins Strafregister, auf der Suche nach Spuren von Colette Choisel.«

»Wenn sie wirklich vorbestraft wäre, könnte sie nicht mehr praktizieren.«

»Genau. Wir suchen nach einem Freispruch.«

Adamsberg ließ Josette an Aladins Wunderlampe zurück und ging Clémentine helfen, die das Gemüse fürs Mittagessen putzte.

»Sie schlüpft da hinein wie ein Aal unter den Fels«, sagte Adamsberg und setzte sich.

»Na, ich bitte Sie, das ist doch schließlich ihr Beruf«, meinte Clémentine, die wohl nicht die ganze Komplexität von Josettes betrügerischen Machenschaften erfaßte.

»Das ist wie mit 'n Erdäppeln«, fuhr sie fort. »Die müssen Sie mir auch schön schälen, Adamsberg.«

»Ich weiß, wie man Kartoffeln schält, Clémentine.«

»Nein. Sie schneiden ja gar nicht richtig die Augen raus. Sie müssen die Augen rausschneiden, das ist Gift.«

Mit geübtem Griff zeigte ihm Clémentine, wie man flugs einen kleinen Trichter in die Knolle bohrte und die schwarze Spitze auswarf.

»Das ist Gift, solange es roh ist, Clémentine.«

»Egal. Die Augen schneidet man weg.«

»Verstanden. Ich werde drauf achten.«

Die von Clémentine kontrollierten Kartoffeln waren gekocht und der Tisch gedeckt, als Josette ihre Ergebnisse meldete.

»Bist du zufrieden, meine Josette?« fragte Clémentine, während sie die Teller füllte.

»Ich glaube schon«, sagte Josette und legte ein Blatt neben ihr Besteck.

»Ich hab's nicht so gern, wenn beim Essen gearbeitet wird. Nicht, daß es mich persönlich stört, aber es hätte meinem Vater nicht gefallen. Allerdings geht es heute mal in Ordnung, weil Sie ja nur sechs Wochen haben.«

»Colette Choisel praktiziert seit sechzehn Jahren in Rennes«, Josette las ihre Notizen vor. »Mit siebenundzwanzig Jahren geriet sie in eine mißliche Lage. Eine ihrer Patientinnen starb, eine ältere Frau, deren Schmerzen sie mit Morphinum linderte. Ein gravierendes Versehen, eine Überdosis, die sie die Karriere kosten konnte.«

»Na, das wundert mich nicht«, meinte Clémentine.

»Wo war das, Josette?«

»In Tours, in Fulgences zweiter Rechtsdomäne.«

»Freigesprochen?«

»Freigesprochen. Der Anwalt hat nachgewiesen, daß die Ärztin sich korrekt verhalten hat. Er hat geltend gemacht, daß die Patientin, eine ehemalige Tierärztin, alle Möglichkeiten hatte, sich selbst Morphinum zu beschaffen, und es sich auch selbst verabreicht hatte.«

»Der Anwalt, ein Vasall von Fulgence.«

»Die Geschworenen haben auf Selbstmord erkannt. Choisel ist unbeschadet aus der Sache hervorgegangen.«

»Und als Geisel des Richters. Josette«, fügte Adamsberg hinzu, indem er seine Hand auf den Arm der alten Dame legte, »Ihre verborgenen Kanäle werden uns demnächst ins Freie führen. Oder besser gesagt, unter die Erde.«

»Wie schön«, meinte Clémentine.

Adamsberg, seinen Teller mit dem Nachtschiff auf den Knien, saß noch lange in Gedanken in der Kammer. Der Weg, der vor ihm lag, war nicht leicht zu gehen. Obgleich Danglard scheinbar zu seiner gewohnten Ruhe zurückgefunden hatte, würde er ihn zum Teufel jagen. Retancourt aber würde ihm nüchterner zuhören. Er zog den Skarabäus mit den roten und grünen Beinchen aus seiner Tasche und tippte die Nummer auf seinen leuchtenden Rücken. Ein wohliges, erholsames Beben durchfuhr ihn, als er die tiefe Stimme seines Ahorn-Lieutenants vernahm.

»Keine Sorge, Retancourt, ich wechsele alle fünf Minuten die Frequenz.«

»Danglard hat mich über Ihre Frist informiert.«

»Sie ist kurz, Lieutenant, und ich muß mich beeilen. Ich glaube, der Richter hat seinen Tod überlebt.«

»Mit anderen Worten?«

»Ich habe zwar nur ein Ohr von ihm erwischt. Aber vor zwei Jahren hat sich dieses Ohr zwanzig Kilometer von Schiltigheim entfernt noch geregt.«

Einsam und behaart, war es auf dem Dachboden des *Schlusses* wie ein großer, unheilvoller Nachtfalter herumgegeistert.

»Und hängt an diesem Ohr noch irgend etwas dran?« fragte Retancourt.

»Ja, ein zweifelhafter Totenschein. Die Ärztin, die ihn ausgestellt hat, saß im Krabbenkorb von Fulgences Vasallen. Ich glaube, Retancourt, daß der Richter sich deshalb in Richelieu niedergelassen hat, weil diese Ärztin in der Stadt praktizierte.«

»Und daß sein Tod dort geplant wurde?«

»Ich glaube. Geben Sie die Information an Danglard weiter.«

»Warum tun Sie's nicht selbst?«

»Das regt ihn nur auf, Lieutenant.«

Keine zehn Minuten später rief Danglard ihn an, mit schroffer Stimme.

»Wenn ich recht verstehe, Kommissar, ist es Ihnen gelungen, den Richter wieder zum Leben zu erwecken? Nichts weniger?«

»Ich glaube schon, Danglard. Wir jagen keinem Toten mehr hinterher.«

»Sondern einem neunundneunzig Jahre alten Greis. *Einem Hundertjährigen*, Kommissar.«

»Darüber bin ich mir im klaren.«

»Und das ist genauso abwegig. Neunundneunzig Jahre, das kommt bei einem Mann selten vor.«

»In meinem Dorf gab's einen.«

»Der rüstig war?«

»Nicht wirklich, nein«, gab Adamsberg zu.

»Verstehen Sie doch«, fuhr Danglard geduldig fort, »ein uralter Mann, der eine Frau überfällt, sie mit einem Dreizack tötet und sie und ihr Fahrrad übers Feld schleppt, so was ist absolut unwahrscheinlich.«

»So steht's nun mal in den Märchen, dafür kann ich nichts. Der Richter besaß eine außergewöhnliche Kraft.«

»Besaß, Kommissar. Ein neunundneunzig Jahre alter Kerl besitzt keine außergewöhnliche Kraft. Und ein hundertjähriger Mörder kann nicht existieren und auch nicht agieren.«

»Den Teufel kümmert's nicht, wie alt er ist. Ich habe die Absicht, die Exhumierung zu beantragen.«

»Großer Gott, so weit sind Sie jetzt schon?«

»Ja.«

»Dann rechnen Sie nicht mit mir. Sie gehen zu weit, Sie dringen in Welten vor, in die ich Ihnen nicht folgen will.«

»Ich verstehe.«

»Ich konnte mich ja durchaus für den Schüler erwärmen, erinnern Sie sich, nicht aber für den Untoten oder einen Mördergreis.«

»Ich werde selbst versuchen, den Antrag zu stellen. Aber wenn der Exhumierungsbescheid in der Brigade eintrifft, dann kommen Sie nach Richelieu, Sie, Retancourt und Mordent.«

»Nein, ohne mich, Kommissar.«

»Was auch immer in diesem Grab sein mag, ich möchte, daß Sie es sehen, Danglard. Sie werden dasein.«

»Ich weiß, was in einem Sarg ist. Dafür muß ich keine Reise unternehmen.«

»Danglard, Brézillon hat mir Lamproie als Namen gegeben. Sagt Ihnen das irgendwas?«

»Ja, eine Lamprete, das ist ein Urfisch«, sagte der Capitaine mit einem Lächeln in der Stimme. »Weniger noch als ein Fisch, ein Kieferloser, genauer gesagt. Äußerlich dünn wie ein Aal.«

»Ach«, sagte Adamsberg enttäuscht und leicht angewidert angesichts der prähistorischen Kreatur im Pinksee.

»Hat dieser Primitivling irgendwas Besonderes?«

»Die Lamprete hat keine Zähne. Keine Kiefer. Sie funktioniert wie ein Saugmund, wenn Sie so wollen.«

Während er auflegte, fragte sich Adamsberg, wie die Wahl des Divisionnaire wohl zu deuten sei. Vielleicht als Anspielung auf einen gewissen Mangel an Raffinesse? Oder etwa auf die Sechs-Wochen-Frist, die er ihm schließlich hatte abringen können - wie ein Saugmund, der jeglichen Gegenwillen anschröpfte? Es sei denn, er wollte ihm signalisieren, daß er ihn für unschuldig hielte, für zahnlos? Daß heißt zinken- und zackenlos, dreizacklos?

Brézillon von der Anordnung einer Exhumierung des Richters Fulgence zu überzeugen schien ein undurchführbares Unterfangen. Adamsberg konzentrierte sich darum auf die

Lamprete und mühte sich, den Divisionnaire auf seine Seite zu ziehen. Mit einer Wortsalve erledigte Brézillon jenes Ohr, das nach dem Tod des Richters dort allein noch im Département Niederrhein leben sollte. Was den verdächtigen Totenschein von Doktor Choisel betraf, war er für ihn nur eine schwache Vermutung.

»Welcher Tag ist heute?« fragte er plötzlich.

»Sonntag.«

»Dienstag, vierzehn Uhr«, verkündete er in einem plötzlichen Sinneswandel, jenem sehr ähnlich, der Adamsberg seine kurze Freiheit verschafft hatte.

»Retancourt, Mordent und Danglard sollten dann auch vor Ort sein«, hatte der Kommissar gerade noch Zeit zu bitten.

Behutsam klappte er den Deckel seines Mobiltelefons herunter, um ihm nicht die Flügel zu zerquetschen. Vielleicht fühlte sich der Divisionnaire, seitdem er »seinen« Mann freigelassen hatte, gezwungen, der Logik seiner Entscheidungen zu folgen und seine Irrwege bis zu ihrem Ende mitzugehen. Es sei denn, er war durch die Saugkraft der Lamprete angeschröpft worden. Deren Anziehungsrichtung sich aber eines Tages umkehren würde, wenn Adamsberg, besiegt, zu ihm in seinen Salon, an seinen Sessel zurückkäme. Er sah Brézillons Daumen wieder vor sich und konnte nicht umhin, sich zu fragen, was wohl geschehen würde, wenn man einer Lamprete eine brennende Zigarette ins Maul steckte. Unmöglich, da das Tier ja unter Wasser lebte. Ein Tier, das sich nun auch noch dem Trupp der Geschöpfe anschloß, die das Straßburger Münster zu verstopfen drohten. Gemeinsam mit dem schweren Nachtfalter, der, halb Ohr, halb Pilz, auf dem Dachboden des *Schlusses* herumspukte.

Es spielte keine Rolle, woran der Divisionnaire gedacht hatte. Er hatte die Exhumierung genehmigt. Und Adamsberg fühlte sich hin und her gerissen zwischen fieberhafter Erregung und

nackter Angst. Zwar war es nicht das erstemal, daß er eine Exhumierung vornahm. Doch den Sarg des Justizbeamten zu öffnen erschien ihm mit einemmal wie eine frevelhafte und unheilvolle Unternehmung. *Sie gehen zu weit*, hatte Danglard gesagt, *Sie dringen in Welten vor, in die ich Ihnen nicht folgen will*. Wohin denn? In Richtung Beleidigung, Schändung und Grauen. Ein Abstieg unter die Erde in Begleitung des Richters, der ihn mit in seine Finsternis hinabnehmen konnte. Er sah auf seine Uhren. In genau sechsundvierzig Stunden.

Die Polarmütze bis über die Augen heruntergezogen und den Kragen hochgeschlagen, beobachtete Adamsberg von weitem die Vorbereitungen zu den gotteslästerlichen Maßnahmen, unter einem kalten Regen, der die Baumstämme schwärzte, auf dem Friedhof von Richelieu. Die Bullen hatten die Grabstätte des Richters mit einem rotweißen Plastikband eingefast und sie so wie eine Gefahrenzone abgesperrt.

Brézillon hatte sich höchstpersönlich herbewegt, was sehr überraschte bei einem Mann, der den Außendienst seit langem aufgegeben hatte. Er stand ganz in der Nähe des Grabes, in einem grauen Mantel mit schwarzem Samtkragen. Vielleicht war es der Lamprenteneffekt, der ihn in die Stadt des Kardinals gezogen hatte, darüber hinaus aber verdächtigte ihn Adamsberg, eine geheime Neugier für die schreckliche Geschichte des Dreizacks zu hegen. Danglard war selbstverständlich gekommen, blieb aber in einigem Abstand zum Grab, als versuchte er, sich aus der Verantwortung zu stehlen. Neben Brézillon stand Lieutenant Mordent unter einem verbeulten Regenschirm und trat von einem Bein aufs andere. Er war es ja gewesen, der empfohlen hatte, das Phantom zu irritieren, um es herauszufordern, und vielleicht bereute er just in diesem Moment seinen verwegenen Vorschlag. Retancourt wartete ohne ersichtliche Gemütsregung und ohne Regenschirm. Sie allein hatte Adamsberg im Hintergrund des Friedhofs ausgemacht und ihm unauffällig zugewinkt. Die Gruppe schwieg konzentriert. Vier städtische Gendarmen hatten den Stein von der Grabstätte gerückt. Die, bemerkte Adamsberg, in all der Zeit keine Patina angesetzt hatte und im Regen glänzte, als hätte das Grab genau wie der Richter den sechzehn verstrichenen Jahren getrotzt.

Der Erdhügel bildete sich nur langsam, die Gendarmen hatten Mühe, die feuchte Erde auszuheben. Die Polizisten hauchten in ihre Hände oder schlugen die Füße gegeneinander, um sich aufzuwärmen. Adamsberg spürte, wie sich sein eigener Körper spannte, und er hielt seinen Blick weiter auf Retancourt gerichtet, in Nahkampfstellung an ihren Rücken geklammert, um mit ihr atmen und sehen zu können.

Knirschend rutschten die Schaufeln über das Holz. Clémentines Stimme drang bis zu ihm auf den Friedhof. An den schattigen Stellen ein Blatt nach dem anderen hochheben. Den Deckel des Sarges anheben. Wenn die Leiche des Richters in dieser Kiste lag, wußte Adamsberg, daß er mit ihm in die Erde sinken würde.

Die Gendarmen hatten die Seile angebracht und zogen nun den Eichensarg nach oben, der sich schwankend und in ziemlich gutem Zustand in die Luft erhob. Die Männer machten sich an den Schrauben zu schaffen, als Brézillon ihnen mit einem Wink zu bedeuten schien, den Deckel mit der Brechstange zu sprengen. Adamsberg war von Baum zu Baum näher herantreten, wobei ihm zugute kam, daß die Aufmerksamkeit aller auf den Sarg gerichtet war. Er folgte den Bewegungen der Eisenstangen, die unter der Holzplatte knirschten. Der Deckel zerbarst und schlug zu Boden. Adamsberg forschte in den stummen Gesichtern. Brézillon hockte sich als erster hin und führte seine behandschuhte Hand näher heran. Mit einem Messer, das Retancourt ihm lieh, stach er einige Male zu, zerschnitt dabei, so schien es, ein Leichentuch und richtete sich wieder auf, wobei er aus seinem Handschuh eine kleine Menge leuchtend weißen Sandes rieseln ließ. Härter als Zement, scharf wie Glas, fließend und unbeständig, ganz nach Fulgences Bilde. Lautlos entfernte sich Adamsberg.

Eine Stunde später klopfte Retancourt an die Tür seines Hotelzimmers. Adamsberg öffnete ihr glücklich und legte zur

Begrüßung gleich die Hand auf ihre Schulter. Der Lieutenant setzte sich aufs Bett und drückte es, wie im Hotel Brébeuf in Gatineau, in seiner Mitte tief ein. Und wie im Brébeuf öffnete sie eine Thermosflasche mit Kaffee und stellte zwei Becher auf den Nachttisch.

»Sand«, sagte er lächelnd.

»Ein langer, dreiundachtzig Kilo schwerer Sack.«

»Der nach der Untersuchung von Doktor Choisel in den Sarg gelegt wurde. Und der Deckel war bereits verschraubt, als das Beerdigungsinstitut ihn holen kam. Ihre Reaktionen, Lieutenant?«

»Danglard war echt überrascht und Mordent plötzlich sehr entspannt. Sie wissen, daß er solcherart Spektakel haßt. Brézillon insgeheim erleichtert. Und vielleicht sogar sehr zufrieden, aber bei ihm läßt sich das schwer sagen. Und Sie?«

»Von dem Toten befreit und nun von dem Lebenden verfolgt.«

Retancourt löste ihr Haar und band ihren kurzen Pferdeschwanz neu.

»In Gefahr?« fragte sie und reichte ihm eine Tasse.

»Jetzt ja.«

»Das glaube ich auch.«

»Vor sechzehn Jahren war ich schon ziemlich nah an ihn herangekommen, und der Richter war ernsthaft bedroht. Aus diesem Grund, denke ich, hat er seinen Tod geplant.«

»Er hätte genausogut auch Sie töten können.«

»Nein. Zu viele Bullen wußten Bescheid, mein Tod hätte sich gegen ihn kehren können. Alles, was er wollte, war freie Bahn, und die hat er gekriegt. Nachdem er gestorben war, habe ich alle Nachforschungen aufgegeben, und Fulgence konnte seinen Verbrechen ungehindert weiter nachgehen. Er hätte auch so fortfahren können, wenn der Schiltigheimer Mord mich nicht zufällig aufgerüttelt hätte. Wahrscheinlich hätte ich besser daran

getan, die Zeitung an jenem Montag nicht aufzuschlagen. Die mich schließlich geradewegs dahin geführt hat, wo ich jetzt bin, als ein Mörder, der von Versteck zu Versteck hetzt.«

»Gute Sache, diese Zeitung«, meinte Retancourt. »Wir haben Raphaël gefunden.«

»Aber ich habe ihn nicht von seiner Tat erlöst. Und mich auch nicht. Ich habe lediglich den Richter erneut in Alarmbereitschaft versetzt. Er weiß, daß ich seit seiner Flucht aus dem *Schloß* wieder hinter ihm her bin. Das hat mir **Vivaldi** begreiflich gemacht.«

Adamsberg nahm ein paar Schlucke Kaffee, und Retancourt stimmte ihm ohne ein Lächeln zu.

»Er ist ausgezeichnet«, sagte der Kommissar.

»Vivaldi?«

»Der Kaffee. Vivaldi auch, ein sehr guter Schumm. Zur selben Zeit, da wir hier reden, Retancourt, weiß der Dreizack vielleicht schon, daß ich seinen Tod gerade für ungültig erklärt habe. Oder er wird es morgen wissen. Wieder versperre ich ihm den Weg, ohne aber eine Möglichkeit, ihn auch zu fassen zu kriegen. Oder Raphaël aus diesem Sternenfeld herunterzuholen, wo er auf einer Umlaufbahn kreist. Oder auch mich. Fulgence sitzt wieder am Ruder, auf immer und ewig.«

»Nehmen wir mal an, daß er der Quebec-Mission gefolgt wäre.«

»Ein Hundertjähriger?«

»Ich sagte ›Nehmen wir an‹. Mir ist ein Hundertjähriger lieber als ein Toter. Wenn dem so wäre, ist es ihm mißlungen, Sie zu Fall zu bringen.«

»Mißlungen? Ich klemme mit drei Vierteln meines Körpers in seiner Falle und habe fünf Wochen Freiheit.«

»Was sehr viel bedeuten kann. Immerhin sind Sie noch nicht im Knast und laufen frei herum. Er sitzt am Ruder, gut, aber im Sturm.«

»Wenn ich er wäre, Retancourt, würde ich mir diesen verfluchten Bullen so schnell wie möglich vom Halse schaffen.«

»Ich auch. Mir wäre es lieber, wenn ich Sie in Ihrer kugelsicheren Weste wüßte.«

»Er tötet mit dem Dreizack.«

»Nicht unbedingt auch Sie.«

Adamsberg dachte einen Augenblick nach.

»Weil er mich ohne Zeremoniell abknallen kann? Als wäre ich so was wie ein Sonderfall?«

»Eine Nebenfigur, ja. Denken Sie denn an eine abgeschlossene Serie? Nicht an eine zwanghafte Mordfolge?«

»Ich habe oft darüber nachgedacht und oft geschwankt. Ein Mordzwang folgt kürzeren Abständen als denen des Richters, bei dem zwischen den einzelnen Verbrechen Pausen von mehreren Jahren liegen. Und bei einem Zwangstäter beschleunigt sich das Ganze irgendwann, die Morde rücken zeitlich immer dichter zusammen. Das ist beim Dreizack nicht der Fall. Seine Morde sind regelmäßig, geplant, sie geschehen in größeren Abständen. Wie das geduldige Werk eines ganzen Lebens, ohne Hast.«

»Oder ein Werk, das er absichtlich in die Länge zieht, wenn sein Leben sich nach diesem Motiv richtet. Schiltigheim war vielleicht sein letzter Akt. Oder der Pfad in Hull.«

Adamsbergs Gesicht veränderte sich, ein jäher Stich der Verzweiflung, wie jedesmal, wenn er an das Verbrechen am Ottawa River zurückdachte. An seine bis unter die Nägel blutverschmierten Hände. Er stellte seine Tasse ab und setzte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen ans Kopfende des Bettes.

»Was nicht gerade zu meinen Gunsten spricht«, sagte er, indem er seine Hände betrachtete, »das ist die eventuelle Reise dieses Hundertjährigen nach Quebec. Nach Schiltigheim hatte er doch alle Zeit der Welt, um die Falle, in die ich tappen sollte, vorzubereiten. Da kam es doch nicht auf drei Tage an, nicht wahr? Kein Grund, sich in aller Eile über den Ozean zu begeben.«

»Im Gegenteil, eine ideale Möglichkeit«, wandte Retancourt ein. »Die Mordpraxis des Richters paßt nämlich nicht in eine Stadt. Sein Opfer umbringen, es verstecken, einen Sündenbock an den Ort bringen, all das läßt sich in Paris nicht machen. Er hat für seine Taten immer eine ländliche Umgebung gewählt. Kanada bot ihm eine seltene Gelegenheit.«

»Möglich«, sagte Adamsberg, den Blick noch immer auf seine Hände gerichtet.

»Und noch etwas anderes. Die Deterritorialisierung.«

Adamsberg sah seinen Lieutenant an.

»Nun, nennen wir es das Verlassen des Territoriums. Damit verschwinden auch Anhaltspunkte, Gewohnheiten, Reflexe, und herkömmliche Strukturen lösen sich auf. In Paris wäre es doch so gut wie unmöglich gewesen, jemandem weiszumachen, daß ein Kommissar nach seinem gewohnten Weggang aus dem Büro mitten auf der Straße plötzlich von einer mörderischen Raserei erfaßt wird.«

»Neue Umgebung gleich verändertes Wesen und veränderte Handlungsweisen«, bestätigte Adamsberg ziemlich niedergeschlagen.

»In Paris hätte sich niemand Sie als Mörder vorstellen können. Aber dort schon. Der Richter hat die Gelegenheit beim Schopfe gepackt, und es hat funktioniert. Sie haben es in der Akte der GRC gelesen: ›Freisetzung aller Triebe‹. Ein hervorragender Plan, unter der Bedingung allerdings, Sie allein im Wald anzutreffen und in die Falle locken zu können.«

»Er kannte mich sehr gut, von Kindheit an bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr. Er konnte also wissen, daß ich nachts spaziergehen würde. Alles ist möglich, aber nichts beweist es. Außerdem hätte jemand ihn von der Reise informieren müssen. Doch an diesen Maulwurf, Lieutenant, glaube ich nicht mehr.«

Retancourt knickte ihre Finger ein und starrte auf ihre kurzen Nägel, als studiere sie einen geheimen Notizblock.

»Ich gebe zu, daß ich damit nicht weitergekommen bin«, sagte sie verärgert. »Ich habe mit jedem gesprochen, bin unsichtbar von Raum zu Raum geschlichen. Doch keiner scheint die Idee zu ertragen, daß Sie dieses Mädchen umgebracht haben könnten. In der Brigade herrscht besorgte, angespannte Stimmung, man spricht nur gedämpft, als wäre alle Aktivität der Mannschaft vorübergehend in Warteposition erstarrt. Glücklicherweise macht Danglard seine Vertretungssache sehr gut und bewahrt Ruhe. Sie zweifeln doch nicht mehr an ihm?«

»Im Gegenteil.«

»Ich gehe jetzt, Kommissar«, sagte Retancourt und packte ihre Thermosflasche wieder ein. »Der Wagen fährt um achtzehn Uhr. Ich werde Ihnen die Weste vorbeibringen lassen.«

»Ich brauche keine.«

»Ich werde sie Ihnen vorbeibringen lassen.«

»Großer Gott«, sagte Brézillon, von seiner Friedhofsexkursion noch ziemlich erregt, als sie wieder im Wagen nach Paris saßen. »Achtzig Kilo Sand. Er hatte recht, verdammt.«

»Das kommt häufig bei ihm vor«, kommentierte Mordent.

»Das ändert alles«, fuhr Brézillon fort. »Adamsbergs Anklage wird stichhaltig. Ein Kerl, der seinen Tod vortäuscht, ist kein Unschuldslamm. Der Alte sitzt noch immer am Drücker und hat zwölf Morde auf seinem Konto.«

»Wobei er die drei letzten im Alter von dreiundneunzig, fünfundneunzig und neunundneunzig Jahren begangen hätte«, präzisierte Danglard. »Scheint Ihnen das vorstellbar, Monsieur le Divisionnaire? Ein uralter Mann, der eine junge Frau samt ihrem Fahrrad übers Feld schleppt?«

»Das ist unbestreitbar ein Problem. Aber Adamsberg hat richtig gesehen, was den Tod von Fulgence angeht, das läßt sich nicht leugnen, die Tatsachen sind da. Halten Sie nicht mehr zu ihm, Capitaine?«

»Ich denke nur über Tatsachen und Wahrscheinlichkeiten nach.«

Danglard zog sich in den hinteren Teil des Wagens zurück, verstummte und ließ seine verwirrten Kollegen über die Auferstehung des alten Juristen diskutieren. Ja, Adamsberg hatte recht gehabt. Und das machte die Sache um so schwieriger. Als er zu Hause war, wartete er, bis die Kinder eingeschlafen waren, um mit Quebec zu telefonieren. Dort war es erst sechs Uhr abends.

»Kommst du voran?« fragte er seinen Kollegen in Quebec.

Voller Ungeduld hörte er den Erklärungen seines Gesprächspartners zu.

»Wir müssen das Ganze beschleunigen«, unterbrach Danglard.
»Hier bei uns wendet sich das Blatt. Die Exhumierung hat stattgefunden. Keine Leiche, sondern ein Sandsack ... Ja, genau ... Und unser Divisionnaire scheint daran zu glauben. Aber noch ist nichts bewiesen, verstehst du? Mach, so schnell du kannst, und gib dein Bestes. Sonst kommt er womöglich noch ungeschoren davon.«

Adamsberg hatte allein in dem kleinen Restaurant in Richelieu zu Abend gegessen, in dieser so einzigartigen behaglichen und melancholischen Stille eines Provinzhotels außerhalb der Saison. Kein Vergleich zu dem Lärm in den *Schwarzen Wassern von Dublin*. Um neun Uhr lag die Stadt des Kardinals wie ausgestorben. Gleich darauf war er auf sein Zimmer gegangen, und auf dem rosafarbenen Bettüberwurf ausgestreckt, die Hände unter dem Nacken verschränkt, versuchte er, seinen Gedanken mal nicht freien Lauf zu lassen, sondern sie getrennt voneinander auf Plättchen zu verteilen, zwei Millimeter Durchmesser, jeden in seine Wabenzelle. Hier der Treibsand, in dem der Richter weggesunken war, um aus der Welt der Lebenden zu verschwinden. Da die dreizinkige Bedrohung, die über ihm schwebte. Und die Entscheidung für Quebec als Ort der Ausführung.

Aber Danglards Einwand wog schwer auf der anderen Seite der Waage. Er konnte sich kaum vorstellen, wie der Hundertjährige Elisabeth Winds Leiche querfeldein schleppte. Das junge Mädchen war nicht zart, auch wenn ihr Name an die Leichtigkeit der Luft erinnerte. Adamberg blinzelte.

Genau das hatte Raphaël immer von seiner Freundin Lise gesagt: leicht und leidenschaftlich wie der Wind. Weil sie so hieß wie der heiße Wind im Südosten, der Autan. Zwei Windnamen, Wind und Autan. Er richtete sich auf einem Ellbogen auf und ging leise die Nachnamen der anderen Opfer in ihrer chronologischen Reihenfolge durch. Espir, Lefebure,

Ventou, Soubise, Lentretien, Mestre, Lessard, Matère, Brasillier, Fèvre.

Ventou und Soubise fielen auf, die ließen sich Wind und Autan zuordnen. Vier Namen, die an Winde erinnerten. Adamsberg schaltete die Deckenlampe ein, setzte sich an den kleinen Tisch im Zimmer und stellte eine Liste aller Opfer auf, wobei er nach Kombinationen und Zusammenhängen zwischen den zwölf Namen suchte. Doch außer den vier Winden fand er keine weitere Verbindung.

Der Wind, die Luft. Eins der vier Elemente, neben dem Feuer, der Erde und dem Wasser. Der Richter konnte durchaus versucht haben, eine Art Kosmogonie zusammenzustellen, die ihn zum Herrscher über die vier Elemente machte. Zu einem Gott, wie Neptun mit seinem Dreizack oder Jupiter mit seinem Blitz. Stirnrunzelnd ging er noch einmal seine Liste durch. Nur Brasillier konnte ans Feuer erinnern, darin steckte *brasier*, die Glut. Was die übrigen betraf, hatten sie nichts mit Flammen, mit der Erde oder dem Wasser zu tun. Müde schob er sein Blatt weg. Ein Greis, der sich einfach nicht fassen ließ und der hartnäckig der Logik einer unverständlichen Serie folgte. Er dachte wieder an den Hundertjährigen in seiner Kindheit, den alten Hubert, der kaum mehr imstande war, sich von der Stelle zu bewegen. Er wohnte ganz oben im Dorf und brüllte abends aus seinem Fenster, sobald er eine Krötenexplosion hörte. Fünfzehn Jahre früher wäre er noch hinuntergestiegen und hätte ihnen eine Tracht Prügel verpaßt. *Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab.*

Diesmal richtete sich Adamsberg vollends auf, die Hände auf dem Tisch. Auch die anderen anhören, hatte Retancourt gesagt. Und Doktor Courtin hatte sich sehr bestimmt geäußert. Er durfte seine Meinung, seine Professionalität nicht außer acht lassen, nur weil seine ärztliche Sicht sich nicht mit den eigenen Beobachtungen deckte. *Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab.* Der Richter war neunundneunzig Jahre alt, weil er 1904 geboren war. Doch was scherte den Teufel ein Personenstand?

Adamsberg lief eine Weile im Zimmer umher, griff dann seine Jacke und ging in die Nacht hinaus. Nachdem er durch die geraden kleinen Straßen des Städtchens gelaufen war, kam er an einen Park und sah im Dunkeln undeutlich die Statue des Kardinals. Gerissener Staatschef, der auch vor Betrügereien nicht zurückgeschreckt war. Adamsberg hockte sich neben die Statue, das Kinn auf den Knien. *Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab.* Nehmen wir mal an. Geboren im Jahre 1919 und nicht 1904. Bei Eintritt in den Ruhestand fünfzig Jahre alt und nicht fünfundsechzig. Und heute vierundachtzig und nicht neunundneunzig. In diesem Alter kletterte der alte Hubert zum Beschneiden noch in den Bäumen herum. Ja, der Richter hatte für sein Alter stets jünger ausgesehen, sogar mit seinem weißen Haar. Zwanzig zu Beginn des Krieges und nicht fünfunddreißig, wiederholte er für sich, indem er an seinen Fingern abzählte. Fünfundzwanzig im Jahr 1944 und nicht vierzig. Warum 1944? Adamsberg sah hinauf zum Bronzegesicht des Kardinals, als erwarte er von ihm eine Antwort. Das weißt du ganz genau, junger Mann, schien ihm der Mann in Rot zuzuraunen. Natürlich wußte er es, der junge Mann.

1944. Ein Mord durch drei Einstiche in gerader Linie, den er allerdings wieder von seiner Liste gestrichen hatte, weil der Schuldige viel zu jung gewesen war, fünfundzwanzig anstatt vierzig Jahre alt. Adamsberg lehnte die Stirn auf seine Knie, um sich zu konzentrieren. Ein feiner Nieselregen hüllte ihn in seinen Dunst. Er wartete geduldig, daß die alten Fakten aus dem Nebel hervortraten. Oder der namenlose Fisch aus dem historischen Schlamm des Pinksees auftauchte. Es ging um eine Frau. Sie war durch drei Stiche ermordet worden. Auch eine Geschichte mit einem Ertrunkenen spielte eine Rolle in dem Drama. Wann? Vor dem Mord? Danach? Wo? In einem Sumpf? Einer Saline? Einem Teich? In den Landes? Nein, in der Region Sologne. Ein Mann war in einem Teich der Sologne ertrunken. Der Vater.

Und nach seiner Beerdigung war diese Frau ermordet worden. Wie aus großer Ferne sah er ein paar verschwommene Fotos in einer alten Zeitung vor sich. Wahrscheinlich der Vater und die Mutter, darüber irgendeine Schlagzeile. Ein Ereignis, das so schockierend gewesen war, daß man eine ganze Seite dafür hergegeben hatte, in einer Zeit, wo das fieberhafte Warten auf die Landung der Alliierten solche vermischten Fakten normalerweise in die Lokalnachrichten verbannte. Adamsberg, den Kopf noch immer zwischen den Knien vergraben, ballte die Fäuste auf der Suche nach dieser Schlagzeile.

Tragischer Muttermord in der Sologne. So lautete die Schlagzeile des Artikels. Getreu seiner instinktiven Gewohnheit, bewegte sich Adamsberg keinen Zollbreit von der Stelle. Jedesmal, wenn das Bruchstück eines Gedankens unsicher in ihm aufzusteigen begann, regte er sich nicht mehr, aus Furcht, ihn zu verscheuchen, wie ein Angler, wenn die Leine zuckt. Er warf sich erst auf ihn, wenn er ihn wirklich vom Kopf bis zum Schwanz ans Ufer gezogen hatte. Von der Beerdigung zurück, hatte der einzige Sohn des Ehepaars, fünfundzwanzig Jahre alt, seine Mutter ermordet und die Flucht ergriffen. Es hatte einen Zeugen gegeben, irgendeine Hausangestellte, die der junge Mann in seiner Aufregung umgerannt hatte. War er in der Folge festgenommen worden? Oder hatte er sich in den Wirren nach der Landung der Alliierten und der Befreiung aus dem Staub gemacht? Adamsberg wußte es nicht, er hatte den Fall nicht weiterverfolgt, da der Schuldige viel zu jung gewesen war, um Fulgence zu sein. *Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab.* Ein Schuldiger, der demnach Fulgence gewesen sein konnte. Ein Muttermord. Mit dem Dreizack ausgeführt. Die Worte von Commandant Mordent kamen ihm blitzartig in den Sinn. *Seine Ursünde, sein erster Mord. Eben solche Sachen, durch die Gespenster entstehen.*

Adamsberg hob das Gesicht im Regen und biß sich auf die Lippen. Er hatte alle Verstecke des Gespenstes verriegelt, er hatte das Phantom gezwungen, wieder Gestalt anzunehmen. Und nun hatte er soeben an sein Urverbrechen gerührt. Er wählte Josettes Nummer in der Nacht, krampfte sich an sein Telefon, in der Hoffnung, der Regen würde den ungeschützten Beinchen seines Apparates keinen Schaden zufügen.

Als er ihre Stimme hörte, hatte er den Eindruck, daß er mit großer Selbstverständlichkeit einen seiner tüchtigsten Kollegen anrief. Eine dürres altes Weiblein mit listiger Miene, das in Hausschuhen und mit Klunkern an den Ohren in verbotene Kanäle hinabstieg. Welche sie wohl an diesem Abend trug? Die mit den Perlen oder vielleicht die goldenen, in der Form eines Kleeblatts?

»Josette? Störe ich Sie?«

»Überhaupt nicht, ich bastle gerade an einem Safe in der Schweiz herum.«

»Josette, in dem Sarg war Sand. Und ich glaube, daß ich den Mord entdeckt habe, der am Anfang von allem steht.«

»Warten Sie, Kommissar, ich hole was zum Schreiben.«

Adamsberg hörte, wie im Hintergrund des Flurs Clémentines laute Stimme erscholl.

»Wenn ich dir doch sage, daß er kein Kommissar mehr ist!«

Josette antwortete ihrer Freundin und gab mit ein paar Worten die Geschichte mit dem Sand an sie weiter.

»Wie schön«, sagte Clémentine.

»Ich bin wieder da, ich bin bereit«, meldete sich Josette.

»Eine Mutter, die von ihrem Sohn umgebracht wurde, im Jahr 1944. Es war noch vor der Landung der Alliierten, ungefähr im März oder April. Es geschah in der Sologne, nach der Beerdigung des Vaters.«

»Und drei Löcher auf einer Linie?«

»Ja. Der junge Mörder, fünfundzwanzig Jahre alt, ist entwischt. Aber an den Namen der Familie kann ich mich nicht erinnern, auch nicht an den Ort.«

»Und es ist alt. Das muß ja in Stahlbeton versackt sein. Ich mache mich auf, Kommissar.«

»Wenn ich dir doch sage, daß er's nicht mehr ist«, sagte die Stimme im Hintergrund. »Es ist wirklich nicht zu glauben, meine Josette.«

»Josette, rufen Sie mich zu jeder Zeit an.«

Adamsberg brachte sein Mobiltelefon vor dem Regen in Sicherheit und ging langsam zum Hotel zurück. Jeder hatte zu dieser Geschichte etwas geäußert, etwas, das unter einem bestimmten Gesichtspunkt auch zutraf. Sanscartier, Mordent, Danglard, Retancourt, Raphaël, Clémentine. Vivaldi natürlich. Doktor Courtin und Pfarrer Grégoire. Josette. Sogar Kardinal Richelieu. Und vielleicht auch Trabelmann mit seinem verfluchten Münster.

Josette rief um zwei Uhr morgens zurück.

»Also«, verkündete sie wie gewohnt. »Ich mußte übers Nationalarchiv gehen und dann noch einmal auf die Dachböden der Polizei steigen. Beton, ich hatte es Ihnen ja gesagt.«

»Tut mir leid, Josette.«

»Macht nichts, im Gegenteil. Clémie hat mir eine Schale Kaffee mit Armagnac und warme Brötchen zubereitet. Sie hat mich umsorgt wie einen U-Boot-Matrosen, der seinen Torpedo vorbereitet. Am 12. März 1944 fand in dem Dorf Collery im Département Loiret die Beisetzung von Gérard Guillaumond statt, verstorben im Alter von einundsechzig Jahren.«

»In einem Teich ertrunken?«

»So ist es. Ob Unfall oder Selbstmord, hat man nie erfahren. Sein altersschwacher Kahn ist mitten auf dem See gesunken.

Nach der Beerdigung, als alle Trauergäste aus dem Haus waren, hat der Sohn, Roland Guillaumond, seine eigene Mutter, Marie Guillaumond, umgebracht.«

»Ich erinnere mich an einen Zeugen, Josette.«

»Ja, die Köchin. Sie hat im oberen Stockwerk Geschrei gehört. Sie ist hinaufgestiegen, und da kam ihr der junge Mann auf der Treppe entgegengerannt und hat sie umgerempelt. Er kam aus dem Zimmer seiner Mutter. Die Köchin fand ihre Hausherrin bereits tot vor. Es war niemand sonst im Haus. Es hat nie irgendeinen Zweifel an der Identität des Mörders gegeben.«

»Hat man ihn verhaftet?« fragte Adamsberg ängstlich.

»Nie. Man nimmt an, daß er im Maquis untergetaucht und dort womöglich ums Leben gekommen ist.«

»Haben Sie Fotos von ihm gefunden? In der Presse?«

»Nein, kein einziges. Es war Krieg, Sie verstehen. Die Köchin ist inzwischen tot, ich hab's im Personenstandsregister überprüft. Kommissar, sollte dieser Mörder etwa unser Richter sein? 1944 war er vierzig Jahre alt.«

»Ziehen Sie fünfzehn Jahre ab, Josette.«

Gardinen wurden vorsichtig beiseite geschoben, als der Fremde vorbeiging. Adamsberg lief unschlüssig durch die engen Straßen von Collery. Der Mord hatte vor neunundfünfzig Jahren stattgefunden, und er würde hier ein lebendes Gedächtnis finden müssen. Der kleine Marktflecken roch nach feuchtem Laub, und der Wind trug den modrigen Geruch von den grünen Oberflächen der Sologne-Teiche herüber. Kein Vergleich mit der majestätischen Ordnung von Richelieu. Ein ländlicher Ort mit unregelmäßig gebauten Häusern, dicht an dicht.

Ein Kind zeigte ihm, wo auf dem Marktplatz der Bürgermeister wohnte. Er stellte sich mit seinem Denis-Lamproie-Ausweis vor, auf der Suche nach dem ehemaligen Wohnsitz der Guillaumonds. Der Bürgermeister war zu jung, um die Familie gekannt zu haben, doch alle hier wußten von dem Drama in Collery.

In der Sologne wie auch anderswo war es kaum möglich, jemandem auf der Türschwelle eine Auskunft abzuverlangen. Die leichtfertige Eile von Paris ziemte sich hier nicht. Schließlich saß Adamsberg, die Ellbogen auf einer Wachstuchdecke, um fünf Uhr nachmittags vor einem kleinen Glas Schnaps. Hier störte sich niemand daran, wenn einer im Haus eine Kopfbedeckung trug. Auch der Bürgermeister hatte eine Mütze auf und seine Frau ein Tuch um.

»Normalerweise«, erklärte der Bürgermeister, pausbäckig und mit neugierigem Blick, »machen wir die Flasche nicht auf, bevor es sieben geschlagen hat. Aber, nun ja, der Besuch eines Kommissars aus Paris entschuldigt einiges. Hab ich nicht recht, Ghislaine?« fügte er hinzu, indem er sich, Absolution heischend, seiner Frau zuwandte.

Ghislaine, die an einer Ecke des Tisches Kartoffeln schälte, nickte gleichgültig, wobei sie mit einem Finger ihre dicke Brille hochschob, deren Gestell durch Heftpflaster zusammengehalten wurde. Man war nicht gerade reich in Collery. Adamsberg warf einen Blick auf sie, um zu sehen, ob sie wie Clémentine mit der Spitze ihres Messers die Augen des Gemüses heraushüpfen ließ. Ja, sie tat es. Das Gift muß raus.

»Der Fall Guillaumond«, sagte der Bürgermeister und drückte mit der flachen Hand den Korken in die Flasche, »Gott weiß, wieviel darüber gesprochen wurde. Ich war noch keine fünf Jahre alt, da erzählte man mir schon davon.«

»Kinder sollten solche Sachen nicht zu hören bekommen«, bemerkte Ghislaine.

»Das Haus stand danach immer leer. Niemand wollte es. Die Leute dachten, drinnen würde es spuken. Na ja, solchen Unsinn eben.«

»Natürlich«, murmelte Adamsberg.

»Schließlich hat man es abgerissen. Man sagte, dieser Roland Guillaumond sei nicht bei Verstand gewesen. Ob das wirklich stimmt, steht auf einem andern Blatt. Aber man muß ja wohl nicht bei Verstand sein, wenn man seine Mutter so aufspießt.«

»Aufspießt?«

»Wenn man jemanden mit einer dreizinkigen Forke umbringt, nenn ich das aufspießen, wie denn sonst. Hab ich nicht recht, Ghislaine? Eine Ladung Schrot abfeuern, den Nachbarn mit der Schaufel erschlagen, ich sag nicht, daß ich so was gutheiße, aber solche Sachen passieren eben, wenn einem das Blut kocht. Aber mit einem Dreizack, Entschuldigung, Kommissar, also das ist einfach barbarisch.«

»Und noch dazu die eigene Mutter«, sagte Ghislaine.

»Was suchen Sie denn in dieser alten Geschichte?«

»Roland Guillaumond.«

»Sie wissen ja sicher, was Sie damit anfangen wollen«, sagte der Bürgermeister. »Aber nach all der Zeit ist es ja sowieso verjährt.«

»Natürlich. Aber einer meiner Männer ist mit dem alten Guillaumond entfernt verwandt. Und das läßt ihm keine Ruhe. Eine etwas persönliche Ermittlung, wenn Sie so wollen.«

»Ach, wenn es persönlich ist, ist es natürlich was anderes«, sagte der Bürgermeister und hob seine rauen Hände, ein wenig wie Trabelmann, der vor den Kindheitserinnerungen respektvoll zurückgewichen war. »Ich gebe zu, es muß nicht gerade lustig sein, solch einen Mörder in seiner Verwandtschaft zu haben. Aber Roland, den werden Sie nicht finden. Er ist im Maquis umgekommen, nach allem, was man so gesagt hat. Weil, in der Ecke hat's damals überall gekracht.«

»Wissen Sie vielleicht, was sein Vater machte?«

»Er war Metallarbeiter. Ein anständiger Mann. Er hatte eine gute Partie gemacht mit diesem jungen Mädchen aus La Ferté-Saint-Aubin. Und das alles, um in einem Blutbad zu enden, wenn das kein Unglück ist. Hab ich nicht recht, Ghislaine?«

»Gibt es in Collery jemanden, der die Familie gekannt hat? Der mir etwas über sie erzählen könnte?«

»Da wäre André«, sagte der Bürgermeister, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte. »Er geht auf die Vierundachtzig zu. Als ganz junger Mensch hat er beim Vater Guillaumond gearbeitet.«

Der Bürgermeister sah auf die große Standuhr.

»Sie gehen besser dorthin, bevor er mit seinem Abendessen beginnt.«

Der Schnaps des Bürgermeisters brannte noch in seinem Magen, als Adamsberg bei André Barlut anklopfte. Der alte Mann, in einer Jacke aus Kordsamt und mit einer grauen Mütze auf dem

Kopf, blickte feindselig auf seinen Ausweis. Dann nahm er ihn zwischen seine krummen Finger und prüfte ihn, neugierig geworden, von beiden Seiten. Ein Dreitagebart, ein schwarzer, lebhafter Blick.

»Sagen wir, es handelt sich um etwas sehr Persönliches, Monsieur Barlut.«

Zwei Minuten später saß Adamsberg vor einem Glas Schnaps am Tisch und legte erneut seine Fragen dar.

»Normalerweise entkork ich die Flasche nicht vorm Abendläuten«, erklärte der Alte, ohne zu antworten. »Aber, nun ja, wenn man so hohen Besuch hat.«

»Man sagt, Sie seien das Gedächtnis des Ortes.«

André zwinkerte ihm zu.

»Wenn ich erzählen würde, was da alles drin ist«, sagte er und drückte seine Mütze auf dem Schädel platt, »das ergäbe ein ganzes Buch. Ein Buch über die menschliche Natur, Kommissar. Was sagen Sie zu diesem Rachenputzer? Nicht zu fruchtig, nein? Das schafft Ordnung im Kopf, glauben Sie mir.«

»Hervorragend«, bestätigte Adamsberg.

»Ich mach ihn selbst«, erklärte André stolz. »Das kann nicht schaden.«

Sechzig Prozent, schätzte Adamsberg. Die Flüssigkeit ätzte ihm den Zahnschmelz weg.

»Er war beinah zu anständig, der Vater Guillaumond. Er hatte mich als Lehrling angestellt, und wir zwei waren wirklich eine verdammt gute Mannschaft. Sie können mich André nennen.«

»Waren Sie auch Metallarbeiter?«

»Aber nein. Ich spreche von der Zeit, als Gérard bereits Gärtner war. Mit der Metallerei war für ihn schon lange Schluß. Seit dem Unfall. Krick, zwei Finger in der Schleifmaschine«, erklärte André mit einer bezeichnenden Geste und schlug sich auf die Hand.

»Wie das?«

»Wie ich's Ihnen sage. Die zwei Finger sind rein in die Maschine. Der Daumen und der kleine Finger. Da hatte er nur noch drei an der rechten Hand, so«, sagte André und streckte Adamsberg drei Finger seiner Hand entgegen.

»Da war die Metallerei zwangsläufig nicht mehr zu machen, er wurde Gärtner. Immerhin war er ja nicht einarmig. Er konnte von uns allen am besten mit dem Spaten umgehen, da kann ich wohl sagen.«

Adamsberg blickte fasziniert auf Andrés runzlige Hand. Drei ausgestreckte Finger. Die verstümmelte Hand des Vaters in Gestalt einer Forke, eines Dreizacks. Drei Finger, drei Krallen.

»Warum sagen Sie ›zu anständig‹, André?«

»Weil er's war. Herzensgut, half immer bei allem aus, hatte immer einen Witz parat. Das gleiche würde ich von seiner Frau nicht behaupten, und ich hatte auch immer meine eigene Meinung dazu.«

»Wozu?«

»Dazu, daß er ertrunken sein soll. Sie hat ihn verbraucht, diesen Mann. Sie hat ihn zermürbt. Und letzten Endes ist es egal, ob er nicht auf seinen Kahn aufgepaßt hat, der über Winter rissig geworden war, oder ob er sich hat untergehen lassen. Auf jeden Fall ist es ihre Schuld gewesen, daß er in dem Teich zugrunde gegangen ist.«

»Sie mochten sie wohl nicht?«

»Niemand mochte sie. Sie kam von der Apotheke in La Ferté-Saint-Aubin. Ordentliche Leute, ja. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Gérard zu heiraten, denn Gérard war seinerzeit ein sehr schöner Mann. Und dann hat sich das Blatt gewendet. Sie spielte die vornehme Dame und behandelte ihn von oben herab. Mit einem Metallarbeiter in Collery zu leben war nicht gut genug für sie. Sie sagte immer, daß sie unter ihrem Stand geheiratet hätte.

Und nach seinem Unfall wurde es noch schlimmer. Sie schämte sich für Gérard und scheute auch nicht davor zurück, es offen auszusprechen. Eine böse Frau, das ist alles.«

André hatte die Familie Guillaumond sehr gut gekannt. Als Junge war er mit dem kleinen Roland spielen gegangen, ein Einzelkind wie er, im selben Alter, das im Haus gegenüber wohnte. Er hatte ganze Nachmittage dort verbracht und war oft zum Abendessen geblieben. Und jeden Abend gab es nach dem Essen die obligatorische Partie Mah-Jongg. So hatte man es in der Apotheke in La Ferté getan, und die Mutter hielt diese Tradition aufrecht. Sie versäumte dabei keine Gelegenheit, Gérard zu demütigen. Denn Achtung, beim Mah-Jongg war's verboten zu schlinzen. Das heißt? hatte Adamsberg gefragt, der keine Ahnung von dem Spiel hatte. Das heißt, die einzelnen Gruppen von Spielsteinen miteinander zu vermischen, um schneller zu gewinnen, na, wie man Kreuz mit Karo mischt. Das tat man nicht, das war nicht schick. Schlinzen war was für Bauern. Er und Roland wagten nicht, ungehorsam zu sein, lieber verloren sie, als daß sie schlinzten. Aber dem Vater Gérard war es egal. Er zog mit seiner dreifingrigen Hand Spielsteine vom Stapel und witzelte herum. Und Marie Guillaumond sagte immerzu: Mein armer Gérard, eher bekommen die Hühner Zähne, als daß du eine reine Trumpfhand kriegst. Auf diese Weise demütigte sie ihn, wie gewöhnlich. Trumpfhand hieß, eine gutes Spiel zu machen, so wie wenn man ein Karo As aufdeckt. Wie viele Male hatte er diesen verfluchten Satz gehört, und in welchem Ton, Kommissar! Doch Gérard lachte nur darüber und bekam keine Trumpfhand. Sie übrigens auch nicht. Marie Guillaumond, stets in Weiß gekleidet, um auch ja jeden noch so kleinen Fleck auf ihren Kleidern sofort zu erkennen. Als wenn man sich in Collery um so was scheren würde. In den Küchen nannte man sie hinter ihrem Rücken »den weißen

Drachen«. Es stimmt wirklich, diese Frau hat ihn, den Gérard, kaputtgemacht.

»Und Roland?« fragte Adamsberg.

»Sie hat ihm was eingetrichtert, anders kann man's nicht sagen. Sie wollte, daß er Karriere macht in der Stadt, daß er Jemand wird. ›Du, mein Roland, wirst nicht so ein Versager wie dein Vater. Du wirst kein Nichtsnutz.‹ Na, und dann hat er sich auch bald für was Besseres gehalten, besser als wir anderen Jungs in Collery. Er spielte den Angeber und tat sehr vornehm. Aber im Grunde war's der weiße Drache, der nicht wollte nicht, daß er mit uns verkehrte. Wir wären nicht gut genug für ihn, sagte sie zu ihm. Und am Ende wurde Roland wirklich kein angenehmer Mensch wie sein Vater, nein. Er war ein Schweiger, stolz, und wehe dem, der Streit mit ihm suchte. Angriffslustig und böse wie ein Ganter.«

»Schlug er sich?«

»Er drohte. Offen gesagt, als wir noch keine fünfzehn waren, hatten wir manchmal Spaß daran, nahe beim Teich Frösche zu fangen, die wir dann mit einer Zigarette explodieren ließen. Ich behauptete nicht, daß so was sehr hübsch ist, aber wir hatten nicht viel Ablenkung in Collery.«

»Frösche oder Kröten?«

»Frösche. Grüne Laubfrösche. Wenn man ihnen eine Zigarette ins Maul steckt, fangen sie an einzuatmen, und ploff, explodieren sie. Das muß man gesehen haben, um es zu glauben.«

»Ich kann's mir vorstellen.«, sagte Adamsberg.

»Nun, wie oft kam der Roland mit seinem Messer an und, krack, schnitt er dem Frosch gleich den Kopf ab. Das Blut, das spritzte nach allen Seiten. Gut, letztlich, das gebe ich zu, lief's auf dasselbe hinaus. Will sagen, der Frosch war tot. Aber wir

fanden immer, daß die Art, wie man's macht, doch ein Unterschied wäre, und seine Art mochten wir nicht. Danach wischte er am Gras das Blut von der Klinge und ging. Als wollte er uns beweisen, daß er es immer noch ärger treiben konnte als wir.«

Während André sich randvoll nachschenkte, versuchte Adamsberg seinen Schnaps so langsam wie möglich zu trinken.

»Es gab nur einen Haken«, fügte André hinzu. »Und zwar verehrte Roland, so gehorsam, wie er auch sein mochte, seinen Vater, das kann ich wohl sagen. Er konnte es nicht ertragen, wie der weiße Drache ihn behandelte. Er sagte nichts, aber ich sah genau, daß er abends beim Mah-Jongg die Fäuste ballte, wenn sie ihre Sprüche abließ.«

»War er schön?«

»Wie ein Gott. Kein Mädchen in Collery, das ihn nicht angehimmelt hätte. Wir anderen sahen wie absolute Nichtse gegen ihn aus. Doch Roland schaute die Mädchen nicht an, man konnte meinen, er sei in dieser Hinsicht nicht normal. Danach ging er in die Stadt und studierte, der Herr. Er war enorm ehrgeizig.«

»Er studierte Jura.«

»Ja. Und dann geschah, was geschehen ist. Es konnte ja nichts Gutes herauskommen, bei all der Bosheit im Hause. Auf der Beerdigung des armen Gérard hat die Mutter nicht mal eine Träne vergossen. Ich hab immer gedacht, daß sie auf dem Rückweg wieder eine Gemeinheit von sich gegeben hat.«

»Zum Beispiel?«

»Irgendwas in ihrer Art. »Nun sind wir diesen Schafskopp endlich los.« Irgend so eine Niederträchtigkeit, die sie gewöhnlich sagte. Und nach all dem Kummer auf dem Begräbnis muß Roland aus der Haut gefahren sein. Ich verteidige ihn nicht, aber ich hab meine Meinung dazu. Er muß den Kopf verloren, sich das Werkzeug seines Vaters gegriffen

haben und ihr ins obere Stockwerk nachgelaufen sein. Und dann ist's passiert. Er hat den alten weißen Drachen umgebracht.«

»Mit dem Dreizack?«

»Das hat man zumindest angenommen, wegen der Wunde und weil das Werkzeug verschwunden war. Gérard hat im Haus unaufhörlich an seinem Dreizack herumgebastelt, hat ihn ins Feuer gelegt, die Spitzen geradegebogen und nachgeschliffen. Weil er sorgsam mit seinem Werkzeug umging. Einmal ist dem Dreizack bei der Arbeit an einem Stein eine Spitze abgebrochen. Glauben Sie, er hätte sich einen andern besorgt? Nein, er hat überm Feuer an seinem Werkzeug gebastelt und ein neues Eisen angeschweißt. Er kannte sich ja zwangsläufig aus mit der Metallerei. Außerdem hat er auch ständig kleine Bilder ins Holz vom Stiel geritzt. Daß er sich mit solchen Albernheiten vergnügte, hat die Marie ganz verrückt gemacht. Ich behauptete nicht, daß es Kunst war, aber es sah trotzdem sehr hübsch aus auf dem Stiel.«

»Was waren das für Zeichnungen?«

»Was man so in der Schule macht. Kleine Sterne, Sonnen oder Blumen. Nichts Bedeutendes, aber ich meine, Gérard hatte eine Veranlagung dazu. Etwas zu verschönern, das lag ihm. Und genauso machte er's auf dem Stiel seiner Hacke, seines Spatens und seiner Schaufel. Man konnte seine Werkzeuge nicht mit anderen verwechseln. Nach seinem Tod hab ich seinen Spaten als Erinnerung behalten. Jemand Anständigeren als ihn gab's nicht.«

Der alte André war aufgestanden und brachte einen Spaten an, der von den Jahren blankgescheuert war. Adamsberg betrachtete eingehend den abgeriebenen Stiel mit den Hunderten ins Holz geritzten Bildchen, die sich überlagerten und inzwischen wie mit einer Patina überzogen waren. In diesem abgenutzten Zustand erinnerte er beinahe an einen kleinen Totempfahl.

»Er ist wirklich sehr hübsch«, sagte Adamsberg aufrichtig, wobei er behutsam über den Stiel strich. »Ich verstehe, daß Sie daran hängen, André.«

»Wenn ich an ihn zurückdenke, schmerzt es mich. Immer ein gutes Wort für die anderen. Immer einen Scherz auf den Lippen. Aber sie, nein, niemand hat sie bedauert. Ich hab mich immer gefragt, ob nicht sie es getan hat. Und Roland es vielleicht wußte.«

»Was getan, André?«

»Den Kahn gespalten«, grummelte der alte Gärtner und drückte den Spatenstiel.

Der Bürgermeister hatte ihn mit dem Lieferwagen zum Bahnhof von Orléans zurückgebracht. Während er in der eisigen Halle saß und auf seinen Zug wartete, kaute Adamsberg ein Stück Brot, um den Schnaps aufzusaugen, der ihm noch immer im Magen brannte wie Andrés Worte im Kopf. Die Demütigung des Vaters mit seiner verkrüppelten Hand, dazu der kränkende Hochmut der Mutter. In diesem Schraubstock der Sohn, der zukünftige Richter, begierig darauf, die Schwäche des Vaters aufzuheben und sein Gebrechen in Stärke zu verwandeln. Indem er mit dem Dreizack tötet wie mit der mißgestalteten Hand, die nun zum Instrument der Allmacht geworden ist. Von der Mutter hatte Fulgence die Sucht zu herrschen und vom Vater die unerträgliche Demütigung des Schwachen bewahrt. Jeder Stoß mit dem mörderischen Dreizack gab Gérard Guillaumond, der besiegt im Schlamm des Teiches versunken war, seine Ehre und seinen Wert zurück. Es war sein letzter Scherz.

Und natürlich war es für den Mörder unmöglich, sich von dem verzierten Stiel des Werkzeugs zu trennen. Es war die Hand des Vaters, die zuschlagen mußte. Dennoch, warum hatte er nicht den Mutttermord bis in alle Ewigkeit wiederholt? Warum hatte er nicht mütterliche Bilder zerstört? Herrschsüchtige und

erdrückende Frauen in einem bestimmten Alter? Auf der blutigen Liste des Richters standen Männer ebenso wie Frauen, Halbwüchsige, Erwachsene und alte Leute. Und unter den Frauen, im Gegensatz zu Marie Guillaumond, ganz junge Mädchen. Ging es ihm darum, die ganze Welt zu beherrschen, indem er zufällig zuschlug? Adamsberg aß ein Stück Schwarzbrot und schüttelte den Kopf. Diese rasende Zerstörungswut hatte einen anderen Sinn. Sie war mehr als nur das Auslöschen der Demütigung, sie war das Ausweiten der eigenen Macht, genau wie die Wahl seiner Namen. Sie war eine Erhöhung, ein Bollwerk gegen jede Erniedrigung. Doch einen alten Mann zu pfählen, wie konnte das Fulgence eine solche Empfindung verschaffen?

Er verspürte eine unsägliche Lust, Trabelmann anzurufen und ihn zu provozieren, indem er ihm mitteilte, daß er nach dem Ohr des Richters nun dessen gesamten Körper ans Licht gezogen habe und dabei sei, ins Innere seines Kopfes vorzudringen. Eines Kopfes, den er ihm - so hatte er es versprochen - auf seinen Dreizack gespießt bringen würde, um den hageren Vétilleux aus dem Kerker zu befreien. Als er wieder daran dachte, wie der Commandant mit ihm umgesprungen war, verspürte Adamsberg nicht übel Lust, ihn in ein Fenster hoch oben im Münster zu stopfen. Allerdings nur ein Drittel des Commandant, von der Brust an aufwärts. Aug in Auge mit dem Drachen, dem Ungeheuer von Loch Ness, dem Fisch aus dem Pinksee, den Kröten, der Lamprete und anderen Viechern, die das Juwel gotischer Baukunst in einen wahren Fischteich zu verwandeln begannen.

Aber ein Drittel des Commandant in ein gotisches Fenster zu stopfen würde seine Worte nicht vergessen machen. Wenn das so einfach wäre, würde jeder bei der erstbesten Kränkung seine Zuflucht darin suchen, und es bliebe kein einziges freies Fenster im ganzen Land mehr übrig, bis hin zur kleinsten Maueröffnung in einer Dorfkapelle. Nein, so einfach waren sie nicht zu

vergessen. Sicher weil Trabelmann nicht mal so weit von der Wahrheit entfernt war. Einer Wahrheit, der er sich ganz sacht zu nähern begann, dank Retancourts kräftigem Daumendruck in jenem Café am Châtelet. Und wenn der blonde Lieutenant einen mit dem Daumen anstieß, dann fuhr einem das wie die Spitze eines Schlagbohrers ins Hirn. Aber mit dem Ego hatte Trabelmann sich geirrt. Wahr und wahrhaftig. Denn manchmal gibt es eben sich und sich, dachte er, während er den Bahnsteig entlanglief. Sich und seinen Bruder. Es war ja möglich, warum nicht, daß der uneingeschränkte Schutz, den er Raphaël schuldig war, ihn auf der Umlaufbahn ziemlich weit weg von der Welt gehalten hatte, in großem Abstand zu den anderen jedenfalls, in einer Art Schwerelosigkeit. Und natürlich auch in Abstand zu den Frauen. Wenn er einen anderen Weg gegangen wäre, hätte er Raphaël aufgeben und ihn allein in seiner Höhle krepieren lassen müssen. Das war unmöglich, aber es verpflichtete ihn vielleicht auch dazu, sich von der Liebe fernzuhalten. Sie gar zu zerstören? Und bis zu welchem Punkt?

Er starrte auf den einfahrenden Zug. Düstere Frage, die ihn geradewegs wieder in das Grauen des Tragestellen-Pfades zurückführte. Und nichts bewies, daß der Dreizack tatsächlich dort gewesen war.

Als er in die Gasse hineinging, in der Clémentine wohnte, schnipste er mit den Fingern. Er durfte nicht vergessen, Danglard von der Sache mit den Laubfröschen im Teich von Collery zu erzählen. Er wäre sicher zufrieden, wenn er erfuhr, daß es auch mit Fröschen funktionierte. Ploff, und Explosion. Ein Ton, der sich ein klein wenig anders anhörte.

Doch war jetzt nicht der rechte Augenblick für Frösche. Kaum angekommen, erfuhr er durch einen Anruf von Retancourt von dem Mord an Michaël Sartonna, dem jungen Mann, der für die Reinigung in der Brigade verantwortlich war. Er machte dort stets von siebzehn bis einundzwanzig Uhr sauber. Nachdem man ihn zwei Tage lang nicht gesehen hatte, hatte man sich bei ihm zu Hause erkundigt. Durch zwei Kugeln aus einer Schalldämpferpistole in die Brust getötet, in der Nacht von Montag zu Dienstag.

»Raubmord, Lieutenant? Es schien mir immer, daß Michaël irgend etwas mit Dealern zu tun hatte?«

»Möglich, aber er war nicht reich. Mit Ausnahme einer hübschen Summe, die am 13. Oktober auf seinem Konto gutgeschrieben wurde, vier Tage nach der Information in den *Elsässer Neuesten Nachrichten*. Und zu Hause ein nagelneuer Laptop. Ich erinnere Sie daran, daß Michaël ganz plötzlich einen vierzehntägigen Urlaub eingereicht hatte, der sich mit dem Zeitraum der Quebec-Mission deckte.«

»Der Maulwurf, Retancourt? Wir hatten gesagt, es gäbe keinen Maulwurf mehr.«

»Wir kommen wieder darauf zurück. Michaël kann nach der Sache in Schiltigheim kontaktiert worden sein, um Erkundigungen einzuziehen und uns nach Quebec zu folgen. Auch, um in Ihre Wohnung einzudringen.«

»Und auf dem Pfad zu morden?«

»Warum nicht?«

»Das glaube ich nicht, Retancourt. Angenommen, ich hatte einen Begleiter, hätte der Richter eine so ausgeklügelte Rache

nie einem gemeinen Soldaten überlassen. Und auch einen Dreizack nicht, wie immer er ausgesehen haben mag.«

»Danglard glaubt es auch nicht.«

»Was aber die Pistole betrifft, sieht es nicht nach dem Richter aus.«

»Ich habe Ihnen meine Meinung dazu gesagt. Die Pistole ist gut genug für die Außenseiter, für die Morde nebenher. Für Michaël brauchte er keinen Dreizack. Ich nehme an, der junge Mann wird seinen Auftraggeber schlecht eingeschätzt haben, wahrscheinlich war er zu anspruchsvoll oder hat versucht, ihn zu erpressen. Oder der Richter hat ihn schlicht und einfach aus dem Weg geräumt.«

»Wenn er es denn war.«

»Sein Rechner ist untersucht worden. Die Festplatte ist leer oder, besser gesagt, gereinigt worden. Die Typen vom Labor nehmen sie morgen mit, um noch ein bißchen darin herumzukratzen.«

»Was wird aus seinem Hund?« fragte Adamsberg, überrascht, daß er sich Sorgen um das Schicksal von Michaëls großem Begleiter machte.

»Erschossen.«

»Retancourt, wenn Sie mir schon diese Weste zukommen lassen wollen, dann schicken Sie mir doch auch den Laptop mit. Ich hab einen erstklassigen Hacker hier in der Gegend.«

»Wie soll ich das Gerät denn entwenden? Sie sind nicht mehr Kommissar.«

»Ich entsinne mich«, sagte Adamsberg, der Clémentines Stimme schimpfen hörte. »Fragen Sie Danglard, überzeugen Sie ihn, Sie können so was. Seit der Exhumierung ist mir Brézillon durchaus wohlgesonnen, und das weiß er.«

»Ich werde tun, was ich kann. Aber im Moment unterstehen wir ihm.«

Josette stürzte sich mit Begeisterung auf Michaël Sartonnas Computer. Adamsberg hatte den Eindruck, er hätte ihr keine größere Freude machen können, als ihr dieses verdächtige Gerät zu überlassen, ein Traum für jede Hackerin. Der Computer war erst am späten Nachmittag in Clignancourt abgegeben worden, und Adamsberg hatte Danglard im Verdacht, daß er ihn zuvor von seinen eigenen Fachleuten hatte durchsehen lassen. Logisch, normal, er war jetzt Chef der Brigade. Bei der Lieferung hatte ihm der Bote eine Nachricht von Retancourt überreicht, die bestätigte, daß die Festplatte leer war, blankgescheuert wie ein Spülbecken. Was Josettes Lüsterheit nur noch steigerte.

Sie kämpfte lange damit, die aufeinanderfolgenden Riegel zu sprengen, die das gewaschene Gedächtnis des Geräts schützten, und bestätigte Adamsberg, daß der Kasten in der Tat untersucht worden war.

»Ihre Leute haben sich nicht mal die Mühe gemacht, ihre Spuren zu verwischen. Aber das ist nur natürlich, schließlich haben sie nichts Illegales getan.«

Der letzte Riegel ließ sich erst knacken mit dem umgekehrten Namen von Michaëls Hund, *ograc*. Es kam nicht selten vor, daß der junge Mann während seines abendlichen Dienstes sein Tier mitbrachte, ein großes Vieh, speichlig und harmlos wie eine Schnecke - daher auch sein Name, Cargo, von *escargot*, Schnecke -, dessen Leidenschaft es war, jedes Papier, das sich in seiner Reichweite fand, zu zerfetzen. Cargo war imstande, einen Bericht in eine Kleisterkugel zu verwandeln. Weshalb sich sein Name gut eignete als Paßwort für die rätselhaften Umwandlungen, die in den Computern vorgenommen wurden.

Aber als alle diese Sperren überwunden waren, stieß Josette auf die angekündigte Leere.

»Durchgespült, mit der Stahlbürste gescheuert«, sagte sie zu Adamsberg.

Klar. Wenn die klugen Fachleute aus dem Labor nichts gefunden hatten, gab es keinen Grund, weshalb Josette sie auf diesem Gebiet schlagen sollte. Die runzligen Hände der Hackerin legten sich hartnäckig auf die Tastatur zurück.

»Ich suche noch weiter«, sagte sie starrsinnig.

»Zwecklos, Josette. Die Jungs vom Labor haben ihn in alle Richtungen durchstöbert.«

Es war Zeit für den Portwein, und Clémentine rief Adamsberg zu seinem abendlichen Getränk, wie man einen Halbwüchsigen ermahnt, sich an die Hausaufgaben zu machen. Derzeit fügte Clémentine immer ein Eigelb hinzu, das sie in dem süßen Wein verrührte. Der Porto-Flip war noch stärkender.

»Sie ist hartnäckig«, erklärte Adamsberg Clémentine und nahm das Glas mit dem dicklichen Gemisch, an das er sich gewöhnt hatte.

»Wenn man sie so sieht, könnte man meinen, daß man sie mit einem Stups umschmeißen kann«, sagte Clémentine und stieß ihr Glas an das von Adamsberg.

»Kann man aber nicht.«

»Nein«, unterbrach Clémentine und stoppte Adamsberg, der sein Glas an die Lippen hob. »Beim Anstoßen muß man sich in die Augen sehen. Das hab ich schon mal gesagt. Und dann muß man sofort und ohne abzusetzen trinken. Sonst funktioniert es nicht.«

»Was funktioniert nicht?«

Clémentine schüttelte den Kopf, als wäre Adamsbergs Frage pure Dummheit.

»Wir fangen noch mal an«, sagte sie. »Sehen Sie mir genau in die Augen. Wovon sprach ich gerade?«

»Von Josette, von dem Stups.«

»Ja. Doch da darf man sich nicht täuschen. Denn im Innern meiner Josette steckt ein Kompaß, der immer nach Norden zeigt. Tausende und aber Tausende hat sie den Fetten geklaut. Und wird sobald nicht damit aufhören.«

Adamsberg brachte ein Glas mit der stärkenden Mixtur ins Arbeitszimmer.

»Man muß sich vorm Anstoßen genau in die Augen sehen«, erklärte er Josette. »Sonst funktioniert es nicht.«

Josette stieß mit ihrem Glas lächelnd und in aller Form an.

»Ich habe Bruchstücke von einer Zeile herausfischen können«, sagte sie mit ihrer piepsigen Stimme. »Es handelt sich um die versprengten Überreste einer Nachricht. Die Ihre Leute nicht gelesen haben«, fügte sie mit einem Fünkchen Stolz hinzu. »Es gibt Winkel, die die besten Spurensucher vergessen mit dem Läusekamm zu durchforsten.«

»Der schmale Spalt zwischen Wand und Waschbeckenfuß.«

»Zum Beispiel. Ich habe immer leidenschaftlich gern saubergemacht, und das störte meinen Reeder. Sehen Sie sich das an.«

Adamsberg trat an den Bildschirm und las eine unverständliche Reihe von Buchstaben, die die Katastrophe überstanden hatten: *dam rai ea aou emi ort oi eu il*.

Josette schien ihr Fund sehr zu befriedigen.

»Das ist alles, was übriggeblieben ist?« fragte Adamsberg enttäuscht.

»Weiter nichts, aber immerhin etwas«, sagte Josette noch immer fröhlich. »Denn diese Vokalgruppe *aou* kommt im

Französischen sehr selten vor: in *août*¹, *saoûl*², *yaourt*³ und *caoutchouc*⁴.«

»Und *raout*.«

»*Raout*?«

»Eine mondäne Feier, *Josette*.«

»Ach ja. Wir nannten so was Cocktailempfang, als ich noch auf großem Fuße lebte. Was fünf Wörter ergibt, die diese Vokale enthalten, und nur drei, wenn man die mit dem Accent *circonflexe* rausnimmt.«

»Ich weiß nicht, ob *Michaël* in Rechtschreibung besonders bewandert war.«

»Dann behalten wir eben *août* und *saoûl*. Es kann sich ja auch um einen Eigennamen handeln. Dann wäre da auch noch dieses *dam*, das äußerst interessant ist.«

»Das klassische Codewort, wenn man die Drehscheibe Amsterdam meint. *Michaël* hatte was mit Dealern zu tun, da bin ich fast sicher.«

»Das könnte passen. Mit diesem *ea* für *Deal*. Könnte man mit ›Kautschuk‹ vielleicht den Stoff meinen?«

»Als Codewort? Habe ich nie gehört, ist aber möglich. Die Substanz vom Cannabis, der ›Kautschuk‹, seltsam, aber warum nicht?«

»Was nach einer Dealernachricht aussähe. Nach allem, was davon noch übrig ist.«

Josette schrieb die einzelnen Buchstabenverbindungen auf ein Blatt, und sie arbeiteten eine Weile still nebeneinander.

»Ich weiß nicht, was ich mit dem *oi eu il* anfangen soll«, meinte *Josette* schließlich.

¹ (franz.) August

² besoffen

³ Joghurt

⁴ Kautschuk

»Poids neuf kilos¹?« schlug Adamsberg vor.

»Was so etwas ergäbe wie: Amsterdam - livraison - deal - caoutchouc - acheminé - transport - poids neuf kilos.²«

»Und kein Zusammenhang mit dem Dreizack«, sagte Adamsberg leise. »Michaël muß in einen Drogenhandel verstrickt gewesen sein, der eine Nummer zu groß für ihn war. Ein Fall für die Rauschgiftfahnder, aber nicht für uns, Josette.«

Josette trank vorsichtig ihren Porto-Flip, wobei der Ärger die Falten in ihrem kleinen Gesicht noch vervielfachte.

Retancourt hatte sich im Maulwurf geirrt, dachte Adamsberg, während er das Feuer schürte. Wie sagte man in Quebec noch für »schüren«? Ach ja. Angorkeln, das Feuer angorkeln. Die beiden Frauen waren bereits zu Bett gegangen, er aber konnte keinen Schlaf finden. Er gorkelte an. Er würde nie feststellen, wer dieser Maulwurf war, den es wahrscheinlich auch nie gegeben hatte. Nur der Wachmann aus dem Wohnblock, er allein hatte Laliberté informiert. Was die Hausdurchsuchung bei ihm betraf, so gründete sich dieser Verdacht auf nicht sehr viel. Ein Schlüssel, der um ein paar Zentimeter verlegt worden war, ohne irgendeine Gewißheit, und ein Karton, den Danglard glaubte anders eingeräumt zu haben. Das alles bedeutete so gut wie nichts. Er würde den unwahrscheinlichen Begleiter vom Tragestellen-Pfad nie finden. Selbst wenn er alle Verbrechen von Fulgence ans Tageslicht brächte, bliebe er doch sein Leben lang auf diesem grauvollen Pfad allein. Adamsberg fühlte, wie ein Faden nach dem anderen zerriß und er abgetrennt wurde von der Welt wie ein mörderischer Bär auf einem Stück Packeis, das sich vom Kontinent entfernte. Und der sich im Schutz von

¹ Gewicht: neun Kilo

² Amsterdam - Lieferung - Deal - Kautschuk - abgeschickt - Transport - Gewicht neun Kilo.

Clémentines Porto-Flips und der grauen Hausschuhe von Josette verkrochen hatte.

Er zog seine Jacke an, stülpte sich die Polarmütze über und ging lautlos in die Nacht hinaus. Die verfallenen Gassen von Clignancourt lagen leer und dunkel, da die Straßenbeleuchtung nicht funktionierte. Er bestieg Josettes altes Mofa, das in zwei verschiedenen Blautönen gespritzt war, und fünfundzwanzig Minuten später hielt er unter Camilles Fenster. Der Drang zu einem anderen Zufluchtsort, das Verlangen, und sei es nur, indem er das Haus ansah, ein wenig von der erfrischenden Luft zu atmen, die von Camille ausging oder aber in der Verbindung von Camille und ihm selbst entstand. Es braucht zwei Fenster, damit ein Luftzug entsteht, hätte Clémentine ihn belehrt. Es versetzte ihm einen Stich, als er zu der Fensterfront im siebten Stock aufsaß. Erleuchtet. Sie war also aus Montreal zurück. Es sei denn, sie hatte untervermietet. Oder aber, na klar, der fremde Vater bewegte sich dort oben wie ein Hauseigentümer. Mit seinen zwei Labradors, der eine geifernd unter der Spüle, der andere unter dem Synthesizer. Adamsberg betrachtete den provozierenden Lichtschein hinter der gläsernen Front und lauerte auf seinen Schatten. Die Eigenmächtigkeit, mit der ein Fremder von dieser Wohnung Besitz ergriff, drang wie ein Bohrer durch ihn hindurch und gab den Blick frei auf einen nackten Kerl, der mit festem Hintern und flachem Bauch dort oben herumschlenderte; und dieses Bild machte ihn fertig.

Aus dem kleinen Café im Parterre kamen ein stechender Geruch und dumpfer Lärm von krakeelenden Säufern. Genau wie in der *Schleuse*. Perfekt, sagte sich Adamsberg, während er das Mofa nervös an einen Pfahl anschloß. Ein gutes Glas Cognac, um diesen nackten Typen, der sich herausnahm, seine Labradors auf den Boden des Ateliers sabbern zu lassen, zu Brei zu zermalmen. Bei dem Kerl mit den Hunden würde er sich für dasselbe endgültige Verfahren entscheiden wie Cargo, Friede

seiner Asche: ihn in eine klebrige Löschpapierkugel verwandeln.

Zweites planvolles Besäufnis, seitdem er erwachsen war, sagte sich Adamsberg und stieß die dunstverhangene Tür auf. Vielleicht würde er an diesem Abend keine Mischungen versuchen. Oder besser doch. In fünf Wochen säße er in Brézillons Sessel fest und hätte das Gedächtnis, seinen Beruf, seinen Bruder und sein Mädchen aus dem Norden verloren, und die Freiheit dazu. Es war also kaum der rechte Augenblick, sich mit Fragen der Mischung aufzuhalten. Verfluchte Labradors, dachte er nach seinem ersten Cognac, er würde sie geradewegs in den vorderen Turm des Münsters einpassen, mit den Hinterpfoten in der Luft rudern. Wenn erst einmal alle Ausgänge des Juwels gotischer Baukunst von dieser wilden Menagerie verstopft wären, was würde dann wohl mit dem Bauwerk geschehen? Würde es am Ende ersticken? Langsam an Blausucht zugrunde gehen? Oder aber, paff, paff, paff, und Explosion? Und würde, fragte er sich beim zweiten Glas, das Münster danach einfach zusammenstürzen? Und was würde man mit all den Trümmern anfangen, ganz zu schweigen von den im Schutt gestrandeten Viechern? Ein erhebliches Problem für Straßburg.

Und ob er mit dem übrigen Getier die Fenster der GRC verschließen würde? So daß die Sauerstoffzufuhr blockiert wäre und die Luft mit den übelriechenden Ausdünstungen der Tiere geschwängert würde? Laliberté würde tot umfallen in seinem Büro. Sanscartier den Guten müßte man vor dem Ersticken retten, und auch Ginette mit ihrer Salbe. Aber hätte er auch genügend Tiere? Die Frage war von entscheidender Bedeutung, schließlich erforderte die Aktion große Viecher, und keine Schnecken oder Schmetterlinge. Er brauchte gutes, wenn möglich qualmendes Material wie Drachen. Aber Drachen schüttelte man nicht so einfach aus dem Ärmel, die verkrochen sich wie Feiglinge in unzugänglichen Höhlen.

Doch, natürlich, es gab eine ganze Ladung davon beim Mah-Jongg, dachte er und schlug mit der Faust auf den Tresen. Das einzige, was er von diesem chinesischen Spiel wußte, war, daß haufenweis Drachen, noch dazu in allen möglichen Farben, darin vorkamen. Er mußte nur wie der Vater Guillaumond mit drei Fingern darin herumwühlen und alle nötigen Reptilien in die Türen und Fenster stopfen, die Ritzen nicht zu vergessen. Rote für Straßburg und grüne für die GRC.

Adamsberg war nicht in der Lage, sein viertes Glas auszutrinken, und fand sich schwankend vor dem Mofa wieder. Unfähig, das Sicherheitsschloß zu öffnen, stieß er mit einem Ruck die Haustür auf und stieg, sich ans Treppengeländer klammernd, die sieben Stockwerke hinauf. Für einen kleinen Plausch mit dem fremden Vater, um ihm die Uhrzeit zu gongen, auf daß er sich verpißte. Und ihm seine beiden Köter zu klauen. Zu denen er auch noch die Dobermänner des Richters packen würde, das täte die klaffenden Löcher des Münsters wunderbar füllen. Aber nicht Cargo, nein, der ein sympathischer Sabberer und auf seiner Seite war, genau wie sein Mobil-Skarabäus. Ein perfekter Plan, sagte er sich und lehnte sich gegen Camilles Tür. Eine Flut von Gedanken hielt seinen Finger zurück, als er auf die Klingel drücken wollte. Ein Alarmsignal aus seinem Gedächtnis. Vorsicht. Er war sturzbetrunken gewesen, als er Noëlla massakriert hatte. Vorsicht, geh nicht hinein. Du weißt nicht mehr, wer du bist, du weißt nicht, was du tust. Ja, aber diese Labradors, verflucht noch mal, die brauchte er doch.

Camille öffnete, sehr überrascht, ihn auf ihrem Treppenabsatz vorzufinden.

»Bist du allein?« fragte Adamsberg mit schwerer Zunge.

Camille nickte.

»Ohne die Hunde?«

Die Wörter bildeten sich nur mit Mühe in seinem Mund. Geh nicht hinein, raunte ihm das Tosen des Ottawa River zu. Geh nicht hinein.

»Welche Hunde?« fragte Camille. »Aber du bist ja vollkommen blau, Jean-Baptiste. Du klingelst um Mitternacht und redest was von Hunden?«

»Ich rede vom Mah-Jongg. Laß mich rein.«

Unfähig, schnell genug zu reagieren, wich Camille vor Adamsberg zurück. Er setzte sich schwankend an die Bar in der Küche, auf der die Reste vom Abendessen herumstanden. Er spielte mit dem Glas, der Karaffe, der Gabel, deren spitze Enden er betastete. Camille, ratlos, hatte sich in die Mitte des Raums geflüchtet und saß im Schneidersitz auf ihrem Klavierhocker.

»Ich weiß, daß deine Großmutter ein Mah-Jongg hatte«, faselte Adamsberg weiter. »Sie wollte sicher nie, daß man schlinzte, was? *Wenn du schlinzt, wirst du aufgespießt!*«

Was für ein Jux, diese Esti von Großmutter.

Josette schlief schlecht und erwachte um ein Uhr morgens auf dem Höhepunkt eines Alptraums: Aus ihrem Drucker kam rotes Papier, das im Zimmer herumflog und sich über den Boden verteilte. Man konnte nichts darauf lesen, die Ergebnisse waren in der alles aufsaugenden Farbe ertränkt.

Lautlos stand sie auf und setzte sich in die Küche, wo sie sich einen Teller Kekse mit Ahornsirup nahm. Clémentine kam, in ihren großen Schlafrock gewickelt, dazu, wie ein Nachtwächter, der gerade seine Runde drehte.

»Ich wollte dich nicht aufwecken«, entschuldigte sich Josette.

»Dich piesackt doch irgendwas«, meinte Clémentine.

»Ich kann nicht schlafen. Ist schon gut, Clémie.«

»Plagt dich deine Maschine?«

»Ich nehme an, ja. In meinem Traum kamen nur unlesbare Blätter heraus.«

»Du wirst schon hinkommen, Josette. Ich vertrau dir.«

Wohin kommen? fragte sich Josette.

»Mir ist, als hätte ich von Blut geträumt, Clémie. Alle Blätter waren rot.«

»Tropfte denn Tinte aus der Maschine?«

»Nein. Nur von den Blättern.«

»Nun, dann war's auch kein Blut.«

»Ist er weggegangen?« fragte Josette, als sie das leere Sofa bemerkte.

»Anzunehmen. Irgendwas muß ihn gejackt haben, darauf hat man ja keinen Einfluß. Auch ihn plagt was. Iß schön und trink

danach, so schläfst du besser ein«, riet sie, während sie sich selbst eine Schale Milch warm machte.

Als sie die Keksdose wieder zugemacht hatte, fragte sich Josette, wohin sie denn nun gelangen sollte. Sie zog eine Strickjacke über ihren Schlafanzug und setzte sich nachdenklich vor den ausgeschalteten Computer. Daneben lag der Laptop von Michaël, nutzloser und provozierender Schrott. Zum richtigen Ergebnis gelangen, dachte Josette, zu dem, was ihr während des Alptraums entgangen war. Die unlesbaren Blätter zeigten doch, daß ihr bei der Entschlüsselung von Michaëls Buchstaben ein Fehler unterlaufen war. Ein grober, rot durchgestrichener Fehler.

Natürlich, schlußfolgerte sie und nahm noch einmal ihre Übersetzung des geretteten Satzes zur Hand. Es war grotesk, bei einer solchen Fülle von Details von einer Drogenlieferung auszugehen. An den Deal zu erinnern, den Stoff, das Gewicht und die Stadt, aus der er kam. Da konnte man ja gleich seinen Namen und die Adresse angeben! Michaëls auffallende Geschwätzigkeit ergab in einer Dealernachricht gar keinen Sinn. Sie hatte sich vollkommen geirrt, und ihre Klassenarbeit war mit einem Rotstift angestrichen worden.

Josette ging die Buchstabenfolge noch einmal geduldig durch. *dam rai ea aou emi ort oi eu il*. Sie probierte verschiedene Wörter und verschiedene Kombinationen aus, ohne Erfolg. Diese Verschlüsselung ärgerte sie. Clémentine kam hinzu und beugte sich mit ihrer Schale über ihre Schulter.

»Das also nagt an dir?« fragte sie.

»Ich habe mich geirrt, und jetzt versuche ich zu begreifen.«

»Nun, meine Josette, soll ich dir mal was sagen?«

»Bitte.«

»Das ist Chinesisch, dein Ding hier. Und Chinesisch verstehen nur die Chinesen, klarer Fall. Soll ich dir eine warme Milch machen?«

»Nein danke, Clémie. Ich will mich noch ein wenig hierauf konzentrieren.«

Clémentine schloß leise die Tür des Arbeitszimmers. Man durfte Josette nicht stören, wenn sie sich den Kopf zerbrach.

Josette nahm sich noch einmal jene Buchstabengruppe vor, die als einzige imstande war, ihr den Weg zu weisen, dieses *aou*, diese seltene Kombination von Vokalen. *Yaourt*, *raout*, *caoutchouc*. Clémentine hatte recht, das war Chinesisch.

Josette stieß jäh ihren Bleistift ins Blatt. Selbstverständlich, es war Chinesisch. Das Wort war kein französisches, es war Chinesisch, eine Fremdsprache. Aber für einen, der diese Sprache gebrauchte, ein klarer Fall. Ein klarer Wasserfall an einem Fluß, einem Indianerfluß. *Outaouais*¹, schrieb sie fieberhaft unter den Vokalhaufen. Diesmal verspürte sie in sich die glückselige Erleuchtung des Hackers, der den richtigen Schlüssel zum richtigen Riegel in der Hand hält. Und *dam* stand für Adamsberg, nicht für Amsterdam. Seltsam, dachte Josette, wie sehr allzu große Nähe das Offensichtliche verschleiern kann. Aber in ihrem Traum mit den roten Blättern, da hatte sie es gewußt. Nicht Blut, hatte Clémentine versichert. Natürlich. Sondern die roten Blätter Kanadas, die im Herbst auf die Wege fielen. Sich vor Anstrengung auf die Lippen beißend, schrieb Josette nach und nach die Wörter nieder, die sich endlich aus diesem Anfang ergaben und sich nun ganz leicht aneinanderfügten. »emi« für *chemin*². »eu il« für *jeune fille*³ und nicht für *neuf kilos*⁴.

¹ (franz.) Ottawa River

² Weg

³ junges Mädchen

⁴ neun Kilo

Zehn Minuten später betrachtete sie ihr Werk, entspannt und in der Gewißheit, daß sie nun wieder einschlafen würde: *Adamsberg - travail - Gatineau - Outaouais - chemin -portage - croise - jeune fille*¹ Sie ließ das Blatt auf ihren Schoß sinken.

Adamsberg hatte also doch einen Denunzianten im Schlepptau gehabt, Michaël Sartonna. Zwar bewies das nichts für den Mord, doch zumindest war sicher, daß der junge Mann seine Unternehmungen beobachtet hatte und informiert gewesen war über seine Begegnungen auf dem Tragestellen-Pfad. Und daß er seine Informationen weitergegeben hatte. Josette klemmte das Blatt unter ihre Tastatur und schlüpfte unter ihre Decken. Wenigstens war es kein Hackerfehler gewesen, sondern ein simpler Entschlüsselungsfehler.

¹ Adamsberg - arbeitet - Gatineau - Ottawa River - Tragestellen-Pfad - trifft - junges Mädchen.

»Dein Mah-Jongg«, wiederholte Adamsberg.

Camille zögerte und kam dann schließlich zu ihm in die Küche. Die Trunkenheit raubte Adamsbergs Stimme jeglichen Charme, machte sie gellender und brüchiger. Sie löste zwei Tabletten in einem Glas Wasser auf und reichte es ihm.

»Trink«, sagte sie.

»Ich brauche Drachen, verstehst du. Große Drachen«, erklärte Adamsberg, bevor er das Glas austrank.

»Sprich nicht so laut. Was willst du mit Drachen?«

»Ich muß ein paar Fenster verstopfen.«

»Gut«, sagte Camille nachgiebig. »Du wirst sie verstopfen.«

»Zusammen mit den Labradors von diesem Kerl.«

»Zusammen mit ihnen. Sprich nicht so laut.«

»Warum?«

Camille antwortete nicht, aber Adamsberg folgte ihrem flüchtigen Blick. Im Hintergrund des Raums erkannte er undeutlich ein winziges Bett.

»Ach, natürlich«, erklärte er, indem er den Finger hob.

»Das Kind. Bloß nicht das Kind aufwecken. Und auch nicht den Vater mit den Hunden.«

»Du weißt Bescheid?« fragte Camille in sachlichem Ton.

»Ich bin Bulle, ich weiß alles. Über Montreal, das Kind und den Vater mit den Hunden.«

»Das ist gut. Wie bist du hierhergekommen? Zu Fuß?«

»Mit dem Mofa.«

Scheiße, dachte Camille. Schwierig, ihn in diesem Zustand fahren zu lassen. Sie holte das alte Mah-Jongg-Spiel ihrer Großmutter hervor.

»Spiel«, sagte sie und stellte die Schachtel auf die Bar, »amüsier dich mit den Spielsteinen. Ich lese derweil.«

»Laß mich nicht allein. Ich weiß nicht mehr weiter, und ich habe ein Mädchen umgebracht. Erklär mir dieses Mah-Jongg, ich will die Drachen finden.«

Camille prüfte Adamsberg mit einem raschen Blick. Es schien, das einzige, was sie im Moment tun konnte, war, Jean-Baptistes Aufmerksamkeit auf diese Spielsteine zu lenken. Bis die Tabletten wirkten und er sich wieder auf den Weg machen konnte. Und ihm einen starken Kaffee zu kochen, damit er nicht noch kopfüber auf die Bar schlug.

»Wo sind die Drachen?«

»Es gibt drei Farbgruppen in dem Spiel«, erklärte Camille besänftigend, mit der Vorsicht jeder Frau, die auf der Straße von einem durchgeknallten Kerl angemacht wird. Geduldig reden und, sobald man kann, verschwinden. Ihn mit den Spielsteinen ihrer Großmutter beschäftigen. Sie reichte ihm eine Schale mit schwarzem Kaffee.

»Hier hast du die Gruppe der Kreise, hier die der Zahlen und dort die Bambusgruppe, durchnummeriert von eins bis neun. Verstehst du?«

»Und wozu braucht man die?«

»Zum Spielen. Und hier die Trumpfgruppen: Ost, West, Nord, Süd und deine Drachen.«

»Ah«, sagte Adamsberg zufrieden.

»Vier grüne Drachen«, sagte Camille und legte sie vor ihm zusammen, »vier rote Drachen und vier jungfräuliche. Insgesamt zwölf Drachen, genügt dir das?«

»Und das hier?« fragte Adamsberg und tippte unsicher auf einen reichverzierten Spielstein.

»Das ist eine Blume, davon gibt's acht. Das sind Trümpfe, die nicht zählen, ihr Wert liegt nur in der Schönheit der Geste.«

»Und was macht man mit dem ganzen Kram?«

»Man spielt«, wiederholte Camille geduldig. »Du mußt in dem Maße, wie du ziehst, drei Steine mit dem gleichen Motiv oder drei aufeinanderfolgende Zahlen kombinieren. Die Bild-Dreier sind mehr wert. Interessiert dich das immer noch?«

Adamsberg nickte teilnahmslos und trank seinen Kaffee.

»Du ziehst so lange Steine, bis du eine komplette Mah-Jongg-Hand zustande gebracht hast. Wenn möglich ohne zu schlinzen.«

»Wenn du schlinzt, wirst du aufgespießt, sagte meine Esti von Großmutter immer. ›Ich hab zu dem Deutschen gesagt, bleib, wo du bist, sonst wirst du aufgespießt.««

»Einverstanden. Jetzt weißt du, wie man spielt. Wenn dich das so sehr begeistert, überlaß ich dir die Spielanleitung.«

Camille setzte sich mit einem Buch in den hinteren Teil des Raums. Abwarten, bis es vorüber war. Adamsberg baute kleine Stapel aus den Spielsteinen, die zusammenstürzten; murmelnd begann er von neuem, wischte sich nur von Zeit zu Zeit über die Augen, als bereiteten ihm diese Geröllbrocken irgendeinen heftigen Kummer. Der Alkohol löste Emotionen in ihm aus und ließ ihn wirres Zeug reden, auf das Camille nur mit einer kleinen Handbewegung antwortete. Nach einer guten Stunde schloß sie ihr Buch.

»Wenn du dich jetzt besser fühlst, geh«, sagte sie.

»Zuerst will ich diesen Kerl mit den Hunden sehen«, erklärte Adamsberg und stand rasch auf.

»Gut. Wie gedenkst du dabei vorzugehen?«

»Ich werd ihn aus seinem Versteck treiben. Ein Kerl, der sich verbirgt und nicht den Mut hat, mir ins Gesicht zu sehen.«

»Das ist möglich.«

Adamsberg durchquerte wankenden Schrittes das Atelier und ging auf das Zimmer im Zwischengeschoß zu.

»Da oben ist er nicht«, sagte Camille und räumte die Spielsteine wieder ein. »Du kannst mir wirklich glauben.«

»Wo versteckt er sich?«

Camille breitete in einer Gebärde der Machtlosigkeit die Arme aus. »Nicht da«, sagte sie.

»Nicht da?«

»So ist es. Nicht da.«

»Ist er ausgegangen?«

»Er ist fort.«

»Er hat dich sitzenlassen?« schrie Adamsberg.

»Ja. Schrei nicht, und hör auf, nach ihm zu suchen.«

Adamsberg setzte sich auf die Sessellehne, ziemlich ernüchtert durch das Medikament und die Überraschung.

»Großer Gott, er hat dich sitzenlassen? Mit dem Kind?«

»Das kommt vor.«

Camille hatte die Teile des Mah-Jongg wieder in ihre Schachtel einsortiert.

»Scheiße«, sagte Adamsberg tonlos. »Du hast wirklich kein Glück.«

Camille zuckte mit den Achseln.

»Ich hätte nicht weggehen dürfen«, verkündete Adamsberg kopfschüttelnd. »Ich hätte dich beschützt, ich hätte mich ihm in den Weg gestellt«, sagte er und breitete die Arme aus, wobei er plötzlich an den Ringelgänseboß denken mußte.

»Kannst du dich jetzt wieder auf den Beinen halten?« fragte Camille sanft und sah auf.

»Natürlich kann ich.«

»Dann geh jetzt, Jean-Baptiste.«

Adamsberg, überrascht, daß er seine Lenkstange halbwegs gerade halten konnte, erreichte Clignancourt in der Nacht. Camilles Behandlung hatte ihm das Blut durchgewirbelt und den Schädel freigeblasen, er hatte weder Kopfschmerzen, noch verspürte er Lust zu schlafen. Er schlich in das dunkle Haus, legte ein Scheit ins Feuer und sah zu, wie es aufflammte. Das Wiedersehen mit Camille hatte ihn verstört. Er war von heut auf morgen weggegangen, und nun traf er sie in dieser unmöglichen Lage an, mit diesem idiotischen Kerl in Schlips und Kragen, der sich auf seinen gewichsten Schuhen und mit seinen beiden Kötern davongestohlen hatte. Sie hatte sich dem erstbesten Blödian in die Arme geworfen, der ihr vielleicht sonstwas erzählt hatte. Und das Ergebnis war da. Großer Gott, er hatte nicht mal daran gedacht, nach dem Geschlecht oder dem Namen des Kindes zu fragen. Er hatte überhaupt nicht daran gedacht. Er hatte Spielsteine gestapelt. Er hatte ihr was von Drachen und Mah-Jongg erzählt. Und warum wollte er diese Drachen denn unbedingt finden? Ach ja, wegen der Fenster.

Adamsberg schüttelte den Kopf. Diese Besäufnisse bekamen ihm nicht. Seit einem Jahr hatte er Camille nicht gesehen, und nun war er als versoffener Kerl bei ihr gelandet und hatte verlangt, sie solle das Mah-Jongg hervorholen, hatte verlangt, den fremden Vater zu sehen. Genau wie ein Ringelgänseboß. Den würde er auch noch erbarmungslos zum Verstopfen des Münsters benutzen, sollte er doch wie ein wehrloser Idiot oben im Glockenturm schnattern.

Er zog die Spielanleitung aus der Tasche und blätterte sie traurig durch. Es war eine schöne alte, schon vergilbte Spielanleitung aus der Zeit dieser Esti von Großmüttern. Kreise, Bambus, Zahlen, Winde und Drachen, diesmal erinnerte er sich

an alles. Er las sich langsam durch die Seiten, auf der Suche nach dieser Trumpfhand, von der die Mutter Guillaumond behauptet hatte, ihr Gatte sei unfähig, sie hinzubekommen. Er stoppte bei den *Besonderen Spielbildern*, die man nur sehr selten erreichte. Zum Beispiel die Grüne Hand, eine komplette Bambusreihe, verbunden mit drei grünen Drachen. Nur so, um zu spielen, sich zu zerstreuen. Er folgte mit dem Finger der Liste der Spielbilder und stoppte bei *Trumpfhand*: zusammengesetzt aus Drachen-Dreiern und Winden. Beispiel: drei Westwinde, drei Südwinde, drei rote Drachen, drei weiße Drachen und ein Paar Nordwinde. Höchstes Spielbild, fast unerreichbar. Der Vater Guillaumond hatte sich zu Recht nichts daraus gemacht. So wie er, Adamsberg, sich nichts aus dieser Spielanleitung machte, die er in der Hand hielt. Nicht dieses Papier hätte er gerne in Händen gehalten, sondern Camille, das war doch eine der Sachen in seinem Leben. Und die hatte er versaut. Wie er es auch auf diesem Pfad versaut hatte, wie er seine Jagd nach dem Richter versaut hatte, die in einer Sackgasse von Collery geendet war, bei den Ursprüngen des weißen mütterlichen Drachen.

Adamsberg erstarrte. Der weiße Drache. Camille hatte ihm nichts darüber erzählt. Er angelte sich die zu Boden gefallene Spielanleitung und schlug sie eilig auf. Trümpfe: grüne Drachen, rote Drachen und weiße Drachen. Die, die Camille *jungfräuliche* genannt hatte. Die vier Winde: Ost, West, Süd, Nord. Adamsberg drückte seine Hand auf das mürbe Papier. Die vier Winde: Soubise, Ventou, Autan und Wind. Und Brasillier: das Feuer, und folglich ein hervorragender roter Drache. Rasch schrieb er die Namen der zwölf Opfer des Dreizacks auf die Rückseite der Spielanleitung und fügte auch noch die Mutter hinzu, machte dreizehn. Die Mutter, der weiße Drache an allem Ursprung. Die Finger um den Bleistift gekrampft, versuchte Adamsberg, jene Spielsteine des Mah-Jongg herauszufinden, die den Namen auf der Liste des Richters entsprachen, seiner

Trumpfhand. Die dem Vater nie gelungen war und die nun Fulgence erbittert zusammenfügte, um ihm die höchste Ehre zu erweisen - mit einem Dreizack wie mit der Hand des Vaters, wenn er die Spielsteine vom Stapel zog. Fulgence zog seine Opfer mit seinen drei Eisenfingern. Und wieviel Spielsteine brauchte man, um die Hand zu bilden? Wieviel, großer Gott?

Mit feuchten Händen ging er noch einmal zum Anfang der Spielanleitung zurück: vierzehn Steine mußten zusammengefügt werden. Vierzehn. Es fehlte also nur noch ein einziger Stein, um die Serie des Richters zu vollenden.

Adamsberg las sich auf der Suche nach dem verborgenen Stein noch einmal die Namen und Vornamen der Opfer durch. Simone Matère. Mater für mütterlich, für die Mutter, also einen weißen Drachen. Jeanne Lessard, ein grüner Drache, wie Lézard, die Eidechse. Die anderen Namen sagten ihm nichts. Unmöglich, einen Sinn in ihnen zu entdecken, egal, ob Drache oder Wind. Er hatte keine Ahnung, was er mit Lentretien, mit Mestre oder Lefebure anfangen sollte. Aber er hatte schon vier Winde und drei Drachen, sieben von dreizehn Steinen, das konnte kein Zufall mehr sein.

Und, fiel ihm plötzlich ein, wenn er sich nicht irrte und der Richter tatsächlich versuchte, die vierzehn Steine der Trumpfhand zusammenzukriegen, dann konnte Raphaël Lise nicht umgebracht haben. Die Entscheidung für Lise Autan verwies auf die Hand des Dreizacks und entlastete die seines Bruders. Doch seine eigene nicht. Der Name Noëlla Cordel erinnerte an keinerlei Trumpfart. Die Blumen, entsann sich Adamsberg, Camille hatte irgendwas von Blumen erzählt. Er beugte sich über die Spielanleitung. Die Blumen, Extra-Trümpfe, die man zwar im Blatt behält, die aber bei der Bildung der Mah-Jongg-Hand keine Rolle spielen. Verzierungen, gewissermaßen Nebenspielsteine. Zusätzliche, durch das Gesetz des Mah-Jongg erlaubte Opfer, die man nicht notwendigerweise mit dem Dreizack durchbohren mußte.

Um acht Uhr morgens lauerte Adamsberg in einem Café darauf, daß die Stadtbibliothek öffnete, während er seine Uhren genauestens im Auge behielt, die Mah-Jongg-Spielanleitung repetierte und noch einmal die Namen der Opfer durchging. Gewiß hätte er auch Danglard anrufen können, doch sein Stellvertreter hätte sich angesichts dieser neuerlichen Verirrung sicher gesträubt. Erst hatte er ihm einen Untoten angedreht, dann einen Hundertjährigen und jetzt auch noch ein chinesisches Spiel. Aber ein chinesisches Spiel, das in Fulgences Kindheit sehr verbreitet gewesen war, selbst auf dem Lande und bei Camilles Großmutter.

Jetzt wußte er, warum er in seiner Trunkenheit so dringend dieses Spiel von Camille gefordert hatte. Er hatte bereits im Hotelzimmer in Richelieu an die vier Winde gedacht. Er hatte mit den Drachen schon früher zu tun gehabt. Er hatte das Spiel gekannt, das die Kindheitsabende des Richters so geprägt hatte, und auch diese Hand, die im Gegensatz zur verstümmelten Hand des Vaters stand.

Als die Bibliothek öffnete, lief er hinüber, und fünf Minuten später legte man ein dickes Herkunftswörterbuch für Namen und Nachnamen in Frankreich auf seinen Tisch. Mit derselben Spannung, mit der der Spieler würfelt und auf drei Sechsen hofft, faltete er seine Namensliste auseinander. Er hatte drei Tassen Kaffee getrunken, um seine durchwachte Nacht zu überstehen, und nun zitterten seine Hände wie die von Josette über dem Buch.

Er sah zunächst unter Brasillier nach: *abgeleitet von »brasier«, Glut, und »braise«, Kohle. Der Kohlenhändler.* Ausgezeichnet, das Feuer, ein roter Drache. Dann suchte er nach dem verborgenen Sinn von Jeanne Lessart: *Name einer Ortschaft, Essart, Essard, auch in der Bedeutung »lézard«, Eidechse.* Ein grüner Drache. Etwas unruhiger schon machte er sich an Espir, in der Hoffnung, ihn auf dem Umweg über *Respiration* den

Winden zuordnen zu können. Espir: *altfranzösisch »Hauch«*. Ein fünfter Wind, acht von dreizehn Steinen. Adamsberg fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, er hatte das beängstigende Gefühl, über riskante Hürden zu springen, die der Bauch des Pferdes nur streifen, an denen er aber auch aufreißen konnte.

Das Unklarste lag noch vor ihm. Jenes rätselhafte »Fèvre«, das ihn vielleicht von seinem Wolkenschauflegerüst stürzen ließe. Fèvre: *Schmied*. Eine heftige Enttäuschung zog ihm den Magen zusammen. Fèvre, ein einfacher, verfluchter Schmied. Adamsberg lehnte sich zurück und schloß die Lider. Konzentrier dich auf diesen Schmied mit seinen Hammer in der Hand. Schmiedete er gerade die Spitzen des Dreizacks? Er öffnete die Augen wieder. Aus dem Schulbuch, in dem er einige Wochen zuvor Neptuns Bild betrachtet hatte, stieg ihm Vulcanus entgegen, der Gott des Feuers, dargestellt in der Figur eines Handwerkers vor dem Schlund eines glühenden Ofens. Der Schmied, der Herrscher über das Feuer. Er holte tief Luft und schrieb neben »Fèvre« hastig seinen göttlichen Schmied, das heißt den zweiten roten Drachen. Und ging weiter zu Lefebure: *siehe Lefèvre, Fèvre*. Dasselbe also, und damit ein dritter roter Drache. Ein Bild-Dreier. Zehn von dreizehn Steinen.

Adamsberg ließ die Arme sinken und schloß einen Moment die Augen, bevor er die Hürden »Lentretien« und »Mestre« in Angriff nahm.

Lentretien: *Abwandlung von Lattelin, bedeutet soviel wie »Eidechse«*. Grüner Drache, trug er auf der gegenüberliegenden Seite ein, in einer durch die zunehmende Verkrampfung seiner Hand verzerrten Schrift. Bevor er sich an »Mestre« machte, streckte und bog er mehrmals seine Finger.

Mestre: *altprovenzalisch »moestre«, im Mittelmeerraum eine Form von Maître. Verkleinerungsformen Mestrel oder Mestral, Abwandlung von Mistral. Bezeichnete einst die dem Mistral, dem Meisterwind, ausgesetzte Nordseite. Der Meisterwind, schrieb er auf.*

Er legte seinen Stift hin und holte tief Luft, wobei er gleich mal einen ordentlichen Schub von diesem kalten, rauen Wind einsog, der soeben seine Liste beschlossen und die Glut seiner Wangen gelindert hatte. Rasch sortierte er seine Reihe: ein Dreier aus roten Drachen mit Lefebure, Fèvre und Brasillier, zwei Wind-Dreier mit Soubise, Ventou, Autan, Espir, Mestre und Wind, ein grünes Drachenpaar mit Lessart und Lentretien, und ein weißes Drachenpaar mit Matère und dem Muttermord. Machte dreizehn. Sieben Frauen, sechs Männer.

Fehlte noch der vierzehnte Stein, um *Die Trumpfhand* zu vollenden. Der entweder ein weißer oder ein grüner Drache wäre. Wahrscheinlich ein Mann, damit zwischen den beiden Geschlechtern, zwischen Vater und Mutter ein perfektes Gleichgewicht entstünde. Schweißnaß und wie gerädert brachte Adamsberg das kostbare Buch zur Bibliothekarin zurück. Nun hielt er das geheime Sesam-öffne-dich in der Hand, den Schlüssel, Blaubarts kleinen goldenen Schlüssel, der die Tür zum Totenzimmer öffnete.

Erschöpft kehrte er zu Clémentine zurück, von dem dringenden Verlangen erfüllt, diesen Schlüssel seinem Bruder über den Atlantik zuzuwerfen, ihm das Ende seines Alptraums zuzuschreien. Doch Josette ließ ihm dazu keine Zeit, sie mußte ihm sofort unterbreiten, was sie in der Nacht entschlüsselt hatte. *Adamsberg - arbeitet - Gatineau - Ottawa River - Tragestellen-Pfad - trifft - junges Mädchen.*

»Ich habe nicht geschlafen, Josette, ich bin nicht mehr in der Lage, das zu verstehen.«

»Die Buchstabenfolgen aus Michaëls Computer. Ich habe mich auf der ganzen Linie geirrt und noch einmal beim *aou* begonnen. Weder *yaourt* noch *caoutchouc*, sondern *Outaouais*. Und dabei kommt das hier heraus.«

Adamsberg konzentrierte sich auf Josettes zittrige Wörter.

»Tragestellen-Pfad«, murmelte er.

»Michaël hat damit schlicht und einfach einen Auftraggeber informiert. Sie waren nicht allein auf diesem Pfad. Jemand wußte davon.«

»Das ist nur eine Deutung, Josette.«

»Es gibt nicht Tausende von Wörtern, in denen genau diese Buchstaben stecken. Diesmal bin ich mir mit der Entschlüsselung ganz sicher.«

»Das ist beachtlich, Josette. Aber eine Deutung wird für die nie Beweiskraft haben, verstehen Sie? Ich habe zwar gerade meinen Bruder vom Abgrund zurückgerissen, doch ich selbst stecke noch immer drin, eingeklemmt unter riesigem Felsgestein.«

»Riegeln«, korrigierte Josette, »unter riesigen Riegeln.«

Raphaël Adamsberg fand die Nachricht am Freitagmorgen vor, sein Bruder hatte sie »Land in Sicht« genannt hatte, wie der Schrei der Matrosen, dachte Raphaël, der Schrei der Seefahrer, wenn sie die ersten nebligen Anzeichen eines Kontinents entdeckten. Er mußte die Botschaft mehrmals lesen, bis er es wagte, den Sinn dieses wirren, in großer Ungeduld und unter Müdigkeit geschriebenen Geflechts aus Drachen und Winden zu verstehen, in dem sich das Ohr des Richters mit Sand, mit Muttermord, mit Fulgences Alter, Guillaumonds Verstümmelung, dem Dorf Collery, dem Dreizack, dem Mah-Jongg und der Trumpphand vermischte. Jean-Baptiste hatte so schnell getippt, daß er Buchstaben und ganze Wörter übersprungen hatte. In einem Beben, das bis zu ihm herüberdrang, das von Bruder zu Bruder und von Ufer zu Ufer geeilt war und, von Welle zu Welle getragen, schließlich in seine Detrouiter Zuflucht geströmt war und das Netz aus Schattenorten ein für allemal zerrissen hatte, an denen er sein verborgenes Leben fristete. Er hatte Lise nicht umgebracht. Er blieb ausgestreckt auf seinem Stuhl sitzen, ließ seinen Körper an dieses sanfte Ufer treiben, unfähig, herauszufinden, durch welche seltsamen Gedankensprünge Jean-Baptiste den mörderischen Weg des Richters hatte ans Licht bringen können. Als Kinder hatten sie sich einmal so tief ins Gebirge hineingewagt, daß keiner von beiden mehr sagen konnte, wo das Dorf lag, oder auch nur einen Pfad erkannte. Da hatte Jean-Baptiste sich auf seine Schultern geschwungen. »Weine nicht«, hatte er gesagt.

»Wir werden versuchen herauszufinden, wo vor uns die Menschen langgegangen sind.« Und alle fünfhundert Meter

kletterte Jean-Baptiste auf seinen Rücken. »Da lang«, sagte er und stieg wieder herunter.

Das hatte Jean-Baptiste getan. Sich hochschwingen und Ausschau halten, wo der Dreizack entlanggegangen war, seine blutige Fährte aufspüren. Wie ein Hund, wie ein Gott, dachte Raphaël. Zum zweitenmal brachte Jean-Baptiste ihn ins Dorf zurück.

An diesem Abend war es Josette, die sich ums Feuer kümmerte. Adamsberg hatte Danglard und Retancourt angerufen und dann den ganzen Nachmittag geschlafen. Abends hatte er, noch dösig, seinen Platz vor dem Kamin eingenommen und schaute nun zu, wie die Hackerin gorkelte und mit einem kleinen zündelnden Ast spielte. Sie malte glühende Kreise und Achten ins Halbdunkel. Die orangefarbene Spitze kreiste zitternd, und Adamsberg fragte sich, ob die Rute, wie der Holzlöffel in der Kasserolle mit der Crème, die Macht hatte, die Klümpchen aufzulösen, all diese Klümpchen, die sich da noch dicht um ihn drängten. Josette hatte Turnschuhe angezogen, die er noch nie an ihr gesehen hatte, blau mit einem goldenen Streifen an der Seite. Wie die goldene Sichel im Sternenfeld, dachte er.

»Könnten Sie mir die Rute mal geben?« fragte er.

Adamsberg tauchte die Astspitze tief in die Glut und schwenkte sie dann in der Luft.

»Das ist hübsch«, sagte Josette.

»Ja.«

»Man kann keine Vierecke in die Luft malen. Nur Kreise.«

»Das ist nicht schlimm, Vierecke mag ich auch gar nicht so sehr.«

»Raphaëls Verbrechen war ein großer viereckiger Riegel«, sagte Josette versuchsweise.

»Ja.«

»Und heute ist er aufgesprungen.«

»Ja, Josette.«

Paff, paff, paff, und Explosion, dachte er.

»Aber ein anderer ist noch da«, fuhr er fort. »Und wir können nicht weiter gehen, als wir schon gegangen sind.«

»In den verborgenen Kanälen gibt es kein Ende, Kommissar. Sie sind so angelegt, daß man von einem Ort zum anderen gelangen kann. Alle sind miteinander verbunden, von Weg zu Weg, von Tür zu Tür.«

»Nicht immer, Josette. Vor uns liegt der undurchdringlichste aller Riegel.«

»Welcher?«

»Der meines erstarrten Gedächtnisses, dort am Grunde des Sees. Meine Erinnerung, die unter den Steinen verschüttet liegt, meine eigene Falle, mein Sturz auf dem Pfad. Den Riegel kann kein Hacker sprengen.«

»Riegel für Riegel und eins nach dem anderen, das ist die Methode des guten Hackers«, sagte Josette und schob die verstreute Glut in die Mitte der Feuerstelle zurück. »Man kann nicht Tür Nummer neun öffnen, bevor man nicht Nummer acht entriegelt hat. Verstehen Sie das, Kommissar?«

»Aber gewiß, Josette«, sagte Adamsberg freundlich.

Josette räumte weiter die brennenden Stückchen an das lodernde Scheit heran.

»Vor dem Riegel der Erinnerung«, fuhr sie fort und zeigte mit dem Ende der Feuerzange auf ein Kohlenstück, »liegt noch jener, wegen dem Sie sich in Hull und auch gestern abend betrunken haben.«

»Aber der ist gleichfalls durch eine unüberwindliche Schranke gesichert.«

Josette schüttelte störrisch den Kopf.

»Ich weiß, Josette«, seufzte Adamsberg, »daß Sie zur Entspannung sogar mal beim FBI eingedrungen sind. Aber die Riegel des Lebens kann man nicht knacken wie die in den Computern.«

»Da gibt's keinen Unterschied«, entgegnete Josette.

Er streckte seine Beine zum Kamin hin, während er den Ast langsam in der Luft kreisen und die Hitze der Flammen durch seine Schuhe kriechen ließ. Die Unschuld seines Bruders kehrte in einer langsamen Bumerangkurve zu ihm zurück, sie verrückte ihn von den gewohnten Markierungen, veränderte seinen Blickwinkel und eröffnete ihm verbotene Gegenden, in denen die Welt unmerklich ihr Gefüge zu verändern schien. Welches Gefüge, wußte er nicht genau. Er wußte nur, daß er zu anderen Zeiten, ja gestern noch, die Geschichte von Camille, dem Mädchen aus dem Norden, niemals einer gebrechlichen alten Hackerin in blaugoldenen Turnschuhen anvertraut hätte. Was er nun aber tat, von den Anfängen bis zu seinem Säufergespräch am gestrigen Abend.

»Sehen Sie«, meinte Adamsberg am Ende. »Da ist kein Durchkommen.«

»Dürfte ich die Rute wiederhaben?« fragte Josette schüchtern.

Adamsberg gab ihr den Zweig. Sie entfachte erneut seine Spitze im Feuer und fuhr mit ihren zitterigen Kreisen fort.

»Warum suchen Sie diesen Durchgang, wenn Sie ihn doch selbst versperrt haben?«

»Ich weiß nicht. Weil von dorthier wahrscheinlich Luft weht, und ohne Luft kommt's zum Erstickungstod oder zur Explosion. Wie beim Straßburger Münster mit seinen zugestopften Fenstern.«

»Ach ja?« wunderte sich Josette, in ihrer Bewegung kurz innehaltend. »Sie haben das Münster dichtgemacht? Wozu denn das?«

»Weiß man nicht«, sagte Adamsberg mit einer ausweichenden Handbewegung. »Aber sie haben's gemacht. Mit Drachen, Lampreten, Hunden, Kröten und einem Drittel Gendarm.«

»Ah, so«, sagte Josette.

Sie ließ die Rute auf dem Feuerbock zurück und verschwand in der Küche. Von dort brachte sie zwei Portweingläser, die sie zitternd auf den Kaminsims stellte.

»Kennen Sie seinen Namen?« fragte sie und schenkte den Wein ein, wobei sie etwas davon neben die Gläser schüttete.

»Trabelmann. Ein Drittel Trabelmann.«

»Nein, ich meine das Kind von Camille.«

»Ach so. Ich habe nicht danach gefragt. Und ich war betrunken.«

»Hier«, sagte sie und reichte ihm seinen Portwein. »Es ist Ihrs.«

»Danke«, sagte Adamsberg und nahm sein Glas.

»Ich meinte nicht das Glas«, stellte Josette klar.

Sie zeichnete noch ein paar glühende Kreise, trank ihr Glas aus und übergab Adamsberg die Rute.

»Also«, sagte sie, »ich gehe jetzt. Es war ein kleiner Riegel, aber es kommt trotzdem Luft durch, vielleicht sogar zuviel.«

Danglard schrieb schnell mit, während er seinem Kollegen aus Quebec zuhörte.

»Krieg mir das so schnell wie möglich raus«, antwortete er. »Adamsberg hat die ganze Geschichte des Richters aufgedeckt. Ja, alles wird nun logisch und stichhaltig. Mit Ausnahme des Mordes auf dem Pfad, der immer noch nicht ins Bild paßt. Also, bleib dran an dem Ding ... Nein ... Dann sieh eben zu ... Sartonnas Nachricht wird wertlos sein, das ist reine Rekonstruktion. Die Anklage wird sie platzen lassen. Ja ... Sicher ... Er kann noch immer davonkommen, streng dich an.«

Danglard wechselte noch ein paar Worte und legte dann auf. Er hatte den abscheulichen Eindruck, daß alles nur noch an einem Faden hing. Daß in dieser Sache nur alles verloren oder alles gewonnen werden konnte. Es blieb ihm nur noch wenig Zeit, und nur ein kleines Stück Faden noch.

Adamsberg hatte mit Brézillon ein Treffen in einem unauffälligen Café im 7. Arrondissement vereinbart, zur ruhigen Stunde des Nachmittags. Der Kommissar ging mit gesenktem Kopf unter seiner Polarmütze darauf zu. Am Abend zuvor war er noch lange wachgeblieben, nachdem Josette gegangen war, und hatte brennende Luftkreise in die Nacht gemalt. Seitdem er damals im Büro jene Zeitung durchgeblättert hatte, schien er unablässig von Stürmen heimgesucht worden zu sein, trieb er auf einem Floß, an dem Neptuns Winde rüttelten, seit fünf Wochen und fünf Tagen in hohem Wellengang. Josette, diese erstklassige Hackerin, hatte genau ins Schwarze getroffen, und er wunderte sich, daß er nicht eher daraufgekommen war. Das Kind war in Lissabon gezeugt worden, es war seins. Diese erstaunliche Wahrheit hatte eine Sturmböe besänftigt und zugleich ein Lüftchen der Unruhe ausgelöst, das am nahen Horizont zitterte und bebte.

Sie sind wirklich ein Idiot, Kommissar. Weil er nichts begriffen hatte. Wie ein trauriges und schweres Gewicht war Danglard auf seinem Geheimnis hocken geblieben. Er und Camille hatten eisern geschwiegen, er war ja so weit geflohen. So weit, wie Raphaël vertrieben worden war.

Raphaël konnte sich nun setzen, er aber mußte noch immer weiterrennen. Riegel für Riegel, hatte Josette in ihren himmlischen Turnschuhen angeordnet. Der Riegel vorm Pfad blieb unzugänglich. Aber an den von Fulgence kam er heran. Adamsberg drückte die Drehtür des luxuriösen Cafés an der Ecke der Avenue Bosquet auf. Drinnen tranken ein paar Damen Tee, eine einen Pastis. Er entdeckte seinen Divisionnaire, der wie ein graues Denkmal auf einer rotsamtenen Bank saß, ein Glas Bier vor sich auf dem polierten Holztisch.

»Nehmen Sie diese Mütze ab«, sagte Brézillon sofort.

»Sie sehen ja aus wie ein Bauer.«

»So tarne ich mich«, erklärte Adamsberg und legte sie auf einen Stuhl. »Polartechnik, die Augen, Ohren, Wangen und Kinn verbirgt.«

»Beeilen Sie sich, Adamsberg. Ich erweise Ihnen bereits eine Gunst, indem ich dieses Gespräch akzeptiere.«

»Ich habe Danglard gebeten, Sie über alles weitere im Zusammenhang mit der Exhumierung zu unterrichten. Fulgences Alter, die Familie Guillaumond, der Muttermord, die Trumpfhand.«

»Das hat er getan.«

»Ihre Meinung, Monsieur le Divisionnaire?«

Brézillon zündete sich eine seiner billigen Zigaretten an.

»Durchaus günstig, abgesehen von zwei Punkten. Warum hat sich der Richter fünfzehn Jahre älter gemacht? Daß er nach dem Mord an der Mutter seinen Namen geändert hat, ist verständlich. Und im Maquis war das leicht zu machen. Aber sein Alter?«

»Fulgence maß der Macht, nicht der Jugend großen Wert bei. Was konnte er nach dem Krieg erwarten, nachdem er mit fünfundzwanzig sein Juradiplom in der Tasche hatte? Doch nur den beschwerlichen Weg eines kleinen Juristen, der die Karriereleiter Sprosse für Sprosse erklimmt. Fulgence wollte etwas ganz anderes. Mit seiner Intelligenz und ein paar gefälschten Empfehlungsschreiben konnte er schnell in die höchsten Instanzen aufsteigen. Vorausgesetzt, er hatte auch das entsprechende Alter, um sich dafür zu bewerben. Eine gewisse Reife war für seinen Ehrgeiz nötig. Fünf Jahre nach seiner Flucht war er bereits Richter am Tribunal in Nantes.«

»Verstanden. Zweiter Punkt: Noëlla Cordel hatte nichts, was sie zum vierzehnten Opfer bestimmte. Ihr Name steht in keinerlei Zusammenhang mit den Trümpfen des Spiels. So daß

ich zur Zeit noch immer mit einem flüchtigen Mörder plaudere. All das beweist nicht Ihre Unschuld, Adamsberg.«

»Es gibt noch andere Nebenopfer des Richters. Zum Beispiel Michaël Sartonna.«

»Noch ist nichts bewiesen.«

»Aber es ist eine Vermutung. Eine Vermutung auch, was Noëlla Cordel betrifft. Und Vermutung, was mich betrifft.«

»Das heißt?«

»Wenn der Richter sich tatsächlich entschlossen haben sollte, mich in Quebec in die Falle zu locken, ist sein ganzer Mechanismus gestört worden. Zuerst entkomme ich den Händen der GRC, und durch die Exhumierung kann er auch keine Zuflucht mehr bei den Toten suchen. Wenn es mir gelingt, mir Gehör zu verschaffen, verliert er alles, seinen Ruf, seine Ehre. Dieses Risiko wird er nicht eingehen. Er wird so schnell wie möglich reagieren.«

»Indem er Sie beseitigt?«

»Ja. Ich muß ihm das Ganze also ein bißchen erleichtern. Ich muß schön auffällig zu mir nach Hause gehen. Und dann wird er kommen. Darum wollte ich Sie bitten, für ein paar Tage.«

»Sie sind verrückt, Adamsberg. Sie wollen die alte Mäuse- und-Speck-Nummer durchziehen? Mit einem Wahnsinnigen, der vor Wut rast und dreizehn Morde am Hals hat?«

Vielleicht eher die alte Nummer mit der Mücke, die ganz hinten im Ohr hockt, dachte Adamsberg, die alte Nummer mit dem Fisch, der im Schlamm eines Sees verborgen lauert, wobei man die eine wie den anderen mit dem Licht einer Lampe anlockt. Nachtangeln mit Laternen. Und diesmal hielt der Fisch, und nicht der Mensch, den Dreizack.

»Es gibt keine andere Möglichkeit, wenn wir wollen, daß er auftaucht.«

»Aufopferndes Verhalten, Adamsberg, das Sie allerdings nicht reinwaschen wird von dem Verbrechen in Hull. Falls der Richter Sie nicht umbringt.«

»Das ist das Risiko dabei.«

»Wenn Sie, ob tot oder lebendig, in Ihrer Wohnung gefaßt werden, wird mich die GRC der Unfähigkeit oder der Komplizenschaft beschuldigen.«

»Dann sagen Sie, Sie hätten die Überwachung aufgehoben, um mich zu ergreifen.«

»Was mich zwingen würde, Sie sofort auszuliefern«, sagte Brézillon und drückte seine Kippe mit seinem breiten Daumen aus.

»In viereinhalb Wochen liefern Sie mich ohnehin aus.«

»Ich liefere meine Männer nicht gern ans Messer.«

»Sagen Sie sich, daß ich nicht mehr Ihr Mann bin, sondern irgendein unabhängiger Mensch auf der Flucht.«

»Akzeptiert«, seufzte Brézillon.

Angesaugt durch den Lampreteneffekt, dachte Adamsberg. Er stand auf und setzte sich seine Polartarnung auf. Zum erstenmal reichte Brézillon ihm beim Abschied die Hand. Wahrscheinlich, um zu bekunden, daß er nicht sicher war, ihn lebend wiederzusehen.

In Clignancourt steckte Adamsberg seine kugelsichere Weste und die Waffe in seine Tasche und umarmte die beiden Frauen.

»Nur ein kleiner Ausflug«, sagte er. »Ich komme wieder.«

Ist nicht so sicher, dachte er, während er durch die alte kleine Straße ging. Wozu dieser ungleiche Zweikampf? Um das Spiel zu beenden oder aber, um dem Tod zuvorzukommen, denn lieber trat er Fulgences Dreizack offen gegenüber, als für den Rest seines Lebens ohne Gewißheit im Dunkel des Pfades festzusitzen, die aufgespießte Noëlla neben sich. Wie durch trübes Glas sah er die Leiche des Mädchens unter der Eisdecke treiben. Er hörte ihre klagende Stimme. *Und weißt du, was er mit mir gemacht hat, mein Schumm? Arme Noëlla, hat sie hängenlassen. Hat dir Noëlla schon von ihm erzählt? Von dem Pariser Coch?*

Adamsberg, den Kopf gesenkt, lief schneller. Er konnte niemanden in seine Mücken-Nummer mit hineinziehen. Die schwere Schuld, die ihn seit dem Mord von Hull niederdrückte, machte es ihm unmöglich. Fulgence konnte sich mit Vasallen umgeben haben und ein wahres Blutbad anrichten, er konnte Danglard, Retancourt, Justin umlegen und die gesamte Brigade mit Blut besudeln. Blut, das sich vor seinen Augen ausbreitete und in dem er den roten Mantel des Kardinals sich fälteln sah. Geh allein, junger Mann.

Das Geschlecht und den Vornamen. Die Aussicht, zu sterben, ohne es erfahren zu haben, erschien ihm ungehörig, oder schuldhaft. Er zog sein Mobiltelefon an einem seiner roten Beinchen aus der Tasche und rief Danglard von der Straße aus an.

»Was Neues?« fragte der Capitaine.

»Abwarten«, sagte Adamsberg vorsichtig. »Mal abgesehen davon, stellen Sie sich vor, ich habe den fremden Vater zu fassen gekriegt. Es handelt sich nicht um einen zuverlässigen Mann mit gewichsten Schuhen.«

»Nicht? Um was dann?«

»Um so eine Ausgeburt von Kerl.«

»Bin froh, daß Sie die Antwort haben.«

»Genau. Ich wollt's vorher noch erfahren.«

»Vor was?«

»Einfach nur sein Geschlecht und den Vornamen erfahren.«

Adamsberg blieb stehen, um sich die Information auch korrekt einzuprägen. Nichts drang in sein Gedächtnis, wenn er sich bewegte.

»Danke, Danglard. Und noch ein letztes: Sie sollten wissen, daß es mit Fröschen, jedenfalls mit grünen Laubfröschen, auch funktioniert. Die Explosion.«

Auf seinem Gang ins Marais-Viertel legte sich ein Schleier des Trübsinns um ihn. Beim Anblick seines Hauses riß er sich wieder zusammen und beobachtete lange die Umgebung. Brézillon hatte Wort gehalten, die Überwachung war aufgehoben worden, und der Weg aus dem Schatten ins Licht war frei.

Er sah sich rasch in seiner Wohnung um und schrieb dann fünf Briefe: an Raphaël, seine Familie, an Danglard, Camille und Retancourt. Aus einem Impuls heraus fügte er noch ein paar Worte für Sanscartier hinzu. Er legte das kleine, traurige Bündel in ein Versteck in seinem Zimmer, von dem Danglard wußte. Nach seinem Tode zu lesen. Nach einem kalten Abendessen, das er im Stehen einnahm, räumte er die Zimmer auf, sortierte die Wäsche und ließ seine Privatpost verschwinden. Du gehst als

Besiegter davon, sagte er sich, als er den Müll in der Vorhalle des Hauses abstellte. Du gehst als Toter.

Alles, so schien ihm, war an seinem Platz. Der Richter würde nicht wie ein Einbrecher hereinkommen. Er hatte sich von Michaël Sartonna mit Sicherheit eine Kopie seines Schlüssels schicken lassen. Fulgence konnte vorausschauend denken. Und es würde ihn nicht überraschen, wenn er den Kommissar, mit der Waffe in der Hand auf ihn wartend, antraf. Er wußte es, genau wie er auch wußte, daß er allein sein würde.

Bis der Richter von seiner Rückkehr informiert wäre, verging sicher noch einige Zeit, er würde nicht vor morgen oder übermorgen abend erscheinen. Adamsberg erwartete ihn in einem winzigen Punkt genau: in der Uhrzeit. Der Richter liebte Symbole. Es würde ihm sicher gefallen, Adamsbergs Lauf zu derselben Stunde zu beenden, zu der er vor dreißig Jahren seinen Bruder geschlagen hatte. Zwischen elf Uhr und Mitternacht. Innerhalb dieser Zeitspanne konnte er also auf einen leichten Überraschungseffekt zählen. Fulgences Stolz gerade dort angreifen, wo er sich noch unverletzt glaubte. Auf dem Weg hatte Adamsberg ein Mah-Jongg-Spiel gekauft. Er baute auf dem niedrigen Tisch eine Partie auf und legte die Trumpfhand des Richters sehr sichtbar auf einem Spielsteinbänkchen aus. Er fügte noch zwei Blumen hinzu, für Noëlla und Michaël. Vielleicht würde der Anblick seines aufgedeckten Geheimnisses Fulgence vor dem Angriff ein paar Worte entlocken. Und vielleicht erhielt Adamsberg auf diese Weise eine Frist von ein paar Sekunden.

Am Sonntagabend um zweiundzwanzig Uhr dreißig zog Adamsberg die schwere kugelsichere Weste über und legte sein Holster an. Er schaltete alle Lampen ein, um zu signalisieren, daß er da war, damit das große, in seiner Höhle kauernde Insekt ans flackernde Licht gekrochen käme.

Um dreiundzwanzig Uhr fünfzehn kündigte ihm das Klicken im Schloß die Ankunft des Dreizacks an. Ungeniert schlug der Richter die Tür zu. Genau seine Art, dachte Adamsberg. Fulgence war überall zu Hause, egal, wo und wann. *Ich werde den Blitz auf dich schleudern, wann immer es mir gefällt.*

Er hob seine Waffe, sobald er den Greis im Blickfeld hatte.

»Welch rüder Empfang, junger Mann«, sagte Fulgence mit gealterter, knarrender Stimme.

Er kümmerte sich gar nicht um den auf ihn gerichteten Lauf, zog seinen langen Mantel aus und warf ihn auf einen Stuhl. Auch wenn Adamsberg sich auf die Begegnung vorbereitet hatte, hatte sich beim Anblick des hochgewachsenen Greises alles in ihm gespannt. Viel runzlicher als bei ihrem letzten Treffen, hatte er doch den aufrechten Körper, die hochmütige Haltung und die herrschaftlichen Gesten seiner Kindheit bewahrt. Die tiefen Falten im Gesicht betonten erst recht jene teuflische Schönheit, die die Frauen im Dorf einst so reuig bewunderten.

Der Richter hatte sich gesetzt und betrachtete mit übereinandergeschlagenen Beinen das auf dem Tisch ausgestellte Spiel.

»Nehmen Sie Platz«, befahl er. »Wir haben uns einiges zu sagen.«

Adamsberg blieb in seiner Position und korrigierte seinen Schußwinkel, wobei er gleichzeitig den Blick und die Bewegung der Hände beobachtete. Fulgence lächelte und lehnte sich vollkommen gelassen auf seinem Stuhl zurück. Das ungezwungene Lächeln des Richters, Bestandteil seiner Schönheit, besaß die Eigenheit, das Gebiß bis zum ersten Backenzahn zu entblößen. Diese Nachgiebigkeit hatte sich mit den Jahren noch verstärkt und ließ seinen Kiefer in einer etwas schauerlichen Pose erstarren.

»Sie sind dem nicht gewachsen, junger Mann, und sind es nie gewesen. Und wissen Sie, warum? Weil ich töte. Während Sie hingegen nur ein kleiner Wicht sind, ein kleiner Bulle. Den ein stümperhafter Mord auf einem Pfad in eine regelrechte Jammergestalt verwandelt. Ja, ein kleiner Wicht.«

Adamsberg ging langsam um Fulgence herum und stellte sich hinter ihn, die Kanone nur wenige Zentimeter von seinem Nacken entfernt.

»Und nervös«, fuhr der Richter fort. »Nur allzu natürlich bei einem kleinen Wicht.«

Er deutete mit der Hand auf die aufgereihten Drachen und Winde.

»All das ist vollkommen richtig«, sagte er. »Sie haben lange dazu gebraucht.«

Adamsberg beobachtete die Bewegung dieser gefürchteten Hand, dieser weißen Hand mit den zu langen Fingern, den nun knotigen Gelenken und den überaus gepflegten Nägeln, die mit jener eigentümlichen und ein wenig, so könnte man sagen, wiegenden Anmut hin und her strich, wie man sie auf alten Gemälden sieht.

»Es fehlt noch der vierzehnte Stein«, sagte Adamsberg, »und der wird ein Mann sein.«

»Aber nicht Sie, Adamsberg. Sie würden meine Trumpfhand nur verschlinzen.«

»Grüner oder weißer Drache?«

»Was spielt das für eine Rolle? Selbst im Gefängnis, selbst im Grab wird mir dieser letzte Stein nicht entkommen.«

Der Richter zeigte mit seinem Finger auf die beiden Blumen, die Adamsberg neben die Trumfhand gelegt hatte.

»Diese hier steht wohl für Michaël Sartonna und diese hier für Noëlla Cordel«, meinte er.

»Ja.«

»Lassen Sie mich diese Hand korrigieren.«

Fulgence zog einen Handschuh über, nahm den Spielstein, der für Noëlla stand, und warf ihn mit schroffer Geste auf den Haufen zurück.

»Ich mag keine Fehler«, sagte er kalt. »Sie können sicher sein, daß ich mir nie die Mühe gemacht hätte, Ihnen nach Quebec zu folgen. Ich folge niemandem, Adamsberg, ich komme zuvor. Ich war nie in Quebec.«

»Sartonna informierte Sie über den Tragestellen-Pfad.«

»Ja. Ich beobachtete Ihr Treiben seit Schiltigheim, das ist Ihnen nicht entgangen. Ihr Mord auf diesem Pfad hat mich ungeheuer amüsiert. Ein Säuferverbrechen, geschmacklos und ohne Überlegung. Einfach vulgär, Adamsberg.«

Der Richter drehte sich um, mit Blick auf die Waffe.

»Tut mir leid, kleiner Wicht, aber das ist Ihr Verbrechen, und ich lasse es Ihnen.«

Ein kurzes Lächeln des Richters, und ein Schweißausbruch erfaßte Adamsbergs ganzen Körper.

»Seien Sie unbesorgt«, fuhr Fulgence fort. »Sie werden sehen, es ist leichter zu tragen, als man denkt.«

»Warum mußte Sartonna sterben?«

»Wußte zuviel«, sagte der Richter und wandte sich wieder zum Spiel um. »Solche Risiken gehe ich nicht ein. Sie werden

auch bald erfahren«, sagte er und zog eine neue Blume, die er auf das Bänkchen legte, »daß Doktor Colette Choisel nicht mehr am Leben ist. Ein bedauerlicher Autounfall. Und daß der Ex-Kommissar Adamsberg ihr in die Finsternis folgen wird«, fügte er hinzu, wobei er eine dritte Blume ablegte. »Erdrückt von seiner Schuld und zu feige, um das Gefängnis durchzustehen, hat er sich das Leben genommen, was soll's. Solche Sachen passieren kleinen Wichten eben.«

»Auf diese Weise also beabsichtigen Sie vorzugehen?«

»So einfach. Setzen Sie sich, junger Mann, Ihre Unruhe ist mir lästig.«

Adamsberg stellte sich vor den Richter und richtete die Waffe auf seine Brust.

»Sie können mir im übrigen danken«, fügte Fulgence lächelnd hinzu. »Diese kleine Formalität wird Sie von einem unerträglichen Dasein erlösen, da Ihnen die Erinnerung an Ihr Verbrechen ja doch keine Ruhe lassen wird.«

»Mein Tod rettet Sie nicht. Die Akte ist abgeschlossen.«

»Alle Schuldigen sind für ihre Verbrechen verurteilt worden. Ohne mein Geständnis wird man nichts beweisen können.«

»Der Sand im Grab klagt Sie an.«

»Genau, und dies ist der einzige Punkt. Deshalb mußte Doktor Choisel auch verschwinden. Und deshalb sitze ich hier und unterhalte mich mit Ihnen vor Ihrem Selbstmord. Es ist eine Verletzung des guten Geschmacks, junger Mann, in Gräbern herumzuwühlen. Eine schwere Verletzung.«

Fulgenes Gesicht hatte seinen herablassenden, lächelnden Ausdruck verloren. Er sah Adamsberg mit der ganzen Unbarmherzigkeit des souveränen Richters an.

»Die Sie wiedergutmachen werden«, fuhr er fort. »Indem Sie ein kleines Bekenntnis unterschreiben, nur allzu natürlich vor einem Selbstmord. In welchem steht, daß Sie die Grabstätte

manipuliert haben. Und meine Leiche im Wald von Richelieu vergraben haben. Getrieben von Ihrer Obsession, natürlich, und zu allem bereit, um mir den Mord auf dem Pfad anzuhängen. Verstehen Sie?»

»Ich werde nichts unterschreiben, was Ihnen hilft, Fulgence.«

»Doch, kleiner Wicht. Denn wenn Sie sich weigern, werden wir zwei weitere Blumen in diesem Bild vorfinden. Ihre Freundin Camille und ihr Kind. Die ich gleich nach Ihrem Tod umbringen werde, darauf können Sie sich verlassen. Siebter Stock, linkes Atelier.«

Fulgence reichte Adamsberg ein Blatt und einen Stift und wischte beides sorgfältig ab, bevor er es ihm übergab. Adamsberg nahm seine Waffe in die linke Hand und schrieb, was ihm der Richter diktierte. Wobei er die D und R größer schrieb.

»Nein«, sagte der Richter und riß ihm die Seite weg.

»Ihre normale Schrift, verstehen Sie? Fangen Sie noch mal an«, sagte er und reichte ihm ein neues Blatt.

Adamsberg fügte sich und legte das Blatt auf den Tisch.

»Ausgezeichnet«, sagte Fulgence. »Räumen Sie das Spiel weg.«

»Wie wollen Sie mich denn Selbstmorden?« fragte Adamsberg und sammelte die Spielsteine mit einer Hand zusammen. »Ich bin bewaffnet.«

»Aber dummerweise menschlich. Ich verlasse mich also auf Ihre Zusammenarbeit. Sie werden ganz einfach tun, was ich sage. Die Waffe an ihre Stirn führen und schießen. Sollten Sie mich umlegen, werden sich zwei meiner Männer um Ihre Freundin und Ihre Nachkommenschaft kümmern. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?«

Adamsberg senkte seinen Revolver unter dem Lächeln des Richters. Der sich seiner Unternehmung so sicher war, daß er in

geradezu herausfordernder Art ohne Schußwaffe erschienen war. Er würde einen einwandfreien Selbstmörder und ein Bekenntnis zurücklassen, das ihm seine Freiheit wiedergab. Adamsberg betrachtete seine Magnum, diese lächerliche kleine Macht, und sah plötzlich auf. Danglard stand weniger als einen Meter hinter dem Richter und schlich mit der Geräuschlosigkeit einer Katze voran. Seine gestutzte Bommel auf dem Kopf, eine Gasbombe in der rechten und seine Beretta in der linken Hand. Adamsberg hob den Revolver an seine Stirn.

»Geben Sie mir ein bißchen Zeit«, bat er und drückte sich den Lauf gegen die Schläfe. »Zeit für ein paar Gedanken.«

Fulgence verzog verächtlich das Gesicht.

»Kleiner Wicht«, wiederholte er. »Ich zähle bis vier.«

Bei zwei hatte Danglard das Gas versprüht und seine Beretta wieder in der rechten Hand. Mit einem Schrei richtete Fulgence sich auf und blickte Danglard an. Der Capitaine, der zum erstenmal das Gesicht des Dreizacks sah, schrak für den Bruchteil einer Sekunde zurück, und Fulgences Faust traf ihn am Kinn. Danglard stieß heftig gegen die Wand und schoß, verpaßte aber den Richter, der schon an der Tür war. Adamsberg rannte ins Treppenhaus und folgte dem wütenden Spurt des Alten. Er bekam ihn für eine halbe Sekunde in seine Schußlinie und zielte auf den Rücken. Sein Stellvertreter war bei ihm, als er seine Waffe senkte.

»Hören Sie«, sagte Adamsberg. »Da fährt sein Wagen los.«

Danglard raste die letzten Stufen hinunter und mit gezogener Waffe auf die Straße hinaus. Zu weit weg, er würde nicht einmal die Reifen treffen. Der Wagen mußte mit offener Tür auf den Richter gewartet haben.

»Warum haben Sie nicht geschossen, verflucht noch mal?« schrie er, als er die Treppe wieder hochstieg.

Adamsberg saß mit gesenktem Kopf auf einer Stufe, die Magnum zu seinen Füßen, die Hände über den Knien hängend.

»Flüchtendes Zielobjekt, noch dazu von hinten«, sagte er.
»Keine Notwehr. Auf diese Weise habe ich schon genug getötet, Capitaine.«

Danglard zog den Kommissar bis zu seiner Wohnung zurück. Mit dem Spürsinn eines Bullen fand er seine Flasche Wacholderschnaps wieder und schenkte zwei Gläser ein. Adamsberg hob seinen Arm.

»Schauen Sie, Danglard. Ich zittere. Wie Espenlaub, nein, wie Ahornlaub.«

Weißt du, was er mit mir gemacht hat, mein Schumm? Der Pariser Coch? Hab ich's dir schon erzählt?

Danglard trank sein erstes Glas Wacholderschnaps in einem Zug aus. Dann klappte er sein Telefon auf, während er sich gleich noch einen zweiten einschenkte.

»Mordent? Danglard. Schutzbefehl für die Wohnung von Forestier Camille, Rue des Templiers 23, 4. Arrondissement, siebter Stock, Tür links. Zwei Mann Tag und Nacht, zwei Monate lang. Und sagen Sie ihr, daß der Befehl von mir kommt.«

Adamsberg nahm einen Schluck Wacholderschnaps, der Rand des Glases schlug gegen seine Zähne.

»Danglard, wie haben Sie das angestellt?«

»Wie ein Bulle eben, der seinen Job macht.«

»Wie?«

»Schlafen Sie erst einmal«, sagte Danglard mit Rücksicht auf Adamsbergs eingefallene Züge.

»Um wovon zu träumen, Capitaine? Ich war's, der Noëlla umgebracht hat.«

Er hat sie hängenlassen. Arme Noëlla. Hab ich dir das erzählt? Mein Schumm?

»Ich weiß«, sagte Danglard. »Ich habe alles aufgenommen.«

Der Capitaine wühlte in seiner Hosentasche und holte ein Dutzend abgegriffener Pillen in verschiedenen Formen und Farben hervor. Er prüfte seinen Vorrat mit fachkundigem Blick und wählte eine gräuliche Tablette aus, die er Adamsberg gab.

»Schlucken Sie das, und schlafen Sie. Ich nehme Sie morgen früh um sieben Uhr mit.«

»Wohin?«

»Zu einem Bullen.«

Danglard hatte Paris hinter sich gelassen und fuhr vorsichtig auf einer von dichtem Nebel verhangenen Autobahn. Er redete und schimpfte allein vor sich hin, noch immer wütend darüber, daß er den Richter nicht erwischt hatte. Der Wagen war nicht zu identifizieren gewesen, Straßensperren also unmöglich. Dieser Mißerfolg schien Adamsberg gleichgültig zu lassen. Ein Gefangener des Pfades, saß er in sich gekehrt neben ihm. Die Gewißheit seines Verbrechens, erhalten in nur einer kurzen Nacht, schnürte ihn wie eine Mumie ein.

»Sie müssen nichts bereuen, Danglard«, sagte er endlich mit ausdrucksloser Stimme. »Niemand bekommt den Richter zu fassen, das hatte ich Ihnen doch gesagt.«

»Er war doch schon zum Greifen nah, Herrgott noch mal.«

»Ich weiß. Das ist mir auch schon passiert.«

»Ich bin Bulle, ich war bewaffnet.«

»Ich auch. Das ändert nichts daran. Der Richter rinnt einem wie Sand durch die Finger.«

»Jetzt wird er seinen vierzehnten Mord begehen.«

»Wieso waren Sie auf einmal da, Danglard?«

»Sie lesen in den Augen, in der Stimme, in Gesten. Ich lese in der Logik der Worte.«

»Ich habe Ihnen doch gar nichts erzählt.«

»Im Gegenteil. Sie hatten die ausgezeichnete Eingebung, mich zu alarmieren.«

»Ich habe Sie nicht alarmiert.«

»Sie haben mich wegen des Kindes angerufen. ›Ich möchte es vorher noch erfahren‹, haben Sie zu mir gesagt. Wovor? Bevor Sie Camille besuchen würden? Nein, dort waren Sie bereits

gewesen, stockbetrunken. Ich habe also bei Clémentine angerufen. Ich hatte eine Frau mit zittriger Stimme an der Strippe - ist sie das, Ihre Hackerin?«

»Ja, Josette.«

»Sie hatten Ihre Waffe und die kugelsichere Weste mitgenommen. ›Ich komme wieder‹, hatten Sie gesagt, als Sie sie umarmten. Waffe, Umarmungen und Beteuerungen, das alles bewies nur Ihre Unsicherheit. Wovor? Vor einem Kampf, in dem Sie Ihr Leben riskieren würden. Zwangsläufig mit dem Richter. Und dafür gab's keine andere Möglichkeit, als ihn auf Ihrem Terrain herauszufordern. Die alte Nummer mit dem Mäusespeck.«

»Mit der Mücke, ja.«

»Mit dem Mäusespeck.«

»Wenn Sie wollen, Danglard.«

»Bei der die Maus im allgemeinen fertiggemacht wird. Paff, und Explosion. Was Sie wußten.«

»Ja.«

»Aber was Sie nicht wollten - denn Sie haben mir ja Bescheid gegeben. Seit Samstagabend also hielt ich mich im Keller des gegenüberliegenden Wohnhauses versteckt. Aus dem Kellerfenster hatte ich eine hervorragende Sicht auf die Eingangstür. Ich dachte mir, daß der Richter nur nachts zuschlagen würde, vielleicht nach elf Uhr. Er liebt Symbole.«

»Warum sind Sie allein gekommen?«

»Aus demselben Grund wie Sie. Kein Blutbad. Damit hatte ich unrecht, oder ich habe mich überschätzt. Wir hätten ihn fassen können.«

»Nein. Fulgence halten nicht mal sechs Leute auf.«

»Retancourt hätte ihn gestoppt.«

»Genau. Sie wäre drauflosgestürmt, und er hätte sie getötet.«

»Er hatte keine Waffe.«

»Sein Stock. Es ist ein Dolch-Stock. Das Drittel eines Dreizacks. Er hätte sie aufgespießt.«

»Möglich«, sagte Danglard und fuhr sich übers Kinn.

Am Morgen hatte Adamsberg ihm Ginettes Salbe vermacht, und der Kiefer des Capitaine glänzte gelb.

»Nein, sicher. Sie müssen nichts bereuen«, wiederholte Adamsberg.

»Um fünf Uhr morgens verließ ich das Versteck und bezog es am selben Abend aufs neue. Der Richter erschien um elf Uhr dreißig. Ganz entspannt und so groß, so aufrecht, so alt, daß ich ihn nicht verwechseln konnte. Ich stellte mich mit dem Mikrofon hinter Ihre Tür. Ich habe sein Geständnis im Kasten.«

»Und auch seine Worte, mit denen er das Verbrechen auf dem Pfad leugnet.«

»Das auch. Er sprach lauter, als er sagte: ›Ich folge niemandem, Adamsberg. Ich komme zuvor.‹ Den Moment habe ich genutzt, um die Tür zu öffnen.«

»Und die Maus zu retten. Ich danke Ihnen, Danglard.«

»Sie hatten mich angerufen. Das ist mein Job.«

»Genau, wie mich der kanadischen Justiz zu übergeben. Das ist auch Ihr Job. Denn wir fahren doch in Richtung Roissy, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wo mich ein verdammter Coch aus Quebec erwartet. Ist es so, Danglard?«

»So ist es.«

Adamsberg ließ sich in den Sitz zurückfallen und schloß die Augen.

»Fahren Sie langsam, Capitaine, bei diesem Nebel.«

Danglard bugsierte Adamsberg in eines der zahlreichen Cafés auf dem Flughafen und wählte einen abseits gelegenen Tisch. Adamsberg setzte sich geistesabwesend hin und sah mit leerem Blick auf die gestutzte Bommel, die wie ein heiteres und unpassendes Gebilde auf dem Kopf seines Stellvertreters saß. Retancourt hätte ihn mit beiden Armen umfaßt, sie hätte ihn wie einen Ball über die Grenzen geworfen und in die Flucht geschleudert. Noch war es möglich, denn Danglard war so feinfühlig gewesen, ihm keine Handschellen anzulegen. Noch konnte er aufspringen und verschwinden, der Capitaine wäre nie in der Lage, ihn im Lauf einzuholen. Aber die Vorstellung, wie sein bewaffneter Arm auf Noëlla einstach, raubte ihm jeden Elan. Wozu sollte er fliehen, wenn er nicht mehr herumlaufen könnte? Wenn die Angst, er könnte noch einmal zuschlagen und wieder schwankend neben einer Leiche am Boden stehen, ihn erstarren ließe? Ebensogut konnte er hier enden, in den Händen Danglards, der traurig einen Café-Cognac trank. Hunderte Reisende zogen an seinem Blick vorüber, flogen los oder kamen an, frei, mit einem Gewissen, so rein wie ein Stapel sauberer Wäsche. Während sein Gewissen ihn wie ein steifer, blutiger Lappen anekelte.

Danglard hob plötzlich in einer Willkommensgeste den Arm, doch Adamsberg machte keine Anstalten, sich zu rühren. Die Siegermiene des Surintendant war das letzte, was er jetzt sehen wollte. Zwei große Hände schlossen sich um seine Schultern.

»Hatt 'ch da nicht gesagt, daß wir diesen Verdammten schnappen würden?« hörte er.

Adamsberg drehte sich um und erblickte das Gesicht des Sergent Fernand Sanscartier. Er stand auf und drückte instinktiv

seinen Arm. Großer Gott, warum hatte Laliberté ausgerechnet Sanscartier dazu bestimmen müssen, ihn abzuholen?

»Ausgerechnet du mußtest für den Auftrag herhalten?« fragte Adamsberg betrübt.

»Ich habe nur die Anweisungen befolgt«, antwortete Sanscartier, ohne dabei sein Guter-Mensch-Lächeln aufzugeben. »Und wir haben viel zu beschwatzen«, fügte er hinzu und setzte sich ihm gegenüber.

Herzlich drückte er Danglards Hand.

»Guter Job, Capitaine. Und nix für ungut. Criss, es ist warm bei euch«, sagte er und zog seine Wattejacke aus.

»Hier ist die Kopie der Akte«, fügte er hinzu und zog sie aus seiner Reisetasche. »Und hier die Probe.«

Er schüttelte eine kleine Schachtel vor Danglards Augen, der zustimmend nickte.

»Wir haben bereits die Analyse vorgenommen. Der Vergleich wird ausreichen, um die Anschuldigung festzuklopfen.«

»Probe wovon?« fragte Adamsberg.

Sanscartier riß dem Kommissar ein Haar vom Kopf.

»Davon«, sagte er. »Sie sind verräterisch, die Haare. Sie fallen runter wie rote Blätter. Aber wir mußten sechs Kubikmeter Esti von Schiete wegbaggern, um welche zu finden. Kannst du dir das vorstellen? Sechs Kubikmeter für 'n paar Haare. Das ist, als würde man 'ne Nadel in einer Fuhre Heu suchen.«

»Du brauchtest doch keine. Ihr hattet meine Fingerabdrücke auf dem Gürtel.«

»Aber nicht seine.«

»Wessen, seine?«

Sanscartier wandte sich Danglard zu, die Stirn über seinen Guter-Mensch-Augen gerunzelt.

»Weiß er denn nichts davon?« fragte er. »Hast du ihm etwa weiter die Grütze raustropfen lassen?«

»Solange wir keine Gewißheit hatten, konnte ich nichts sagen. Ich mag keine falschen Hoffnungen.«

»Aber gestern abend, Criss! Da hättest du's ihm doch sagen können!«

»Gestern abend hatten wir eine Dreschung.«

»Und heute morgen?«

»Einverstanden, ich hab sie ihm raustropfen lassen. Acht Stunden.«

»Du bist ein verfluchter Schumm«, brummte Sanscartier.
»Warum hasta ihn angetrottelt?«

»Damit er im Innersten erfährt, was Raphaël durchgemacht hat. Das Erschrecken vor sich selbst, das Exil und die ihm verbotene Welt. Das war nötig. Acht Stunden, Sanscartier, das ist wohl nicht zuviel, um bei seinem Bruder anzukommen.«

Sanscartier wandte sich Adamsberg zu und klopfte mit seiner Probenschachtel auf den Tisch.

»Die Haare von deinem Teufel«, sagte er. »Die sich in sechs Kubikmeter verfaultem Laub herumtrieben.«

Augenblicklich verstand Adamsberg, daß Sanscartier dabei war, ihn aus dem trägen Schlamm des Pinksees an die Oberfläche und damit an die frische Luft zu hieven. Denn er hatte Danglards und nicht Lalibertés Anweisungen befolgt.

»Das war nicht ohne«, sagte Sanscartier, »weil ich alles außerhalb der Dienstzeiten machen mußte. Abends, nachts oder im Morgengrauen. Und ohne daß der Boß mich schnappt. Dein Capitaine hat sich die Nägel weggeschrünzt vor Sorge, diese Sache mit den weichen Beinen, und das gleich nach dem Ast, konnte er einfach nicht glauben. Ich habe mich mal kundig gemacht auf dem Pfad und die Stelle gesucht, wo du grubbern warst. Ich bin wie du von der *Schleuse* aus losgegangen, die

Zeit, die du gesagt hattest. Im Umkreis von ungefähr hundert Metern hab ich alles abgesucht. Ich hab junge abgebrochene Zweige gefunden und durcheinandergeschmissene Steine, genau gegenüber der Baustelle. Die Jungs hatten das Feld ja bereits geräumt, aber die Ahornpflänzlinge lagen noch da.«

»Ich hatte gesagt, daß es in der Nähe der Baustelle war«, sagte Adamsberg, heftig atmend.

Er hatte die Arme verschränkt, seine Finger verkrallten sich in den Ärmeln, während seine Aufmerksamkeit ganz auf die Worte des Sergent gerichtet war.

»Also, da war kein einziger niedriger Ast in der ganzen Gegend, mein Schumm. Das jedenfalls hat dich nicht in die Sterne gepfeffert. Woraufhin dein Capitaine mich beauftragt hat, den Nachtwächter zu suchen. Das war der einzig mögliche Zeuge, verstehsta?«

»Ich verstehda, aber hastan auch gefunden?« fragte Adamsberg, dessen steifgewordene Lippen die Worte nur mit Mühe formten.

Danglard hielt den Kellner an und bestellte Wasser, Kaffee, Bier und Croissants.

»Criss, das war nun ziemlich vertrackt. Ich hab gesagt, ich würde mich nicht wohl fühlen, damit ich die GRC verlassen und mich bei der Stadtverwaltung erkundigen konnte. Denksta. Die Bundesbehörde hatte sich nämlich drum gekümmert. Ich mußte also bis nach Montreal rauf, um den Namen des Unternehmens herauszufinden. Ich sag dir, Laliberté hatte von meinen dauernden Krankheiten allmählich die Nase voll. Und dann dein Capitaine, der mir am Telefon so richtig Feuer unterm Arsch machte. Schließlich aber hatte ich den Namen des Wächters. Er arbeitete auf 'ner Baustelle oberhalb des Ottawa River. Ich habe noch mal um Urlaub gebeten, um hinzufahren, und da dachte ich wirklich, der Surintendant würde gleich aus den Schuhen hüpfen.«

»Und war der Wächter dort?« fragte Adamsberg und trank in einem Zug sein Glas Wasser aus.

»Keine Sorge, ich hab ihn in seinem Pick-up bei den Nüssen gekriegt. Aber ihn auspacken zu lassen war noch 'ne andere Sache. Er machte einen auf Oberprotz und hat mir zuerst geballte Schmonzetten erzählt. Also hab ich gleich auf Durchmarsch geschaltet und hab ihm gedroht, ihn einzubunkern, wenn er mir weiter solchen Scheiß erzählen würde. Verweigerung der Zusammenarbeit und Unterschlagung von Beweismitteln. Alles weitere ist mir 'n bißchen peinlich, Adrien. Willsta nicht du's ihm erzählen?«

»Der Wächter, Jean-Gilles Boisvenu«, fuhr Danglard fort, »hat einen Kerl gesehen, der Sonntagabend unten auf dem Pfad wartete. Er hat ihn mit seinem Nachtsichtgerät aufs Korn genommen.«

»Aufs Korn genommen?«

»Boisvenu war sich sicher, daß der Kerl zu den Männern ging und seinem kleinen Schumm auflauern würde«, erklärte Sanscartier. »Du weißt ja, daß der Tragestellen-Pfad ein Treffpunkt ist.«

»Ja. Der Wächter hatte mich gefragt, ob ich dorthin ginge, zu den Männern.«

»Das interessierte ihn sehr«, fuhr Danglard fort. »Er klebte also regelrecht an seiner Frontscheibe. Ein erstklassiger Zeuge, aufmerksamer geht's nicht. Er war außer sich vor Freude, als er hörte, wie ein zweiter Typ sich näherte. Durch sein Fernglas konnte er alles hervorragend sehen. Aber es lief nicht so, wie er gehofft hatte.«

»Woher wußte er, daß es die Nacht des 26. war?«

»Weil's Sonntag war und er auf den Wochenendwächter schimpfte, der ihn versetzt hatte. Er sah, wie der erste Kerl, ein Großer mit weißen Haaren, den anderen mit einem Ast gegen den Kopf schlug. Der andere Typ, Sie also, Kommissar, ist zu

Boden gestürzt. Boisvenu hat sich ganz klein gemacht. Der Große sah böse aus, und er legte keinen sonderlichen Wert darauf, in einen Ehekrach verwickelt zu werden. Aber er schaute weiter zu.«

»Klebte breitarschig auf seinem Sitz.«

»Genau. Er dachte, er hoffte, daß es zu einer Vergewaltigungsszene mit einem bewußtlosen Opfer kommen würde.«

»Verstehsta?« sagte Sanscartier mit geröteten Wangen.

»Und tatsächlich begann der Große, dem Typ am Boden den Schal abzubinden und ihm die Jacke zu öffnen. Boisvenu hat sich wie noch nie an sein Fernglas und die Frontscheibe geheftet. Der Große hat Ihre beiden Hände genommen und sie auf irgendwas raufgedrückt. Ein Riemen, hat Boisvenu gesagt.«

»Der Gürtel«, sagte Sanscartier.

»Der Gürtel. Aber das Ausgeziehe und das Befummle waren an dieser Stelle zu Ende. Der Typ setzte Ihnen eine kleine Spritze in den Hals, da ist sich Boisvenu sicher. Er hat gesehen, wie er sie aus seiner Tasche geholt und den Druck überprüft hat.«

»Die weichen Beine«, sagte Adamsberg.

»Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß mich irgendwas daran störte«, sagte Danglard und beugte sich zu ihm hinüber.

»Bis zu dem Ast liefen Sie normal, Sie schwankten bloß. Aber beim Aufwachen wollen die Beine Sie nicht mehr tragen. Und am darauffolgenden Tag auch nicht. Ich kenne Alkoholmischungen und ihre Wirkungen in allen Spielarten. Der Gedächtnisverlust ist bei weitem nicht zwingend, und was die wackligen Beine angeht, die paßten einfach nicht ins Bild. Mir fehlte noch eine andere Zutat.«

»In seinem ganz persönlichen Buch«, präzierte Sanscartier.

»Eine Droge, ein Medikament«, erklärte Danglard, »bei Ihnen genau wie bei allen anderen Schuldigen, die er in einen sicheren Gedächtnisverlust getaucht hat.«

»Danach«, fuhr Sanscartier fort, »hat sich der alte Kerl wieder aufgerichtet und dich am Boden zurückgelassen. In diesem Augenblick wollte Boisvenu eingreifen, schon ab der Spritze. Ist ja nicht so, daß er 'ne Memme wär, er ist ja nicht ohne Grund Nachtwächter. Aber er konnte nicht. Kannst du ihm sagen, warum, Adrien?«

»Weil er sich verheddert hatte und mit den Beinen festhing«, erklärte Danglard. »Er hatte sich auf seinem Sitz auf das Schauspiel vorbereitet und seinen Overall bis zu den Knöcheln runtergezogen.«

»Boisvenu war's peinlich, das zu erzählen, dem klemmten einfach die Körner im Arsch«, fügte Sanscartier hinzu.

»Als er sich die ganze Kluft endlich wieder aufgezogen hatte, war der Alte auf dem Pfad schon abgedampft. Der Wächter hat dich vollkommen zerschrunst, mit blutüberströmtem Gesicht gefunden. Er hat dich bis zu seinem Pick-up geschleppt, dich hineingelegt und mit 'nem Pläd zugedeckt. Und dann hat er gewartet.«

»Warum? Warum hat er nicht die Cochs alarmiert?«

»Er wollte nicht, daß man ihn frug, warum er sich nicht gerührt hat. Unmöglich, die Wahrheit preiszugeben, so was konnte man nicht sagen. Und wenn er gelogen und erzählt hätte, daß er sich ins Hemd geschissen oder ein Nickerchen gemacht hat, hätte es ihn seinen Job gekostet. Die engagieren ja keine Nachtwächter, damit die dann den Angstpeter kriegen oder wie ein Bär schlafen. Er hat also lieber seinen Rand gehalten und ist in seinen Pick-up gestiegen.«

»Er hätte mich dort zurücklassen und seine Hände in Unschuld waschen können.«

»Vor dem Gesetz ja. Aber er stellte sich vor, daß Gott ganz schön in Furt geraten würde, wenn er sähe, wie er einen Kerl sterben ließ, und er wollte seinen Patzer kleinstutzen. Bei der Kälte, die plötzlich hereingebrochen war, konntest du wie eine Kugel erfrieren. Er beschloß also, abzuwarten, wie du dich so machst, mit dieser Beule an der Stirn und der Spritze im Körper. Um rauszukriegen, ob das ein Schlafmittel oder Gift war. Er würde's schnell erkennen. Und wenn es sich zum Sauren wenden würde, würde er die Cops holen. Er hat dich über zwei Stunden beobachtet, und da du schiefst, bei regelmäßigem Puls, war er beruhigt. Als du Anstalten machtest aufzuwachen, hat er seinen Pick-up gestartet, den Fahrradweg genommen und dich am Ende des Pfads hingelegt. Er wußte, daß du von dort kamst, er kannte dich.«

»Warum hat er mich dahin gebracht?«

»In dem Zustand, in dem du warst, dachte er, daß du's nicht schaffen würdest, den Pfad hinaufzusteigen, und daß du wohl eher in den eiskalten Ottawa River grubbern würdest.«

»Ein guter Schumm«, sagte Adamsberg.

»Ein kleiner getrockneter Tropfen Blut war hinten in seinem Pick-up zurückgeblieben. Ich habe einen Abstrich gemacht, du kennst ja unsere Methoden. Der Kerl erzählte keinen Mist, es war deine DNA. Ich habe sie verglichen mit ...«

Sanscartier stolperte über das Wort.

»Dem Samen«, vervollständigte Danglard. »So daß Sie also zwischen elf Uhr und halb zwei Uhr morgens nicht auf dem Pfad lagen. Sie lagen in dem Pick-up von Jean-Gilles Boisvenu.«

»Und davor?« fragte Adamsberg und rieb sich über seine kalten Lippen. »Zwischen halb und um elf?«

»Um zehn Uhr fünfzehn hast du die *Schleuse* verlassen«, sagte Sanscartier. »Um halb kamst du auf den Pfad. Du kannst weder die Baustelle noch den Dreizack vor um elf erreicht haben, als

Boisvenu dich ankommen sah. Und du hast dir auch keinen Dreizack genommen. Es fehlte kein Werkzeug. Der Richter hatte seine Waffe bereits.«

»Vor Ort gekauft?«

»Genau. Wir haben die Spur zurückverfolgt. Sartonna hatte das erledigt.«

»Es war Erde in den Wunden.«

»Bist schwer von Kapee heut morgen«, sagte Sanscartier lächelnd. »Weil du's noch nicht glauben kannst. Dein Teufel hat das Mädchen am Champlain-Stein bewußtlos geschlagen. Er hatte sich in deinem Namen mit ihr verabredet und wartete auf sie. Er hat sie von hinten niedergeschlagen und dann ungefähr zehn Meter weit bis zu dem kleinen See geschleppt. Bevor er sie aufspießte, muß er das Eis auf dem schlammigen, mit Blättern gefüllten See zerstoßen haben. Das hat die Spitzen verdreckt.«

»Und dann hat er Noëlla umgebracht«, murmelte Adamsberg.

»Weit vor elf Uhr, vielleicht noch vor halb elf. Er wußte, um welche Zeit du auf dem Pfad sein würdest. Er hat den Gürtel abgemacht und die Leiche ins Eis hineingedrückt. Danach hat er dich überrumpelt.«

»Warum nicht in der Nähe der Leiche?«

»Zu riskant, falls jemand vorbeigekommen wäre, der mit ihm hätte schwatzen wollen. Neben der Baustelle standen große Bäume, da konnte er sich leicht verstecken. Er hat dir die Stirn zerschlagen, dich mit dem Medikament vollgepumpt und den Gürtel neben die Leiche gelegt. Es war der Capitaine, der an die Haare gedacht hat. Denn nichts bewies ja, daß es der Richter wahr, kannst du folgen? Danglard hoffte, daß er auf den paar Metern zwischen Champlain-Stein und dem kleinen See Haare verloren hätte, während er die Leiche schleppte. Er kann ja stehengeblieben sein, um zu verschnaufen, kann sich über den Kopf gefahren sein. Wir haben den Boden eineinhalb Zoll tief abgetragen. Es hatte wieder gefroren, nach deiner Flucht. Es

bestanden gute Chancen, daß die Haare sich nicht im Eis verteilt hatten. Und auf diese Weise fand ich mich mit sechs Kubikmetern Esti von Blätter- und Reisigschiette wieder. Und mit dem hier«, sagte Sanscartier und deutete auf die Schachtel.

»Es scheint, du hast ein paar Haare vom Richter.«

»Im *Schloß* entnommen, ja. Scheiße, Danglard. Michaël? Ich hatte das Tütchen bei mir versteckt. Im Küchenschrank bei den Flaschen.«

»Ich habe das Tütchen zusammen mit den Dokumenten über Raphaël weggeschafft. Michaël wußte gar nicht, daß es existierte, und hat folglich auch nicht danach gesucht.«

»Was hatten Sie denn im Küchenschrank zu tun?«

»Ich suchte was zum Nachdenken.«

Der Kommissar war glücklich, daß der Capitaine seinen Wacholderschnaps gefunden hatte, und nickte zustimmend.

»Er hat auch seinen Mantel bei Ihnen gelassen«, fügte Danglard hinzu. »Ich habe zwei Haare vom Kragen abgesammelt, während Sie schliefen.«

»Sie haben ihn doch nicht weggeworfen? Seinen schwarzen Mantel?«

»Warum? Hängen Sie daran?«

»Ich weiß nicht. Schon möglich.«

»Ich hätte lieber den Teufel selbst zu fassen gekriegt als seine abgelegten Klamotten.«

»Danglard, warum hat er mich des Mordes beschuldigt?«

»Damit Sie leiden, und vor allem natürlich, damit Sie sich erschießen würden.«

Adamsberg nickte. Die Perversitäten des Teufels. Er wandte sich an den Sergeant.

»Die sechs Kubikmeter, Sanscartier, die hast du doch nicht allein abgesucht?«

»Von da ab habe ich Laliberté informiert. Ich hatte die Aussage des Nachtwächters und die DNA vom Blutstropfen. Criss, er ist blau angelaufen, als ich ihm die Lügenmärchen über meine Krankheiten verklickert hab. Ich kann dir versichern, daß er gewaltig rumgepöbelt und mir 'ne hübsche Standpauke gehalten hat. Er hat mich sogar beschuldigt, mit dir unter einer Decke zu stecken und dir beim Ausbüxen geholfen zu haben. Man muß schon sagen, daß ich fürstlich den Finger zwischen Baum und Rinde gelegt hatte. Aber ich hab ihn versucht zu überzeugen, und schließlich ist es mir auch gelungen, daß er sich gemäßigt hat im Ton. Denn für den Boß, das weiß du ja, zählt vor allem Akkuratesse. Also hat er sich wieder eingekriegt und kapiert, daß da irgendwas nicht zusammenpaßte. Und plötzlich hat er Himmel und Menschen in Bewegung gesetzt und die Probeentnahmen genehmigt. Und die Anklage zurückgezogen.«

Adamsberg sah abwechselnd von Danglard zu Sanscartier. Zwei Männer, die ihn nicht einen Zentimeter hatten fallenlassen.

»Such bloß nicht nach Worten«, sagte Sanscartier. »Du kommst ja von sehr weit zurück.«

Der Wagen kam auf den verstopften Zugangsstraßen nach Paris nur mühsam voran. Adamsberg hatte sich nach hinten gesetzt, er lag, den Kopf an die Scheibe gelehnt, die Augen halb geschlossen, nahezu ausgestreckt auf der Rückbank und betrachtete aufmerksam die vertraute Landschaft, die an ihm vorüberzog, sowie die Nacken der beiden Männer, die ihn da herausgeholt hatten. Vorbei die Flucht von Raphaël. Vorbei die eigene. Diese Neuigkeit und die Erleichterung waren derart überwältigend, daß sich eine lähmende Müdigkeit auf ihn legte.

»Ich kann es gar nicht glauben, wie du dir diese Geschichte mit dem Mah-Jongg zusammengereimt hast«, sagte Sanscartier

zu ihm. »Laliberté war total verblüfft, er hat gesagt, das wär Spitzenarbeit gewesen. Übermorgen erzählt er's dir selbst.«

»Er kommt?«

»Es ist normal, daß du kein Gefühl mehr dafür hast, aber übermorgen findet die Beförderung deines Capitaine statt. Entsinnst du dich? Dein Chef, Brézillon, hat den Surintendant eingeladen, um das Ding wieder einzurenken.«

Adamsberg hatte Mühe, zu begreifen, daß er noch an diesem Tag, wenn er wollte, ins Büro gehen konnte. Daß er ohne seine Polarmütze Spazierengehen, die Tür aufdrücken und guten Tag sagen konnte. Hände schütteln konnte. Brot kaufen konnte. Sich auf die Brüstung am Seineufer setzen konnte.

»Ich suche nach einer Möglichkeit, wie ich dir danken kann, Sanscartier, und ich finde keine.«

»Keine Sorge, ist schon passiert. Ich gehe wieder in den Außendienst nach Toronto zurück, Laliberté hat mich zum Inspektor ernannt. Deinem Esti von Besäufnis sei's gedankt.«

»Aber der Richter ist auf und davon«, sagte Danglard düster.

»Er wird in Abwesenheit verurteilt werden«, sagte Adamsberg. »Vétilleux wird aus dem Knast kommen und die anderen auch. Letztlich ist es das, was zählt.«

»Nein«, sagte Danglard und schüttelte den Kopf. »Da ist noch das vierzehnte Opfer.«

Adamsberg richtete sich auf und legte seine Ellbogen auf die Rückenlehnen der Vordersitze. Sanscartier roch nach Mandelmilch.

»Das vierzehnte Opfer hab ich doch bei den Nüssen gepackt«, sagte er lächelnd.

Danglard warf ihm über den Rückspiegel einen Blick zu. Das erste richtige Lächeln, fand er, seit über sechs Wochen.

»Der letzte Spielstein«, sagte Adamsberg, »ist *der wesentliche*. Ohne ihn ist nichts zu Ende, nichts gewonnen und hat nichts

einen Sinn. Er bestimmt den Sieg der Trumpphand, auf ihm ruht das gesamte Spiel.«

»Logisch«, sagte Danglard.

»Und dieser wichtige, kostbare Stein wird ein weißer Drache sein. Aber der in seiner Vollendung höchste weiße Drache, die Trumpphand schlechthin. Der *Blitz*, das gleißende Licht. Er selbst wird es sein, Danglard. Der Dreizack, indem er Vater und Mutter in einem perfekten Bild-Dreier ergänzt, der aus *drei* Spielsteinen besteht, wenn das Werk erst einmal vollendet ist.«

»Wird er sich aufspießen? Mit dem Dreizack?« fragte Danglard stirnrunzelnd.

»Nein. Sein natürlicher Tod wird die Hand beschließen. Das findet sich auch in Ihrer Tonaufzeichnung, Danglard, da sagt er es. *Selbst im Gefängnis, selbst im Grab wird mir dieser letzte Stein nicht entkommen.*«

»Aber er muß seine Opfer doch mit diesem verfluchten Dreizack umbringen«, entgegnete Danglard.

»Dieses hier nicht. Der Richter *ist* der Dreizack.«

Adamsberg warf sich wieder auf die Rückbank und schlief urplötzlich ein. Sanscartier blickte ihn erstaunt an.

»Passiert ihm das oft, daß er einfach so, mit einem Knitts, einschläft?«

»Wenn er sich langweilt oder wenn etwas ihn stark erschüttert hat«, erklärte Danglard.

Adamsberg grüßte zwei ihm unbekannte Bullen, die Camilles Treppenabsatz bewachten, und zeigte ihnen seinen Ausweis - noch immer auf den Namen Denis Lamproie.

Er drückte auf die Klingel. Den Tag zuvor hatte er damit verbracht, in Einsamkeit und einer ungeheuren Benommenheit wieder zum Leben zu erwachen, aber es war ihm schwergefallen, den Kontakt zu sich selbst wiederherzustellen. Nach diesen sieben Wochen, in denen die Himmelswinde über ihn hinweggetost waren, lag er nun auf den Sand geworfen, zerschlagen, durchnäßt und auch ein wenig überrascht, und die Wunden, die der Dreizack gerissen hatte, hatten sich geschlossen. Eins aber wußte er, er mußte Camille sagen, daß er nicht getötet hatte. Zumindest das. Und falls er eine Möglichkeit dazu fand, mußte er sie wissen lassen, daß er den Kerl mit den Hunden aufgespürt habe. Er fühlte sich unwohl mit seiner Mütze unterm Arm, seiner Biesenhose, seiner Jacke mit den silberverzierten Schulterstücken und der Medaille im Knopfloch. Wenigstens bedeckte die Mütze die Tonsur.

Camille öffnete unter dem Blick der beiden Polizisten. Sie bedeutete Ihnen, daß sie den Besucher kannte.

»Zwei Bullen überwachen mich ununterbrochen«, sagte sie und schloß die Tür, »und ich kann Adrien nicht erreichen.«

»Danglard ist auf der Präfektur. Er schließt gerade eine umfangreiche Akte ab. Die Bullen werden dich noch mindestens zwei Monate lang bewachen.«

Während er hin und her lief im Atelier, gelang es Adamsberg annähernd, seine Geschichte zu erzählen, wobei er Noëlla zu umgehen versuchte und auf diese Weise schon wieder die

Wabenzellen durcheinanderbrachte. Mitten in seinem Bericht unterbrach er sich.

»Ich habe auch diesen Kerl mit den Hunden aufgespürt«, sagte er.

»Gut«, sagte Camille nach einer Weile. »Wie findest du ihn?«

»Wie den davor.«

»Es ist schön, daß er dir gefällt.«

»Ja, so ist es einfacher. Wir werden uns die Hand geben können.«

»Zum Beispiel.«

»Ein paar Worte wechseln, von Mann zu Mann.«

»Auch das.«

Adamsberg nickte und brachte seinen Bericht zu Ende, Raphaël, die Flucht, die Drachen. Er gab ihr die Spielanleitung zurück, bevor er ging, und schloß behutsam die Tür hinter sich. Das kleine Geräusch, als sie einrastete, versetzte ihm einen Stich. Jeder für sich, lebten sie auf getrennten Erdschollen zu beiden Seiten dieser Holzplatte, die er mit seinen eigenen Händen verriegelt hatte. Aber wenigstens ließen seine beiden Uhren nicht voneinander, die wie in heimlicher Paarung an seinem linken Handgelenk leicht gegeneinanderschlugen.

Da standen sie alle vorschriftsmäßig in Uniform in den Räumen der Brigade. Danglard ließ seinen Blick zufrieden über die ungefähr hundert Personen schweifen, die im Konzilsaal versammelt waren. Im Hintergrund war für die Rede des Divisionnaire ein Podium hergerichtet worden, Dienstverhältnis, Glückwünsche, Anheften des neuen Rangabzeichens. Worauf seine eigene Rede folgen würde, Danksagungen, humoristische Einlagen und Gefühl. Danach Umarmungen mit allen Kollegen, allgemeine Entspannung, Fressen, Getränke und Lärm. Er beobachtete aufmerksam die Tür, wartete darauf, daß Adamsberg eintrat. Es war durchaus möglich, daß der Kommissar darauf verzichtete, unter solch förmlichen und feierlichen Umständen seinen Fuß wieder in die Brigade zu setzen.

Clémentine war da, in ihrem schönsten geblühten Kleid, begleitet von Josette in Kostüm und Turnschuhen. Clémentine, Zigarette im Mundwinkel, fühlte sich außerordentlich wohl und hatte ihren Brigadier Gardon wiedergefunden, der ihr irgendwann mal netterweise ein Kartenspiel geliehen hatte, das hatte sie nicht vergessen. Die zarte Hackerin, die unbezahlbare Gesetzlose, die in die Welt der Bullen eingedrungen war, wick Clémentine nicht von der Seite, ihr Champagnerglas mit beiden Händen haltend. Danglard hatte auf vorzügliche Qualität des Champagners geachtet und Unmengen davon bestellt, als wollte er diesen Abend mit Vollkommenheit trinken und ihm so feine Bläschen hinzusetzen, daß sie ihn wie erstklassige Moleküle durchsprudelten. Für ihn bestand das Feierliche dieses Augenblicks weniger in der Überreichung seines Rangabzeichens als im Ende von Adamsbergs Leiden.

Da erschien der Kommissar ganz unauffällig in der Tür, und eine Sekunde lang war Danglard verstimmt, weil er nicht einmal seine Uniform angezogen hatte. Gleich darauf begriff er seinen Irrtum, als er sah, wie der Mann zögernd durch die Menge schritt. Dieser Typ dort mit dem schönen braunen Gesicht und den knochigen Zügen war nicht Jean-Baptiste, sondern Raphaël Adamsberg. Der Capitaine begriff, wie Retancourts Plan unter den Augen der Cochs von Gatineau hatte funktionieren können. Er wies Sanscartier auf ihn hin.

»Da ist er«, sagte er. »Der Bruder. Der gerade mit Violette Retancourt spricht.«

»Verstehe, daß er die Kollegen antrotteln konnte«, meinte Sanscartier grinsend.

Der Kommissar, die Mütze auf der Tonsur, folgte ihm wenig später. Clémentine taxierte ihn ungeniert.

»Drei Kilo hat er zugenommen, meine Josette«, sagte sie mit Stolz auf das vollbrachte Werk. »Steht ihm gut, der blaue Anzug, sehr hübsch.«

»Jetzt, da er keine Riegel mehr sprengen muß, werden wir nicht mehr gemeinsam durch unsere verborgenen Kanäle spazieren«, meinte Josette mit Bedauern.

»Gräm dich nicht. Die Bullen haben doch von Berufs wegen dauernd Ärger am Hals. Der hat mit den Spaziergängen noch längst nicht aufgehört, das kannst du mir glauben.«

Adamsberg umarmte seinen Bruder und sah sich um. Letztlich sagte es ihm sehr zu, so in die Brigade zurückzukehren, da er auf diese Weise gleich die geballte Ladung seiner Offiziere und Brigadiere vor sich hatte. In zwei Stunden wäre alles vorbei, Wiedersehen, Fragen, Antworten, Aufregungen und Worte des Dankes. Diese Prozedur war doch sehr viel einfacher als ein langsamer Rundgang von Mann zu Mann, von Büro zu Büro, in vertraulichem Gedankenaustausch. Er ließ Raphaëls Arme los, sandte Danglard ein Zeichen des Einverständnisses und trat zu

dem offiziellen Paar, das Brézillon und Laliberté bildeten.

»Hey, Mensch«, sagte Laliberté zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter. »Ich lag ja fürstlich daneben, total aufm Holzweg. Nimmst du meine Entschuldigung an? Dafür, daß ich dich wie einen verfluchten Killer gejagt hab?«

»Du hattest ja alles, um es zu glauben«, sagte Adamsberg lächelnd.

»Ich hab mit deinem Boß gerade über das Probenmaterial gesprochen. Euer Labor hat Überstunden geschunden, damit heute abend alles abgeschlossen werden konnte. Dieselben Haare, Mensch. Die von deinem Esti von Teufel. Ich wollt's ja nicht glauben, aber du lagst richtig. Ein Spitzenjob.«

Verunsichert durch Lalibertés hemdsärmelige Art, drückte Brézillon, ganz das altherwürdige Frankreich in seiner Uniform, Adamsberg steif die Hand.

»Erfreut, Sie am Leben zu sehen, Kommissar.«

»Du hast mich aber trotzdem ganz schön angetrottelt, als du mit einem Knitts einfach so auf und davon bist«, unterbrach ihn Laliberté und hieb Adamsberg heftig auf die Schulter. »Um Klartext zu sprechen, ich muß sagen, daß ich mich schwarzgeärgert habe.«

»Kann ich mir vorstellen, Aurèle. Du hast ja kein Hintertürchen.«

»Keine Sorge, ich bin nicht mehr sauer. Right? Es war deine einzige Möglichkeit, deine Ansichten durchzubringen. Für einen Wolkenschaufler denkst du ganz schön clever.«

»Kommissar«, unterbrach Brézillon. »Favre ist nach Saint-Etienne versetzt worden, unter Aufsicht. Keine weiteren Folgen, was Sie betrifft, ich habe mich der Auffassung angeschlossen, daß es simple Einschüchterung war. Aber glauben Sie mir, ich etwas anderes. Der Richter hatte von Ihnen bereits Besitz ergriffen. Ich irre mich doch nicht?«

»Nein.«

»Ich warne Sie also für die Zukunft.«

Laliberté faßte Brézillon an der Schulter.

»Brauchst nichts zu fürchten«, sagte er zu ihm. »Solch einen Satansbraten wie seinen Dämon gibt's nur einmal.«

Verlegen machte sich der Divisionnaire aus der großen Hand des Surintendant frei und entschuldigte sich. Das Podium wartete auf ihn.

»Langweilig wie der Tod, dein Boß«, kommentierte Laliberté verächtlich. »Der redet dermaßen hochtrabend und steif, als hätte er 'n Stock im Arsch. Ist der immer so?«

»Nein, manchmal drückt er seine Kippe auch mit dem Daumen aus.«

Entschlossenen Schritts kam Trabelmann auf ihn zu.

»Schluß mit Ihrer Kindheitserinnerung«, sagte der Commandant und gab ihm die Hand. »Es kommt vor, daß auch Prinzen Feuer speien.«

»Schwarze Prinzen.«

»Schwarze Prinzen, wahr und wahrhaftig.«

»Danke, daß Sie gekommen sind, Trabelmann.«

»Tut mir leid wegen des Straßburger Münsters. Ich habe mich ganz offensichtlich geirrt.«

»Sie müssen gar nichts bedauern. Es hat mich auf der ganzen Reise begleitet.«

Beim Gedanken an das Münster bemerkte Adamsberg auf einmal, daß seine Menagerie den Ort inklusive Glockenturm, obere Fenster, untere Fenster und Portal verlassen hatte. Die Viecher waren an ihren angestammten Platz zurückgekehrt, Nessie in sein Loch, die Drachen in die Märchen, die Labradors in die Phantasie, der Fisch in seinen rosafarbenen See, der Ringelgänseboß auf den Ottawa River und das Drittel vom

Commandant in sein Büro. Das Münster war wieder das reine Juwel gotischer Baukunst, das sich ungehindert und sehr viel höher als er in die Wolken erhob.

»Einhundertzweiundvierzig Meter«, sagte Trabelmann und nahm ein Glas Champagner. »Das kann keiner erreichen. Weder Sie noch ich.«

Und schon brach Trabelmann in Gelächter aus.

»Außer in den Märchen«, fügte Adamsberg hinzu.

»Natürlich, Kommissar, natürlich.«

Als die Reden gesprochen waren und man Danglard die Medaille überreicht hatte, füllte sich der Konzilsaal mit Herzlichkeit und Diskussionen, mit Stimmengewirr und Rufen, noch beflügelt durch den Champagner. Adamsberg begrüßte nacheinander die sechszwanzig Beamten seiner Brigade, die seit seiner Flucht mit angehaltenem Atem zwanzig Tage lang verharzt hatten, ohne daß einer von ihnen geschwankt hätte. Er hörte die Stimme von Clémentine, um die sich Brigadier Gardon, Josette, Retancourt - auf Schritt und Tritt verfolgt von Estalère - und Danglard geschart hatten, wobei letzterer stets ein Auge auf den Champagner in den Gläsern hatte, um sofort nachzufüllen, sobald er meinte, er ginge zur Neige.

»Hatte ich nicht recht, als ich sagte, daß dieses Gespenst sich ziemlich gut festkrallt? Sie war'n das also, meine Kleine«, fügte Clémentine, an Retancourt gewandt, hinzu, »die ihn unter Ihrem Rock vor den Polypen versteckt hat? Wieviel warn's denn?«

»Drei, auf sechs Quadratmetern.«

»Na schön. Aber ein Jungchen wie das hier hebt man wie eine Feder hoch. Ich sag ja immer, die einfachsten Ideen sind oft die besten.«

Adamsberg lächelte, und Sanscartier trat wieder zu ihm.

»Criss, es macht Freude, das alles hier mit anzusehen«, sagte

Sanscartier. »Sind ja alle mächtig fein angepellt hier, was? Und du machst 'nen Eindruck in deiner Montur. Was bedeuten eigentlich diese Silberblätter auf deinen Schulterstücken?«

»Kein Ahorn. Das ist Eiche und Ölbaum.«

»Und was bedeuten sie?«

»Weisheit und Frieden.«

»Nimm's mir nicht krumm, aber ich finde nicht unbedingt, daß das zu dir paßt. Inspiration fände ich besser, und ich sag das nicht, damit du dich wie 'n Oberprotz fühlst. Nur gibt's eben keine Baumblätter, die das darstellen.«

Sanscartier kniff die Augen zusammen auf der Suche nach einem Symbol für die Inspiration.

»Gras«, schlug Adamsberg vor. »Was hältst du von Gras?«

»Oder Sonnenblumen? Aber das sähe albern aus auf den Schultern eines Cochs.«

»Meine Intuition ist zuweilen die reinste Schiete, wie du sagen würdest. Unkraut.«

»Gibsta denn so was?«

»Das gibt's oft. Und es kommt sogar vor, daß sie sich fürstlich die Finger im Zwirner zerhäckselt. Ich hab einen fünf Monate alten Sohn, Sanscartier, und hab's erst vor drei Tagen begriffen.«

»Criss, hast du etwa das Schiff verpaßt?«

»Vollkommen.«

»War sie's, die dich auf die Weide geschafft hat?«

»Nein, ich.«

»Und du warst nicht mehr verliebt?«

»Doch. Keine Ahnung.«

»Trotzdem bist du hinter den Mädchen hergelaufen?«

»Ja.«

»Also hast du sie getäuscht, und das tat deiner Puppe weh.«

»Ja.«

»Und dann, irgendwann, hast du dein Wort gebrochen und bist ohne Empfehlung auf und davon?«

»Man könnte es nicht besser sagen.«

»Hast du dir deshalb an jenem Abend in der *Schleuse* die Kante gegeben?«

»Unter anderem.«

Sanscartier trank sein Glas Champagner in einem Zug aus.

»Nimm's nicht persönlich, aber daß du dir soviel blaue Flecken holst, liegt daran, daß du dich in deiner Strickarbeit verhedderst. Kannst mir folgen?«

»Sehr gut.«

»Ich bin kein Rätsellöser, aber ich würde sagen, du solltest deinen Grips richtig festhalten und deine Lichter anknipsen.«

Adamsberg schüttelte den Kopf.

»Sie betrachtet mich von sehr fern und wie eine verdamnte Gefahr.«

»Tja, wenn dir so ist, daß du ihr Vertrauen wiedergewinnen willst, kannst du's ja immer noch versuchen.«

»Und wie?«

»Na, wie auf der Baustelle. Sie reißen die abgestorbenen Baumstümpfe raus und pflanzen junge Ahornbäume.«

»Na, wie?«

»Wie ich's dir gerade gesagt hab. Sie reißen die abgestorbenen Baumstümpfe raus und pflanzen junge Ahornbäume.«

Sanscartier zeichnete mit seinem Finger Kreise auf seiner Schläfe, um anzudeuten, daß die Aktion ein wenig Nachdenken erforderte.

»Setz dich drauf und dreh dich rum?«

»Genau so, Schumm.«

Um zwei Uhr morgens gingen Raphaël und sein Bruder zu Fuß nach Hause, im Gleichschritt, im gleichen Rhythmus.

»Ich fahre ins Dorf, Jean-Baptiste.«

»Ich komme mit. Brézillon hat mir eine Woche Zwangsurlaub verordnet. Ich sehe wohl etwas mitgenommen aus.«

»Glaubst du, daß die Kinder da oben beim Waschplatz noch immer Kröten explodieren lassen?«

»Daran zweifle ich nicht, Raphaël.«

Die acht Mitglieder der Quebec-Mission begleiteten Laliberté und Sanscartier nach Roissy, zum Flug um 16 Uhr 50 nach Montreal. Es war das sechste Mal in sieben Wochen, daß sich Adamsberg auf diesem Flughafen wiederfand, in sechs unterschiedlichen Gemütsverfassungen. Als sie unter der Anzeigentafel zusammentraten, war er beinahe erstaunt, daß Jean-Pierre Emile Roger Feuillet nicht mit dabei war, ein anständiger Kerl, dieser Jean-Pierre, dem er gern die Hand geschüttelt hätte.

Er hatte sich ein paar Meter von der Gruppe entfernt mit Sanscartier, der ihm seine Spezialwetterjacke mit zwölf Taschen schenken wollte.

»Aber Achtung«, erklärte Sanscartier, »für 'ne Jacke ist die ziemlich ausgetüftelt, denn man kann sie wenden. Mit der schwarzen Seite bis du gut geschützt, Schnee und Wasser fließen an dir ab, ohne daß du was davon merkst. Und mit der blauen Seite erkennt man dich gut im Schnee, aber sie ist nicht wasserdicht. Da wirst du naß. Also kannst du sie ganz nach Laune mal so und mal so rum tragen. Nimm's nicht persönlich, ist wie im Leben.«

Adamsberg fuhr sich durch sein kurzes Haar.

»Ich verstehe«, sagte er.

»Nimm sie«, sagte Sanscartier und stopfte Adamsberg die Jacke unter den Arm. »So wirst du mich nicht vergessen.«

»Die Gefahr besteht nicht«, murmelte Adamsberg.

Sanscartier klopfte ihm auf die Schulter.

»Knips deine Lichter an, nimm deine Skier und mach dich auf den Weg, Schumm. Und nix für ungut.«

»Grüß das Eichhörnchen vom Dienst von mir.«

»Criss, du hattest es bemerkt? Gérald?«

»So heißt es?«

»Ja. Nachts verkriecht es sich in dem kleinen Loch in der Regenrinne, die mit Frostschutzmittel eingeschmiert ist. Gerissen, findst du nicht auch? Und tagsüber will es seinen Dienst tun. Weißt du, daß es Kummer hatte?«

»Ich weiß von nichts. Ich war ja selbst in einem Loch.«

»Hattest du mitbekommen, daß er sich 'ne Puppe angelacht hatte?«

»Na, klar.«

»Tja, seine Puppe hat das Spiel irgendwann aufgegeben. Da war Gérald nur noch 'n Wrack, er ist den ganzen Tag in seinem Loch hockengeblieben. Also hab ich ihm abends zu Hause Nüsse geknackt und sie ihm morgens neben die Regenrinne gelegt. Nach drei Tagen ist er schließlich weich geworden und hat wieder gefressen. Der Boß hat rumgebrüllt, welcher Trottel dem Gérald Nüsse mitgebracht hätte, aber ich hab meinen Rand gehalten, kannst du dir vorstellen. Er hatte mich ja schon wegen deiner Sache mächtig auf dem Kien.«

»Und jetzt?«

»Er lag nicht allzu lange vor Anker, der Gérald, dann hat er wieder seinen Job gemacht, und die Kleine ist zurückgekommen.«

»Dieselbe?«

»Na ja, das weiß ich nicht. Eichhörnchen kann man ja so schlecht unterscheiden. Außer Gérald, den ich unter Tausenden wiedererkennen würde. Du nicht?«

»Ich glaube schon.«

Sanscartier drückte noch einmal seine Schulter, und Adamsberg ließ ihn mit Bedauern durch die Paßkontrolle davongehen.

»Kommsta wieder?« fragte ihn Laliberté und drückte kräftig seine Hand. »Ich schulde dir was, das wollte ich dir noch sagen. Fühl dich ganz wie zu Hause, und komm ruhig noch mal die roten Blätter und den Pfad besuchen. Jetzt ist es kein verdammter Pfad mehr, du kannst deinen Fuß jederzeit drauf setzen.«

Laliberté hielt Adamsbergs Hand in seiner eisernen Pranke fest. In den Augen des Surintendant, in denen er nie mehr als drei Empfindungen entdeckt hatte, Herzlichkeit, Akkuratess oder Wut, hing plötzlich ein nachdenklicher Schleier, der sein Gesicht veränderte. Unter der Oberfläche von Wassern, dachte er mit Blick auf den Pinksee, liegt immer etwas Unbekanntes.

»Soll 'ch dir was sagen?« fuhr er fort. »Vielleicht braucht man bei den Cops manchmal auch Wolkenschaufler.«

Dann ließ er seine Hand los und verschwand ebenfalls. Adamsberg folgte mit den Augen seinem breiten Rücken, der sich in der Menge verlor. Von weitem erkannte er noch den Kopf von Sanscartier dem Guten. Gern hätte er eine kleine Probe seiner Güte entnommen, sie auf ein Papierplättchen und dann in eine Wabenzelle gesetzt, um sie sich schließlich in seine DNA-Stränge zu spritzen.

Die sieben Mitglieder der Brigade waren bereits wieder am Ausgang. Er hörte, wie Voisenets Stimme nach ihm rief. Er drehte sich um und ging, den Wendemantel des Sergent über der Schulter, langsam zur Gruppe zurück.

Nimm deine Skier, und mach dich auf den Weg, Wolkenschaufler.

Setz dich mal richtig drauf, Mensch.

Und dreh dich rum.